



*J. H. Fomseue*

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

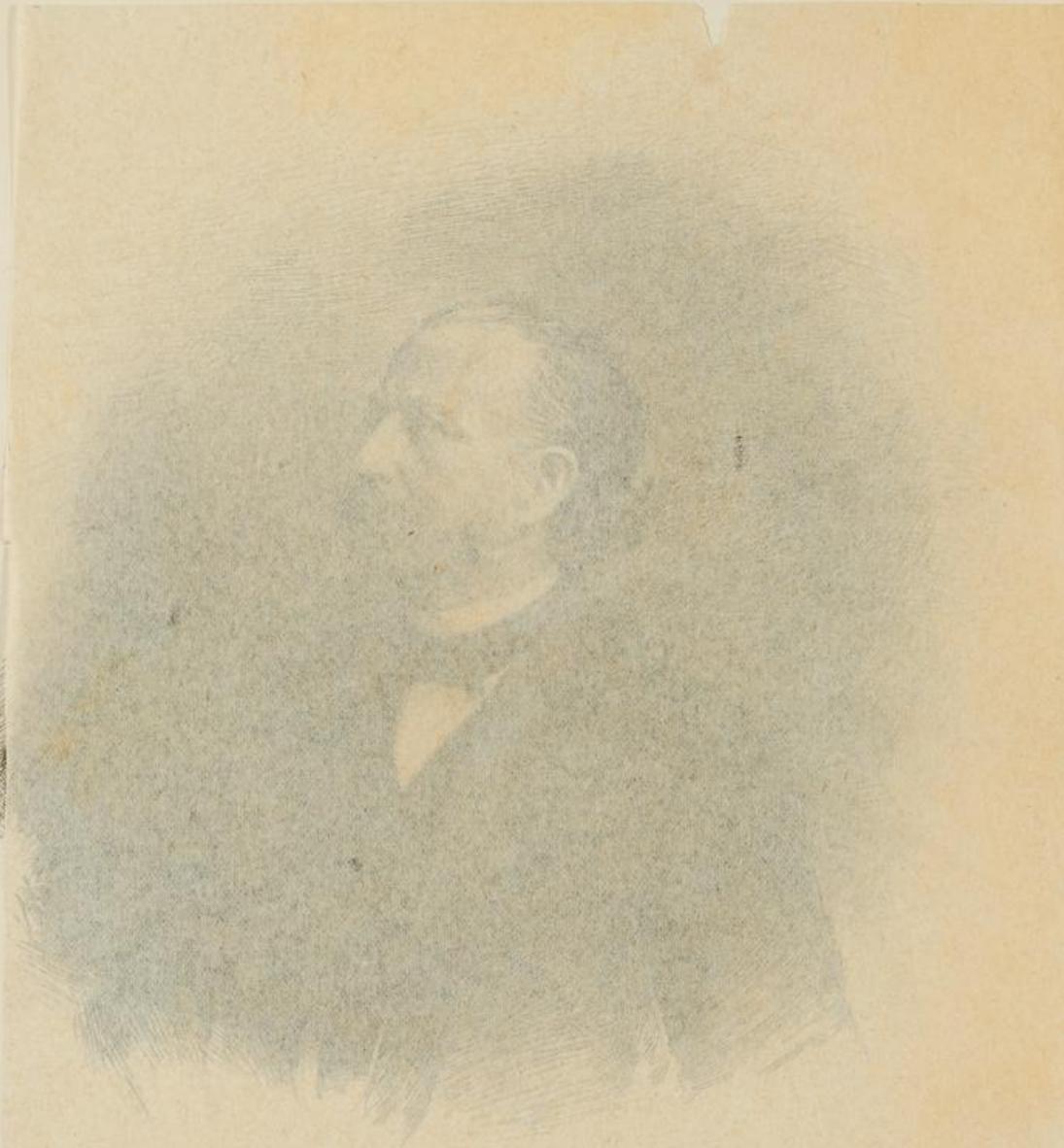
Paul Lindau.

XIII Band. — Juni 1880. — 59. Heft.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



J. H. F. F. F.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

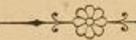
von

Paul Lindau.

---

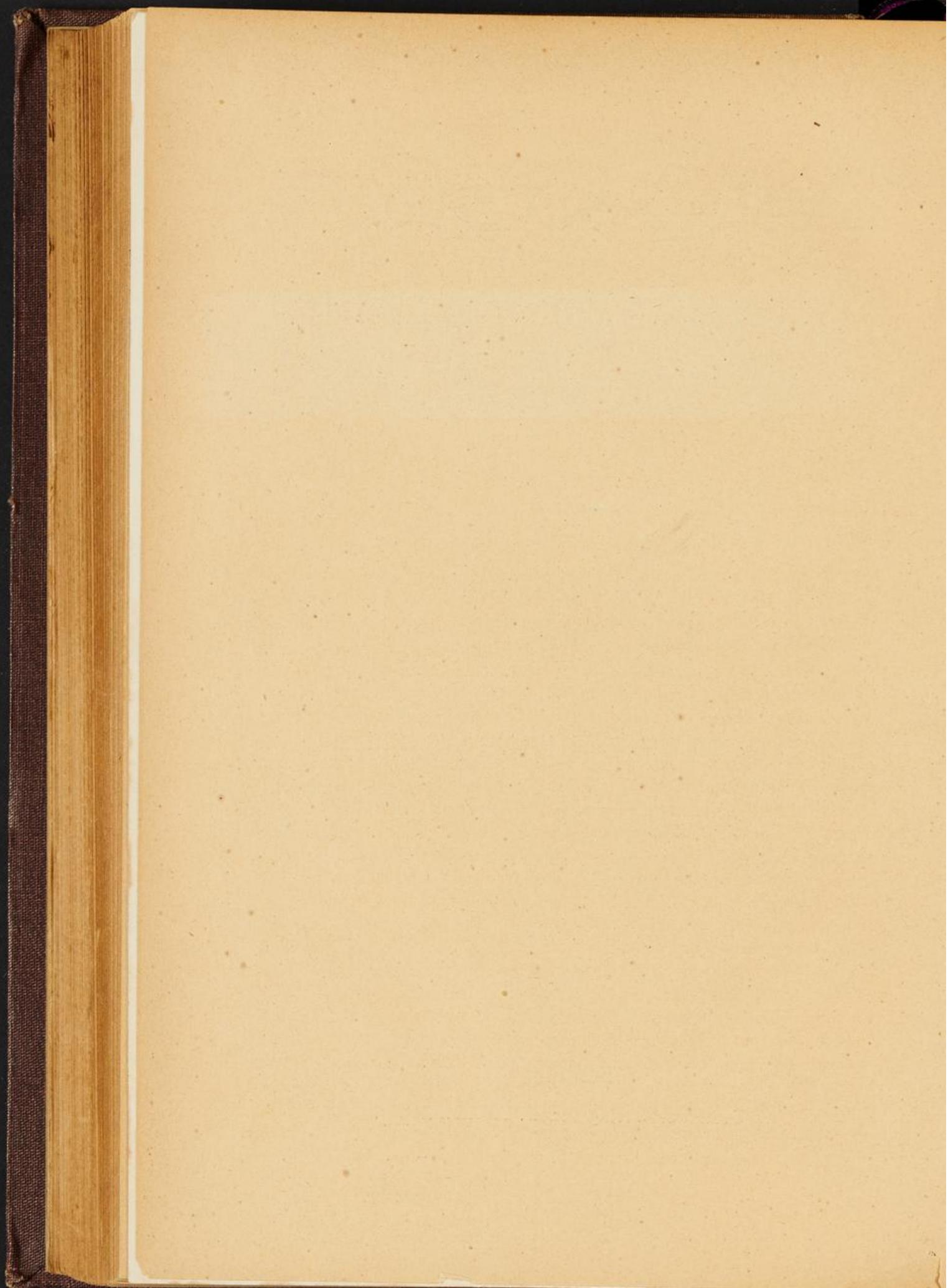
XIII. Band. — Juni 1880. — 39. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Theodor Fontane.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





## S ' U d u l t e r a .

Novelle

von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

### I. Commercierrath Van der Straaten.

**D**er Commercierrath Van der Straaten, Große Petristraße 4, war einer der vollgiltigsten Financiers der Hauptstadt, eine Thatsache, die dadurch wenig alterirt wurde, daß er mehr eines geschäftlichen als eines persönlichen Ansehens genoß. An der Börse galt er bedingungslos, in der Gesellschaft nur bedingungsweise. Es hatte dies, wenn man herum hörchte, seinen Grund zu sehr wesentlichem Theile darin, daß er zu wenig „draußen“ gewesen war und die Gelegenheit versäumt hatte, sich einen allgemein giltigeren Weltchliff oder auch nur die seiner Lebensstellung entsprechenden Allüren anzueignen. Einige neuerdings erst unternommene Reisen nach Paris und Italien, die übrigens niemals über ein paar Wochen hinaus ausgedehnt worden waren, hatten an diesem Thatbestande nichts Erhebliches ändern können und ihm jedenfalls ebenso seinen specifisch localen Stempel wie seine Vorliebe für drastische Sprüchwörter und heimisch geflügelte Worte von der derberen Observanz gelassen. Er pflegte, um ihn selber mit einer seiner Lieblingswendungen einzuführen „aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen“ und hatte sich, als reicher Leute Kind, von Jugend auf daran gewöhnt, Alles zu thun und zu sagen, was zu thun und zu sagen er lustig war. Er haßte zweierlei: sich zu geniren und sich zu ändern. Nicht als ob er sich in der Theorie für besserungs-unbedürftig gehalten hätte, keineswegs, er bestritt nur in der Praxis eine besondere Benöthigung dazu. Die meisten Menschen, so hieß es dann wohl in seinen jederzeit gern gegebenen Auseinandersetzungen, seien einfach erbärmlich und so grundschlecht, daß er, verglichen mit ihnen, an einer wahren Engelgrenze stehe. Er sähe mithin nicht ein, warum er an sich arbeiten und sich Unbequemlichkeiten machen solle. Zudem könne man jeden Tag an jedem

beliebigen Conventikler oder Predigtamtsandidaten erkennen, daß es doch zu nichts führe. Es sei eben immer die alte Geschichte, und um den Teufel auszutreiben, werde Beelzebub citirt. Er zög' es deshalb vor, Alles beim Alten zu belassen. Und wenn er so gesprochen, sah er sich selbstzufrieden um und schloß behaglich und gebildet: „O rühret, rühret nicht daran“, denn er liebte das Einstreuen lyrischer Stellen, ganz besonders solcher, die seinem echt-berlinischen Gange zum bequem Gefühlvollen einen Ausdruck gaben. Daß er eben diesen Gang auch wieder ironisirte, versteht sich von selbst.

Van der Straaten, wie hiernach zu bemessen, war eine sentimental-humoristische Natur, deren Berlinismen und Cynismen nichts weiter waren, als etwas wilde Schößlinge seiner Unabhängigkeit und immer ungetriebten Laune. Und in der That, es gab nichts in der Welt, zu dem er, Tag oder Nacht, so beständig aufgelegt gewesen wäre, wie zu Bonmots und scherzhaften Reparties, ein Zug seines Wesens, der sich schon bei Vorstellungen in der Gesellschaft zu zeigen pflegte. Denn die bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten nie ausbleibende Frage nach seinen näheren oder ferneren Beziehungen zu dem Gukow'schen Vanderstraaten, ward er nicht müde, prompt und beinahe paragraphenweise dahin zu beantworten, daß er jede Verwandtschaft mit dem von der Bühne her so bekannt gewordenen Manasse Vanderstraaten ablehnen müsse, 1. weil er seinen Namen nicht einwortig sondern dreiwortig schreibe, 2. weil er trotz seines Vornamens Ezechiel, nicht bloß überhaupt getauft worden sei, sondern auch das nicht jedem Preußen zu Theil werdende Glück gehabt habe, durch einen evangelischen Bischof, und zwar durch den alten Bischof Noß, in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden, und 3. und letzterens weil er seit längerer Zeit des Vorzugs genieße, die Honneurs seines Hauses nicht durch eine Judith, sondern durch eine Melanie machen lassen zu können. Durch eine Melanie, die, zu weiterem Unterschiede, nicht seine Tochter, sondern seine „Gemahlin“ sei. Und dies Wort sprach er dann mit einer gewissen Feierlichkeit, in der Scherz und Ernst geschickt zusammenklagen.

Aber der Ernst überwog, wenigstens in seinem Herzen. Und es konnte nicht anders sein, denn die junge Frau war fast noch mehr sein Stolz als sein Glück. Älteste Tochter Jean de Caparoux', eines Adligen aus der französischen Schweiz, der als Generalconsul eine lange Reihe von Jahren in der norddeutschen Hauptstadt gelebt hatte, war sie ganz und gar als das verwöhnte Kind eines reichen und vornehmen Hauses großgezogen und in all ihren Anlagen auf's Glückliche herangebildet worden. Ihre heitere Grazie war fast noch größer als ihr Esprit und ihre Liebenswürdigkeit noch größer als Beides. Alle Vorzüge französischen Wesens erschienen in ihr vereinigt. Ob auch die Schwächen? Es verlautete nichts darüber. Ihr Vater starb früh, und statt eines gemuthmaßten großen Vermögens, fanden sich nur Debets über Debets. Und um diese Zeit war es denn auch, daß der zwei-

undvierzigjährige Van der Straaten um die siebzehnjährige Melanie warb und ihre Hand erhielt. Einige Freunde beider Häuser ermangelten selbstverständlich nicht, allerhand Trübes zu prophezeien. Aber sie schienen im Unrecht bleiben zu sollen. Zehn glückliche Jahre, glücklich für beide Theile, waren seitdem vergangen, Melanie lebte wie die Prinzess im Märchen, und Van der Straaten seinerseits trug mit freudiger Ergebung seinen Necknamen „Ezel“, in den die junge Frau den langathmigen und etwas suspecten „Ezechiel“ umgewandelt hatte. Nichts fehlte. Auch Kinder waren da: zwei Töchter; die jüngere des Vaters, die ältere der Mutter Ebenbild, groß und schlank und mit herabfallendem, dunklem Haar. Aber während die Augen der Mutter immer lachten, waren die der Tochter ernst und schwermüthig, als sähen sie in die Zukunft.

## II. L'Adultera.

Die Wintermonate pfl egten die Van der Straaten in ihrer Stadt- wohnung zuzubringen, die, trotzdem sie altmodisch war, doch an Comfort nichts vermissen ließ. Jedenfalls aber bot sie für das gesellschaftliche Treiben der Saison eine größere Bequemlichkeit, als die spreceabwärts am Nordwest- rande des Thiergartens gelegene Villa.

Der erste Subscriptionsball war gewesen, vor zwei Tagen erit, und Van der Straaten und Frau nahmen wie gewöhnlich in dem hochpaneelirten Wohn- und Arbeitszimmer des Ersteren ihr gemeinschaftliches Frühstück ein. Von dem beinahe unmittelbar vor ihrem Fenster aufragenden Petri-Kirchthurme herab schlug es eben Neun und die kleine französische Stuhluhr secundirte pünktlich, lief aber, in ihrer Hast und Eile den dumpfen und langsamen Schlägen, die von draußen her laut wurden, weit voraus. Alles athmete Behagen, am meisten der Hausherr selbst, der in einen Schaukelstuhl gelehnt und die Morgenzeitung in der Hand, abwechselnd seinen Kaffee und den Subscriptions-Ball-Bericht einschlürfte. Nur dann und wann ließ er seine Hand mit der Zeitung sinken und lachte.

„Was lachst Du wieder, Ezel“, sagte Melanie, während sie mit ihrem linken Morgenschuh kokettisch hin und her klappte. „Was lachst Du wieder? Ich wette die Robe, die Du mir heute noch kaufen wirst, gegen Dein häßliches, rothes und mir zum Tork wieder schief umgeknotetes Halstuch, daß Du nichts gefunden hast als ein paar Zweideutigkeiten“.

„Er schreibt zu gut“, antwortete Van der Straaten, ohne den hinge- worfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. „Und was mich am meisten freut, sie nimmt es Alles für Ernst“.

„Wer denn?“

„Nun wer! Die Maywald, Deine Rivalin. Und nun höre. Oder lies es selbst“.

„Nein, ich mag nicht. Ich liebe nicht diese Berichte mit ausgeschnittenen Kleidern und Anfangsbuchstaben“.

„Und warum nicht? Weil Du noch nicht an der Reihe warst. Ja, Lanni, er geht stolz an Dir vorüber“.

„Ich würd' es mir auch verbitten“.

„Verbitten! Was heißt verbitten? Ich verstehe Dich nicht. Oder glaubst Du vielleicht, daß gewesene Generalconsulstöchter in vestalisch-priesterlicher Unnahbarkeit durch's Leben schreiten oder sacrosanct sind wie Botschafter und Ambassaden! Ich will Dir ein Sprüchwort sagen, das Ihr in Genf nicht haben werdet . . .“

„Und das wäre?“

„Sieht doch die Katz den Kaiser an. Und ich sage Dir, Lanni, was man ansehen darf, das darf man auch beschreiben. Oder verlangst Du, daß ich ihn fordern sollte? Pistolen und zehn Schritt Barriere“.

Melanie lachte. „Nein Ezel, ich stürbe wenn Du mir todtgeschossen würdest“.

„Höre, dies solltest Du Dir doch überlegen. Das Beste, was einer jungen Frau wie Dir passiren kann, ist doch immer die Wittwenschaft, oder „le Veuvage“ wie meine Pariser Wirthin mir einmal über das andere zu versichern pflegte. Beiläufig, meine beste Reise-Reminiscenz. Und dabei hättest Du sie sehen sollen, die kleine, corpulente, schwarze Madame . . .“

„Ich sehne mich nicht danach. Ich will lieber wissen, wie alt sie war“.

„Fünzig. Die Liebe fällt nicht immer auf ein Rosenblatt . . .“

„Nun, da mag es Dir und ihr verziehen sein“.

Und dabei stand Melanie von ihrem hochlehnigen Stuhl auf, legte den Cannevas bei Seite, an dem sie gestickt hatte, und trat an das große Mittelfenster.

Unten bewegte sich das bunte Treiben eines Markttages, dem die junge Frau gern zuzusehen pflegte. Was sie daran am meisten fesselte, waren die Gegenstände. Dicht an der Kirchenthür, an einem kleinen, niedrigen Tische, saß ein Mütterchen, das ausgelassenen Honig in großen und kleinen Gläsern verkaufte, die mit ausgezacktem Papier und einem rothen Wollfaden zugebunden waren. Ihr zunächst erhob sich eine Wildhändlerbude, deren sechs aufgehängte Hasen mit traurigen Gesichtern zu Melanie hinübersehen, während in Front der Bude, das erfrorene Gesicht in eine Capuze gesteckt, ein kleines Mädchen auf und ab lief und ihre Schäfchen, wie zur Weihnachtszeit an die Vorübergehenden feilbot. Ueber dem Ganzen aber lag ein grauer Himmel, und ein paar Flocken federten und tanzten, und wenn sie niederfielen, wurden sie vom Luftzuge neu gefaßt und wieder in die Höhe gewirbelt.

Etwas wie Sehnsucht überkam Melanie beim Anblick dieses Flockentanzes, als müsse es schön sein, so zu steigen und zu fallen und dann wieder zu steigen, und sie wollte sich eben vom Fenster her ins Zimmer zurückwenden, um, in leichtem Scherze, ganz wie sie's liebte, sich und ihre Sehnsuchtsanwandlung zu persifliren, als sie, von der Brüderstraße her, eines jener langen und auf niedrigen Rädern gehenden Gefährte vorfahren sah, die

die hauptstädtischen Bewohner Kollwagen nennen. Es konnte das Exemplar, das eben hielt, als ein Musterstück seiner Gattung gelten, denn nichts fehlte. Nach hinten zu war der zum Abladen dienende Doppelbaum in vorschriftsmäßigem rechten Winkel aufgerichtet, vorn stand der Kutscher mit Vollbart und Lederschurz, und in der Mitte lief ein kleiner Bastard von Spitz und Rattenfänger hin und her, und bellte Jeden an, der nur irgendwie Miene machte, sich auf fünf Schritte dem Wagen zu nähern. Er hatte kaum noch ein Recht zu diesen Aeußerungen übertriebener Wachsamkeit, denn auf dem ganzen langen Wagenbrette lag nur noch ein einziges Colli, das der Kollkutscher jetzt zwischen seine zwei Riesenhände nahm und in den Hausflur hineintrug, als ob es eine Pappschachtel wäre.

Ban der Straaten hatte mittlerweile seine Lectüre beendet und war an ein unmittelbar neben dem Eckfenster stehendes Pult getreten, an dem er zu schreiben pflegte.

„Wie schön diese Leute sind“, sagte Melanie. „Und so stark. Und dieser wundervolle Bart! So dent' ich mir Simson“.

„Ich nicht“, entgegnete Ban der Straaten trocken.

„Oder Wieland den Schmid“.

„Schon eher. Und über kurz oder lang dent' ich, wird diese Sache spruchreif sein. Denn ich wette zehn gegen eins, daß ihn der „Meister“ in irgend etwas Zukünftigem bereits unterm Hammer hat. Oder sagen wir auf dem Ambos. Es klingt etwas vornehmer“.

„Ich muß Dich bitten, Ezel . . . Du weißt . . .“

Aber ehe sie schließen konnte, wurde geklopft, und einer der jungen Contoristen erschien in der Thür, um seinem Chef, unter gleichzeitiger Verbeugung gegen Melanie, einen Frachtbrief einzuhändigen, auf dem in großen Buchstaben und in italienischer Sprache vermerkt war: „zu eigenen Händen des Empfängers“.

Ban der Straaten las und war sofort wie elektrisirt. „Ah, von Salviati! . . . Das ist hübsch, das ist schön . . . Gleich die Kiste heraufschaffen! . . . Und Du bleibst, Melanie . . . Hat er doch Wort gehalten . . . Freut mich, freut mich wirklich. Und Dich wird es auch freuen. Etwas Venezianisches, Lanni . . . Du warst so gern in Venedig“.

Und während er in derartig kurzen Sätzen immer weiter perorirte, hatte er aus einem Kasten seines Arbeitstisches ein Stemmeisen heraus genommen und hantirte damit, als die Kiste hereingebracht worden war, so vertraut und so geschickt, als ob es ein Korkzieher oder irgend ein anderes Werkzeug alltäglicher Benutzung gewesen wäre. Mit Leichtigkeit hob er den Deckel ab und setzte das daran angeschraubte Bild auf ein großes staffeleiartiges Gestell, das er schon vorher aus einer der Zimmerecken ans Fenster geschoben hatte. Der junge Commis hatte sich inzwischen wieder entfernt, Ban der Straaten aber, während er Melanie mit einer gewissen Feierlichkeit

vor das Bild führte, sagte jetzt: „Nun Lanni, wie findest Du's? . . . Ich will Dir übrigens zu Hilfe kommen . . . Ein Tintoretto“.

„Copie?“

„Freilich“, stotterte Van der Straaten etwas verlegen. „Originale werden nicht hergegeben. Und würden auch meine Mittel übersteigen. Dennoch dächt' ich . . .“

Melanie hatte mittlerweile die Hauptfiguren des Bildes mit ihrem Vorgnon gemustert und sagte jetzt: „Ah, l'Adultera! . . . Jetzt erkenn' ich's. Aber daß Du gerade das wählen mußtest! Es ist eigentlich ein gefährliches Bild, fast so gefährlich wie der Spruch . . . Wie heißt er doch?“

„Wer unter Euch ohne Sünde ist . . .“

„Richtig. Und ich kann mir nicht helfen, es liegt so was Ernuthigendes darin. Und dieser Schelm von Tintoretto hat es auch ganz in diesem Sinne genommen. Sieh nur! . . . Geweint hat sie . . . Gewiß . . . Aber warum? Weil man ihr immer wieder und wieder gesagt hat, wie schlecht sie sei. Und nun glaubt sie's auch, oder will es wenigstens glauben. Aber ihr Herz wehrt sich dagegen und kann es nicht finden . . . Und daß ich Dir's gestehe, sie wirkt eigentlich rührend auf mich. Es ist so viel Unschuld in ihrer Schuld . . . Und Alles wie vorherbestimmt“.

Melanie, während sie so sprach, war ernster geworden und von dem Bilde zurückgetreten. Nun aber fragte sie: „Hast Du schon einen Platz dafür?“

„Ja, hier“. Und er wies auf eine Wandstelle neben seinem Schreibpult.

„Ich dachte“ fuhr Melanie fort „Du würdest es in die Galerie schicken. Und offen gestanden, es wird sich an diesem Pfeiler etwas sonderbar annehmen. Es wird . . .“

„Unterbrich Dich nicht“.

„Es wird den Wit' herausfordern und die Bosheit, und ich höre schon Reiff und Duquede medifiren, vielleicht auf Deine Kosten und gewiß auf meine“.

Van der Straaten hatte seinen Arm auf das Pult gelehnt und lächelte.

„Du lächelst, und sonst lachst Du doch, lachst mehr als gut ist und namentlich lauter als gut ist. Es steckt etwas dahinter. Sage, was hast Du gegen mich? Ich weiß recht gut, Du bist nicht so harmlos, wie Du Dich stellst. Und ich weiß auch, daß es wunderliche Gemüthlichkeiten giebt. Ich hab 'mal von einem russischen Fürsten gelesen, ich glaube Suboff war sein Name. Eigentlich waren es zwei, zwei Brüder. Die spielten Karten und dann ermordeten sie den Kaiser Paul und dann spielten sie wieder Karten. Ich glaube beinah, Du könntest auch so 'was! Und alles mit gutem Gewissen und gutem Schlaf“.

„Also darum König Ezel!“ lachte Van der Straaten.

„O nein. Nicht darum. Als ich Dich so hieß, war ich noch ein halbes Kind. Und ich kannte Dich damals noch nicht. Jetzt aber kenne ich

Dich, und ich weiß nur nicht, ob es etwas sehr Gutes oder etwas sehr Schlimmes ist, was in Dir steckt . . . Aber nun komm. Unser Kaffee ist kalt geworden“.

Und sie gab ihren Platz am Fenster auf, setzte sich wieder auf ihren hochlehnigen Stuhl und nahm Nadel und Cannevas und that ein paar rasche Stiche. Zugleich aber ließ sie kein Auge von ihm, denn sie wollte wissen, was in seiner Seele vorging.

Und er wollt' es ihr auch nicht länger verbergen. War er doch ohnehin, aller Freundschaft unerachtet, ohne Freund und Vertrauten, und so trieb es ihn, angefichts dieses Bildes, einmal aus sich herauszugehn.

„Ich habe Dich nie mit Eifersucht gequält, Lanni“.

„Und ich habe Dir nie Veranlassung dazu gegeben“.

„Nein. Aber heute roth und morgen todt. Das heißt, Alles wechselt im Leben. Und sieh, als wir letzten Sommer in Venedig waren, und ich dies Bild sah, da stand es auf einmal Alles deutlich vor mir. Und da war es denn auch, daß ich Salviati bat, mir das Bild copiren zu lassen. Ich will es vor Augen haben, so als Memento mori, wie die Capuziner, die sonst nicht mein Geschmak sind. Denn sieh, Lanni, auch in ihrer Furcht unterscheiden sich die Menschen. Da sind welche, die halten es mit dem Vogel Strauß und stecken den Kopf in den Sand und wollen nichts wissen. Aber andere haben eine Neigung, ihr Geschick immer vor sich zu sehen und sich mit ihm einzuleben. Sie wissen genau, den und den Tag sterb' ich. Und sie lassen sich einen Sarg machen und betrachten ihn fleißig, und die beständige Vorstellung des Todes nimmt auch dem Tode schließlich seine Schrecken. Und sieh, Lanni, so will ich es auch machen, und das Bild soll mir dazu helfen . . . . Denn es ist erblich in unserm Haus' . . . und so gewiß dieser Zeiger . . .“

„Aber Gzel“ unterbrach ihn Melanie „was hast Du nur? Ich bitte Dich, wo soll das hinaus? Wenn Du die Dinge so siehst, so weiß ich nicht, warum Du mich nicht heut oder morgen einmauern läßt“.

„An Dergleichen hab' ich auch schon gedacht. Und ich bekenne „Melanie die Nonne“ klinge nicht übel, und es ließe sich eine Ballade darauf machen. Aber es hilft zu nichts. Denn Du glaubst garnicht, was Liebende bei gutem Willen Alles durchsetzen. Und sie haben immer guten Willen“.

„O, ich glaub es schon“.

„Nun siehst Du“ lachte Van der Straaten, den diese scherzhafte Wendung plötzlich wieder zu heiterer Laune stimmte. „So hör' ich Dich gern. Und zur Belohnung: Das Bild soll nicht an diesen Eckseiler, sondern in die Galerie. Verlaß Dich darauf. Und um Dir nichts zu verschweigen, ich hab auch so selber meine wechselnden und widerstreitenden Gedanken, und mitunter dent' ich: ich sterbe vielleicht drüber hin. Und das wäre das Beste. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Es ist nichts Neues. Aber die trivialsten Sätze sind immer die richtigsten“.

„Dann vergiß auch nicht den, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll!“

Er nickte. „Da hast Du recht. Und wir wollens auch nicht, und wollen diese Stunde vergessen. Ganz und gar. Und wenn ich Dich je wieder daran erinnere, so sei's im Geiste des Friedens und zum Zeichen der Veröhnung. Lache nicht. Es kommt was kommen soll. Und wie sagtest Du doch? Es sei so viel Unschuld in ihrer Schuld. . .“

„ . . . Und vorherbestimmt, sagt' ich. Prädestinirt! . . . Aber vorherbestimmt ist heute, daß wir ausfahren, und das ist die Hauptsache. Denn ich brauche die Robe viel, viel nöthiger, als Du den Tintoretto brauchst. Und ich war eine Thörin und ein Kindskopf, daß ich alles so bitter ernsthaft genommen und Dir jedes Wort geglaubt habe! Du hast das Bild haben wollen, c'est tout. Und nun gehab Dich wohl, mein Dänenprinz, mein Träumer. . . Sein oder nicht sein . . . Variationen von Ezechiel Von der Straaten!“

Und sie stand auf und lachte, und stieg die kleine durchbrochene Treppe hinauf, die, von Van der Straatens Zimmer aus, in die Schlafzammer des zweiten Stockes führte.

### III. Logirbesuch.

Van der Straaten, um es zu wiederholen, bewegte sich gern in dem Gegensatz von derb und gefühlvoll, überhaupt in Gegensätzen, und so war es wenig verwunderlich, daß das vor dem Tintoretto geführte Gespräch in seinem Herzen nicht allzu lange nachtönte. Auch nicht in dem seiner Frau. Nur so lang es geführt worden war, war Melanie wirklich überrascht gewesen, nicht um des sentimentalen Tones willen, den sie kannte, sondern weil alles eine persönlichere Richtung nahm, als bei früheren Gelegenheiten. Aber nun war es vorüber. Das Bild erhielt seinen Platz in der Galerie, man sah es nicht mehr und Van der Straaten, wenn er ihm zufällig begegnete, lächelte nur in beinahe heiterer Resignation in sich hinein. Denn er hatte ganz den fatalistischen Zug der Humoristen, der sich verdoppelt, wenn sie nebenher auch noch Lebemänner sind.

Es war eine belebte Saison gewesen. Auch Ostern, trotzdem es spät fiel, lag schon zurück, und die Wochen waren wieder da, wo herkömmlich die Frage verhandelt zu werden pflegte: „Wann ziehen wir hinaus?“

„Bald“, sagte Melanie, die bereits die Tage zählte.

„Aber die „gestrengen Herren“ waren noch nicht da“.

„Die regieren nicht lange“.

„Zugestanden“ lachte Van der Straaten. „Und um so lieber, als ich nur hierin eine leidliche Garantie meiner eigenen Herrschaft finde. Wenigstens mittelbar. Und immer besser noch schwach regieren, als gar nicht“.

Diese Worte waren an einem der letzten Apriltage beim Frühstück gewechselt worden, und es mochte Mittag sein, als der Commercierrath von seinem Comptoir aus die Frau Commercierräthin bitten ließ, mit ihrer

Ausfahrt eine Viertelstunde warten zu wollen, weil er ihr zuvor eine Mittheilung zu machen habe. Melanie ließ zurücksagen, „daß sie sich freuen würde, ihn zu sehen und rechne danach auf seine Begleitung“.

In Courtoisien dieser Art, denen allerdings gelegentlich auch der Revers nicht fehlte, hatten sich die Van der Straatens seit Jahren eingelebt, namentlich er, der nach seiner eignen Versicherung „dem adligen Hause de Caparoux einiges Ritterdienstliche schuldig zu sein glaubte“ und zu diesem Ritterdienstlichen in erster Reihe Pünktlichkeit und Nichtwartenlassen zählte.

So erschien er denn auch heute, bald nach erfolgter Anmeldung, im Zimmer seiner Frau.

Dieses Zimmer entsprach in seinen räumlichen Verhältnissen ganz dem ihres Gatten, war aber um vieles heller und heiterer, einmal weil die hohe Paneelirung, aber mehr noch weil die vielen nachgedunkelten Bilder fehlten. Statt dieser vielen, war nur ein einziges da: das Portrait Melanies in ganzer Figur, ein wogendes Kornfeld im Hintergrund und sie selber eben beschäftigt ein paar Mohnblumen an ihren Hut zu stecken. Die Wände, wo sie frei waren, zeigten eine weiße Seidentapete, tief in den Fensternischen erhoben sich Hyazinthen-Estraden und vor einer derselben, auf einem zierlichen Marmortische, stand ein blitzblankes Bauer, drin ein grauer Kakadu, der eigentliche Tyrann des Hauses, sein von der Dienerschaft gleichmäßig gehaßtes und beneidetes Dasein führte. Melanie sprach eben mit ihm, als Gzechiel in einer gewissen humoristischen Aufgeregtheit eintrat und seine Frau, nach vorgängiger respektvoller Verneigung gegen den Kakadu, bis an ihren Sophaplatz zurückführte. Dann schob er einen Fauteuil heran und setzte sich neben sie.

Die Feierlichkeit, mit der all dies geschah, machte Melanie lachen.

„Ist es doch, als ob Du Dich auf eine ganz besondere Beichte vorzubereiten hättest. Ich will es Dir aber leicht machen. Ist es etwas Altes? Etwas aus Deiner dunklen Vergangenheit . . .?“

„Nein, Lanni, es ist etwas Gegenwärtiges“.

„Nun, da will ich doch abwarten und mich zu keinem Generalpardon hinreißen lassen. Und nun sage, was ist es?“

„Eine Bagatelle“.

„Was Deine Verlegenheit bestreitet“.

„Und doch eine Bagatelle. Wir werden einen Besuch empfangen, oder vielmehr einen Gast, oder wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, einen Dauer-Gast. Also kurz und gut, denn was hilft es, es muß heraus: einen neuen Hausgenossen“.

Melanie, die bis dahin ein Chocoladenbiscuit, das noch auf dem Teller lag, zerkrümmelt hatte, legte jetzt ihren Zeigefinger auf Van der Straatens Hand und sagte: „Und das nennst Du eine Bagatelle? Du weißt recht gut, daß es etwas sehr Ernsthaftes ist. Ich habe nicht den Vorzug, ein Kind dieser Euerer Stadt zu sein, bin aber doch lange genug in Euerer

bevorzugten Mitte gewesen, um zu wissen, was es mit einem „Logirbesuch“ auf sich hat. Schon das Wort, das sich sonst nirgends findet, kann einen ängstlich machen. Und was ist ein Logirbesuch gegen eine neue Hausgenossenschaft. . . Ist es eine Dame?“

„Nein, ein Herr“.

„Ein Herr. Ich bitte Dich, Ezel. . .“

„Ein Volontair, ältester Sohn eines mir befreundeten Frankfurter Hauses. War in Paris und London, das ist selbstverständlich, und kommt eben jetzt von New-York, um hier am Ort eine Filiale zu begründen. Vorher aber will er in unserem Hause die Sitte dieses Landes kennen lernen, oder sag' ich lieber wieder kennen lernen, weil er sie draußen halb vergessen hat. Es ist ein besonderer Vertrauensakt. Ich bin überdies dem Vater verpflichtet und bitte Dich herzlich, mir eine Verlegenheit ersparen zu wollen. Ich denke, wir geben ihm die zwei leer stehenden Zimmer auf dem linken Corridor“.

„Und zwingen ihn also, einen Sommer lang auf die Fliesen unseres Hofes und auf Christels Geraniumtöpfe hinunter zu sehen“.

„Es kann nicht die Rede davon sein, mehr zu geben als man hat. Und er selbst wird es am wenigsten erwarten. Alle Personen, die viel in der Welt umher waren, pflegen am gleichgiltigsten gegen derlei Dinge zu sein. Unser Hof bietet freilich nicht viel; aber was hätt' er Besseres in der Front? Ein Stück Kirchengitter mit Fliederbusch, und an Markttagen die Hasenbude“.

„Eh bien, Ezel. Faisons le jeu. Ich hoffe, daß nichts Schlimmes dahinter lauert, keine Conspirationen, keine Pläne, die Du mir verschweigst. Denn Du bist eine versteckte Natur. Und wenn es Deine Geheimnisse nicht stört, so möcht' ich schließlich wenigstens den Namen unseres neuen Hausgenossen hören“.

„Ebenezer Rubehn . . .“

„Ebenezer Rubehn“, wiederholte Melanie langsam und jede Silbe betonend. „Ich bekenne Dir offen, daß mir etwas Christlich-Germanisches lieber gewesen wäre. Viel lieber. Als ob wir an Deinem Ezechiel nicht schon gerade genug hätten! Und nun Ebenezer. Ebenezer Rubehn! Ich bitte Dich, was soll dieser Accent grave, dieser Ton auf der letzten Silbe? Suspekt, im höchsten Grade suspekt!“

„Du mußt wissen, er schreibt sich mit einem h“.

„Mit einem h! Du wirst doch nicht verlangen, daß ich dies h für ächt und ursprünglich nehmen soll? Einschleibsel, versuchte Leugnung des Thatsächlichen, absichtliche Verschleierung, hinter der ich nichts desto weniger alle zwölf Söhne Jacobs stehen sehe. Und er selber als Flügelmann“.

„Und doch irrst Du, Lami. Wie stand es denn mit Rubens? Ich meine mit dem großen Peter Paul? Nun, der hatte freilich ein s. Aber was dem s recht ist, ist dem h billig. Und kurz und gut, er ist getauft. Ob durch einen Bischof, stehe dahin, ich weiß es nicht und wünsch' es nicht,

denn ich möchte etwas vor ihm voraus haben. Aber allen Ernstes, Du thust ihm Unrecht. Er ist nicht bloß christlich, er ist auch protestantisch, so gut wie Du und ich. Und wenn Du noch zweifelst, so lasse Dich durch den Augenschein überzeugen“.

Und hierbei versuchte Van der Straaten aus einem kleinen gelben Couvert, das er schon bereit hielt, eine Visitenkarten-Photographie herauszunehmen. Aber Melanie litt es nicht und sagte nur in immer wachsender Heiterkeit: „Sagtest Du nicht New-York? Sagtest Du nicht London? Ich war auf einen Gentleman gefaßt, auf einen Mann von Welt, und nun schickt er sein Bildniß, als ob es sich um ein Rendezvous handelte. Krugs Garten, mit einer Verlobung im Hintergrund“.

„Und doch ist er unschuldig, Glaube mir. Ich wollte sicher gehen, um Deinetwillen sicher gehen, und deshalb schrieb ich an den alten Goeschen, Firma Goeschen Goldschmidt und Co., discreter alter Herr. Und daher stammt es. Ich bin Schuld, nicht er, wahr und wahrhaftig, und wenn Du mir das Wort gestattest, sogar „auf Ehre“.

Melanie nahm das Couvert und warf einen flüchtigen Blick auf das eingeschlossene Bild. Ihre Züge veränderten sich plötzlich und sie sagte: „Ah, der gefällt mir. Er hat etwas Distinguirtes: Offizier in Civil oder Gesandtschafts-Attaché! Das lieb' ich. Und nun gar ein Bändchen. Ist es die Ehrenlegion?“

„Nein, Du kannst es näher suchen. Er stand bei den fünften Dragonern und hat für Chartres und Poupry das Kreuz empfangen“.

„Ist das eine Schlacht von Deiner Erfindung?“

„Nein. Dergleichen kommt vor, und als freie Schweizerin solltest Du wissen, daß fremde Sprachen nicht immer gebührende Rücksicht auf die verpönten Klangformen einer anderen nehmen. Ja, Lanni, ich bin mitunter besser als mein Ruf“.

„Und wann dürfen wir unseren neuen Hausfreund erwarten?“

„Hausgenossen“, verbesserte Van der Straaten. „Es ist nicht nöthig, ihn, mit Rücksicht auf seine militairische Charge, so Hals über Kopf avanciren zu lassen. Uebrigens ist er verlobt, oder so gut wie verlobt“.

„Schade“.

„Schade? Warum?“

„Weil Verlobte meistens langweilig sind. Sind sie beisammen, so sind sie zärtlich, bedrückend zärtlich für ihre Umgebung, und sind sie getrennt, so schreiben sie sich Briefe oder bereiten sich in ihrem Gemüthe darauf vor. Und der Bräutigam ist immer der schlimmere von beiden, und wenn man sich gar in ihn verlieben will, so heißt das nicht mehr und nicht weniger, als zwei Lebenskreise stören“.

„Zwei?“

„Ja, Bräutigam und Braut“.

„Ich hätte drei gezählt“ lachte Van der Straaten. „Aber so seid ihr. Ich wette Du hast den Dritten in Gnaden vergessen. Ehemänner zählen

überhaupt nicht mit. Und wenn sie sich darüber wundern, so machen sie sich ridicül. Ich werde mich davor hüten und verzichte darauf den Mohren der Weltgeschichte, das seid Ihr, weiß waschen zu wollen. Apropos, kennst Du das Bild die Mohrenwäsche?"

„Ach, Ezel, Du weißt ja, ich kenne keine Bilder. Und am wenigsten alte“.

„Süße Simplicitas aus dem Hause de Caparoux“, jubelte Van der Straaten, der nie glücklicher war, wie wenn sich Melanie eine Blöße gab. Oder auch klugerweise nur so that. „Altes Bild! Es ist nicht älter als ich“.

„Nun, dann ist es gerade alt genug“.

„Bravissimo. Sieh, so hab ich Dich gern. Uebermüthig und böshaft. Und nun sage, was beginnen wir, wohin gondeln wir?“

„Ich bitte Dich, Ezel, nur keine Berolinismen. Du hast mir doch gestern erst . . .“

„Und ich halt' es auch. Aber wenn mir wohl um's Herz wird, da bricht es wieder durch. Und jetzt komm, wir wollen uns bei Haas einen Teppich ansehen . . . „Gerade alt genug“ . . . Vorzüglich, vorzüglich. Und nun sage Papchen, wie heißt die schönste Frau im Land?“

„Melanie“.

„Und die liebste, die klügste, die beste Frau?“

„Melanie, Melanie“.

„Gut, gut . . . Und nun gehab' Dich wohl, Du Menschenkenner!“

#### IV. Der engere Zirkel.

Die drei gestrengen Herren waren ganz ausnahmsweise streng gewesen, aber nicht zu Verdruß beider Van der Straaten's, die vielmehr nun erst wußten, daß der Winter all seine Pfeile verschossen und unweigerlich und ohne weitere Widerstandsmöglichkeit seinen Rückzug angetreten habe. Nun erst konnte man freien Herzens hinaus, hinaus ohne Sorge vor frostigen Vormittagen, oder gar vor Eingeschneitwerden über Nacht. Alles freute sich auf den Umzug, auch die Kinder, am meisten aber Van der Straaten, der, um ihn selber sprechen zu lassen „unter den mannigfachen Geburtsscenen einzig und allein der des Frühling's beizuwohnen liebte“. Vorher aber sollte noch ein kleines Abschieds-Diner stattfinden und zwar unter ausschließlicher Heranziehung des dem Hause zunächst stehenden Kreises.

Es war das, und zwar von mehr verwandtschaftlicher als befreundeter Seite her, in erster Reihe der in der Alsenstraße wohnende Major v. Gryczinski, ein noch junger Offizier mit abstehendem, englisch gekräuseltem Backenbart und klugen blauen Augen, der vor etwa drei Jahren die reizende Jakobine de Caparoux heimgeführt hatte, eine jüngere Schwester Melanies und nicht voll so schön wie diese, aber rothblond, was, in den Augen Einiger, das Gleichgewicht zwischen beiden wiederherstellte. Gryczinski war Generalstäbler

und hielt, wie jeder dieses Standes, an dem Glauben fest, daß es in der ganzen Welt nicht zwei so grundverschiedene Farben gäbe, wie das allgemeine preussische Militair-Roth und das Generalstabs-Roth. Daß er den Strebern zugehörte, war eine selbstverständliche Sache, wohl aber verdient es, in Rücksicht gegen den Ernst der Historie, schon an dieser Stelle hervorgehoben zu werden, daß er, alles Streberthums unerachtet, in allen nicht zu verlockenden Fällen, ein bescheidenes Maß von Rücksichtnahme gelten ließ und den Kampf ums Dasein nicht absolut als einen Uebergang über die Beresina betrachtete. Wie sein großer Chef war er ein Schweiger, unterschied sich aber von ihm durch ein beständiges, jeden Sprecher ermutigendes Lächeln, das er, alle nutzlose Parteinahme klug vermeidend, über Gerechte und Ungerechte gleichmäßig scheinen ließ.

Gryczinski, wie schon angedeutet, war mehr Verwandter als Freund des Hauses. Unter diesen konnte der Baron Duquede, Legationsrath a. D., als der angesehenste gelten. Er war über sechzig, hatte bereits unter Van der Straatens Vater dem damals ausgedehnteren Kreise des Hauses angehört und durfte sich, neben anderen Qualitäten, auch schon um seiner Jahre willen, seinem hervorstechendsten Charakterzuge, dem des Absprechens, Verkleinerns und Verneinens ungehindert hingeben. Daß er, in Folge davon, den Beinamen „Herr Negationsrath“ erhalten hatte, hatte selbstverständlich seine milzsuchtige Krakehlerei nicht zu bessern vermocht. Er empörte sich eigentlich über alles, am meisten über Bismarck, von dem er seit anno 66, dem Jahre seiner eigenen Dienstentlassung, unaufhörlich versicherte „daß er überschätzt werde“. Von einer beinahe gleichen Empörung war er gegen das zum Französisiren geneigte Berlinerthum erfüllt, das ihn, um seines „qu“ willen, als einen Colonie-Franzosen ansah und seinen altmärkischen Adelsnamen nach der Analogie von Admiral Duquesne auszusprechen pflegte. „Was er sich gefallen lassen könne“ hatte Melanie hingeworfen, von welchem Tag an eine stille Gegnerschaft zwischen beiden herrschte.

Dem Legationsrath an Jahren und Ansehn am nächsten stand Polizeirath Reiff, ein kleiner behäbiger Herr mit rothen und glänzenden Backenknochen, auch Feinschmecker und Geschichtenerzähler, der, so lange die Damen bei Tische waren, kein Wasser trüben zu können schien, im Moment ihres Verschwindens aber in Anekdoten excellirte, wie sie, nach Zahl und Inhalt, immer nur einem Polizeirath zu Gebote stehn. Selbst Van der Straaten, dessen Talente doch nach derselben Seite hin lagen, erging sich dann in lautem und mitunter selbst stürmischem Beifall, oder zwinkerte seinen zwei Tischnachbarn seine neidlose Bewunderung zu.

Diese zwei Tischnachbarn waren in der Regel zwei Maler: der Landschaftler Arnold Gabler, ebenfalls, wie Reiff und der Legationsrath, ein Erbstück aus des Vaters Tagen her, und Elimar Schulze, Porträt- und Genremaler, der sich erst in den letzten Jahren angefunten hatte. Seine

Zugehörigkeit zu der vorgeschilderten Tafelrunde basirte zumeist auf dem Umstande, daß er nur ein halber Maler, zur andern Hälfte aber Musiker und enthusiastischer Wagnerianer war, auf welchen „Titul“ hin, wie Van der Straaten sich ausdrückte, Melanie seine Aufnahme betrieb und durchgesetzt hatte. Die bei dieser Gelegenheit abgegebene Bemerkung ihres Ehemann „daß er gegen den Aufzunehmenden nichts einzuwenden habe, wenn er einfach übertreten und seine Zugehörigkeit zu der alleinseligmachenden Musik offen und ehrlich aussprechen wolle“, war von dem immer gut gelaunten Elimar mit der Bitte beantwortet worden „ihm diesen Schritt erlassen zu wollen und zwar um so mehr, als doch schließlich nur das Gegentheil von dem Gewünschten dabei herauskommen würde. Denn während er jetzt als Maler allgemein für einen Musiker gehalten werde, werd' er als Musiker sicherlich für einen Maler gehalten und dadurch zum Vorgesetzten des Herrn Commerzienraths wieder in eine relativ höhere Rangstufe hinaufgehoben werden“.

Diesem Verwandten- und Freundeskreise waren die zu heute sieben Uhr Geladenen entnommen. Denn Van der Straaten liebte die Spät-Diners und erging sich mitunter in nicht üblen Bemerkungen über den gewaltigen Unterschied zwischen einer um vier Uhr künstlich hergestellten, und einer um sieben Uhr natürlich erwachsenen Dunkelheit. Eine künstliche Vier-Uhr-Dunkelheit sei nicht besser als ein junger Wein, den man in einen Rauchfang gehängt und mit Spinnweb umwickelt habe, um ihn alt und ehrwürdig erscheinen zu lassen. Aber eine feine Zunge schmecke den jungen Wein und ein feines Nervensystem schmecke die junge Dunkelheit heraus. Bemerkungen, die namentlich in ihrer „das feine Nervensystem“ betonenden Schlußwendung, von Melanie regelmäßig mit einem allerherzlichsten Lachen begleitet wurden.

Das Van der Straaten'sche Stadthaus — wodurch es sich, neben anderem, von der mit allem Comfort ausgestatteten Thiergarten-Villa unterschied — hatte keinen eigentlichen Speisesaal, und die zwei großen und vier kleinen Diners, die sich über den Winter hin vertheilten, mußten in dem ersten, als Entrée dienenden Zimmer der großen Gemäldegalerie gegeben werden. Es griff dieser Theil der Galerie noch aus dem rechten Seitenflügel in das Vorderhaus über, und lag unmittelbar hinter Melanies Zimmer, aus dem denn auch, sobald die breiten Flügelthüren sich öffneten, der Eintritt stattfand.

Und wie gewöhnlich, so auch heute. Van der Straaten nahm den Arm seiner blonden Schwägerin, Duquede den Melanies, während die vier anderen Herren paarweise folgten, eine herkömmliche Form des Aufmarsches, bei der der Major eben so geschickt zwischen den beiden Malern zu wechseln, als den Polizeirath zu vermeiden wußte. Denn so bereit und ergeben er war, die Geschichten Reiffs bei Tag oder Nacht über sich ergehen zu lassen, so konnte er sich doch nicht entschließen, ihm ebenbürtig den Arm zu bieten. Er stand vielmehr ganz in den Anschauungen seines Standes und bekannte sich, mit

einem durch persönliches Fühlen unterstützten Nachdruck, zu dem alten Gegensatz von Militär und Polizei.

Jeder der Eintretenden war an dieser Stelle zu Haus und hatte keine Veranlassung mehr zum Staunen und Bewundern. Wer aber zum ersten Male hier eintrat, der wurde sicherlich durch eine Schönheit überrascht, die gerade darin ihren Grund hatte, daß der als Speisesaal dienende Raum kein eigentlicher Speisesaal war. Ein reichgegliederter Kronleuchter von französischer Bronze warf seine Lichter auf eine von guter italienischer Hand herrührende prächtig eingerahmte Copie der Veronesischen „Hochzeit zu Cana“, die von Uneingeweihten auch wohl ohne Weiteres für das Original genommen wurde, während daneben zwei Stillleben in fast noch größeren und reicheren Barockrahmen hingen. Es waren, von einiger vegetabilischer Zuthat abgesehen, Hummer, Lachs und blaue Matrelen, über deren absolute Naturwahrheit sich Van der Straaten in der ein für allemal gemünzten Bewunderungsformel „es werd' ihm, als ob er taschentuchlos über den Cöllnischen Fischmarkt gehe“, zu verbreiten liebte.

Nach hinten zu stand das Buffet, und daneben war die Thür, die mit der im Erdgeschoß gelegenen Küche bequeme Verbindung hielt.

#### V. Bei Tisch.

„Nehmen wir Platz“, sagte Van der Straaten. „Meine Frau hat mich aller Placirungs-Mühen überhoben und Karten gelegt“.

Und dabei nahm er eine derselben in die Hand und ließ sein von Natur gutes und durch vieles Sehen kunstgeübtes Auge darüber hingleiten. „Ah, ah, sehr gut. Das ist Tells Geschoß. Gratulire, Klimar. Allerliebste, allerliebste. Natürlich Amor der schießt. Daß ihr Maler doch über diesen ewigen Schützen nicht wegkommen könnt“.

„Gegen dessen Abschaffung oder Dienstentlassung wir auch feierlich protestiren würden“, sagte die rothblonde Schwester.

Alle hatten sich inzwischen placirt, und es ergab sich, daß Melanie, bei der von ihr getroffenen Anordnung, vom Herkömmlichen abgewichen war. Van der Straaten saß zwischen Schwägerin und Frau, ihm gegenüber der Major, von Gabler und Klimar flankirt. An den Schmalseiten aber Polizeirath Reiff und Legationsrath Duquede.

Die Suppe war eben genommen und der im commercienrätthlichen Hause von alter Zeit her berühmte Montefiascone gerade herumgereicht, als Van der Straaten sich über den Tisch hin zu seinem Schwager wandte.

„Gryczinski, Major und Schwager“, hob er leicht und mit überlegener Vertraulichkeit an, „binnen heut und drei Monaten haben wir Krieg. Ich bitte Dich, sage nicht nein, wolle mir nicht widersprechen. Ihr, die ihrs schließlich machen müßt, erfahrt es erfahrungsmäßig immer am spätesten. Im Juni haben wir die Sache wieder fertig oder wenigstens eingerührt. Es zählt jetzt zu den sogenannten berechtigten Eigenthümlichkeiten preußischer

Politik, allen Geheimrätthen, wozu, in allem was Carlsbad und Teplitz angeht, auch die Commerzienrätthe gehören, ihre Brunnen- und Badekur zu verderben. Helgoland mit eingeschlossen. Ich wiederhole Dir, in zwei Monaten haben wir die Sache fertig und in drei haben wir den Krieg. Irgend was Venedictihafes wird sich doch am Ende finden lassen, und Ems liegt unter Umständen überall in der Welt“.

Gryczinski zwibelte mit der Linken an der breitesten Stelle seines Backenbarts und sagte: „Schwager, Du stehst zu sehr unter Börsengerüchten, um nicht zu sagen unter dem Einfluß der Börsenspeculation. Ich versichere Dich, es ist kein Wölkchen am Horizont, und wenn wir zur Zeit wirklich einen Kriegsplan ausarbeiten, so betrifft er höchstens die hypothetische Bestimmung der Stelle, wo Rußland und England zusammenstoßen und ihre große Schlacht schlagen werden“.

Beide Damen, die von der entschiedensten Friedenspartei waren, die brünette weil sie nicht gern das Vermögen, die blonde weil sie nicht gern den Mann einbüßen wollte, jubelten dem Sprecher zu, während der Polizeirath, immer kleiner werdend, bemerkte: „Bitte dem Herrn Major meine gehorsamste Zustimmung aussprechen zu dürfen und zwar von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe“. Wobei gesagt werden muß, daß er mit Vorliebe von seinem Gemüthe sprach. „Ueberhaupt“, fuhr er fort, „nichts falscher und irriger, als sich Seine Durchlaucht den Fürsten, einen in Wahrheit friedliebenden Mann, als einen Kanonier mit ewig brennender Lunte vorzustellen, jeden Augenblick bereit das Kruppsche Monstre-Geschütz eines europäischen Krieges auf gut Glück hin abzufeuern. Ich sage, nichts falscher und irriger als das. Hazardiren ist die Lust derer, die nichts besitzen, weder Vermögen noch Ruhm. Und der Fürst besitzt beides. Ich wette, daß er nicht Lust hat, seinen hochaufgespeicherten Doppelschatz immer wieder auf die Kriegskarte zu setzen. Er gewann 64 (nur eine Kleinigkeit), doublirte 66 und triplirte 70, aber er wird sich hüten, sich auf ein six-le-va einzulassen. Er ist ein sehr belesener Mann und kennt ohne Zweifel das Märchen vom „Fischer und seine Frau . . .“

„ . . . Dessen pikante Schlußwendung uns unser polizeiräthlicher Freund hoffentlich nicht vorenthalten will“, bemerkte Van der Straaten, in dem sich der Uebermuth der Tafelstimmung bereits zu regen begann.

Aber der Polizeirath, während er sich wie zur Gewährleistung jeder Sicherheit gegen die Damen hin verneigte, ließ das Märchen und seine notorische Schlußzeile fallen und sagte nur: „Wer alles gewinnen will, verliert alles. Und das Glück ist noch launenhafter als die Damen. Ja, meine Damen, als die Damen. Denn die Launenhaftigkeit, ich lebe selbst in einer glücklichen Ehe, ist das Vorrecht und der Zauber ihres Geschlechts. Der Fürst hat Glück gehabt, aber gerade weil er es gehabt hat . . .“

„ . . Wird er sich hüten, es zu versuchen“, schloß mit Emphase der Legationsrath, der ersichtlich nur auf ein Stichwort gewartet hatte. „Der

Fürst hat Glück gehabt, versichert uns unser Freund Reiff mit polizeiräthlich unschuldiger Miene. Glück gehabt! Allerdings. Aber nicht ein einfaches und gewöhnliches, sondern ein stupendes, ein nie dagewesenes Glück. Eines das in seiner colossalen Größe den Mann selber wegfrisst und verschlingt. Und so wenig ich geneigt bin, ihm dies Glück zu mißgönnen, ich kenne keine Mißgunst, so reizt es mich doch einen Heroen-Cultus an dieses Glück geknüpft zu sehen. Er wird überschätzt, sag' ich. Glauben Sie mir, er hat etwas Plagiatorisches. Es mögen sich Erklärungen finden lassen, meinetwegen auch Entschuldigungen, eines bleibt: er wird überschätzt. Ja, meine Freunde, den Heroencultus haben wir und den Göttercultus werden wir haben. Bildsäulen und Denkmäler sind bereits da, und die Tempel werden kommen. Und in einem dieser Tempel wird sein Bildniß sein, und Göttin Fortuna ihm zu Füßen. Aber man wird es nicht den Fortuna-Tempel nennen, sondern den Glückstempel. Ja, den Glückstempel, meine Freunde, denn es wird darin gespielt, hoch gespielt, und unser vorsichtiger Freund Reiff hat es mit seinem six-le-va besser getroffen, als er weiß. Alles Spiel und Glück, sag' ich, und daneben ein unendlicher Mangel an Erleuchtung, an Gedanken und vor allem an großen schöpferischen Ideen“.

„Aber lieber Legationsrath“, unterbrach hier Van der Straaten, „es liegen doch einige Kleinigkeiten vor: Hinauswerfung Oesterreichs, Aufbau des deutschen Reiches . . .“

„ . . . Ecraürung Frankreichs und Dethronisirung des Papstes! Bah, Van der Straaten, ich kenne die ganze Litanei. Wem aber haben wir dafür zu danken, wenn überhaupt dafür zu danken ist? Wem? Einer ihm feindlichen Partei, feindlich ihm und mir, der er ihren Schlachtruß genommen hat. Er hat etwas Plagiatorisches, sag' ich, er hat sich die Gedanken anderer einfach angeeignet, gute und schlechte, und sie mit Hilfe reichlich vorhandener Mittel in Thaten umgesetzt. Das konnte schließlich jeder von uns: Gabler, Olimar, Du, ich, Reiff . . .“

„Ich möchte doch bitten . . .“

„In Thaten umgesetzt“, wiederholte Duquede. „Ein Umsatz- und Wechselgeschäft, das ich hasse, so lange nicht der selbsteigene Gedanke dahinter steht. Aber Thaten mit gar keiner oder mit erheuchelter oder mit erborgter Idee haben etwas Rohes und Brutales, etwas Dschingis Khanartiges. Und ich wiederhole, ich hasse solche Thaten, am meisten aber hass' ich sie, wenn sie die Begriffe verwirren und die Gegensätze mengen, und wenn wir es erleben müssen, daß sich hinter den altehrwürdigen Formen unseres staats-erhaltenden Principis, hinter der Maske des Conservatismus, ein revolutionärer Radicalismus birgt. Ich sage Dir, Van der Straaten, er segelt unter falscher Flagge. Und eines seiner einschlägigsten Mittel ist der beständige Flaggenwechsel. Aber ich hab ihn erkannt und weiß, was seine eigentliche Flagge ist. . .“

„Nennen . . .“

„Die schwarze“.

„Also die Piratenflagge?“

„Die Piratenflagge. Ja, Sie werden dessen über kurz oder lang alle gewahr werden. Und ich sage Dir, Van der Straaten, und Thuen Reiff, der Sie's morgen in Ihr schwarzes Buch eintragen können, meinetwegen, denn ich bin ein altmärkischer Edelmann und habe den Dienst dieses mir widerstrebenden Eigennützlings längst quittirt, ich sag es jedem, alt oder jung: sehen Sie sich vor. Ich warne Sie vor Täuschung, vor allem aber vor Ueberschätzung dieses falschen Ritters, dieses Glücks-Tempelherrn, an den die blöde Menge glaubt, weil er die Jesuiten aus dem Lande geschafft hat. Aber wie steht es damit? Die Bösen sind wir los, der Böse ist geblieben“.

Grzyzinski hatte mit vornehmen Lächeln zugehört, Van der Straaten indeß, der, trotzdem er eigentlich ein Bismarck-Schwärmer war, in seiner Eigenschaft als kritischfächtiger Berliner nichts Reizenderes kannte, als Größen-Niedermetzelung und Generalnivellirung, immer vorausgesetzt, daß er selber als einsam überragender Bergfegler übrig blieb, grüßte zu Duquede hinüber und rief einem der Diener zu, dem Legationsrath, der sich geopfert habe, noch einmal von der letzten Schüssel zu präsentiren.

„Eine spanische Zwiebel, Duquede. Nimm. Das ist etwas für Dich. Scharf, scharf. Ich mache mir nicht viel aus Spanien, aber um zweierlei beneid' ich es: um seine Zwiebeln und um seinen Murillo“.

„Ueberrascht mich“, sagte Gabler. „Und am meisten dabei die Dir entschlüpfte Murillo= will also sagen Madonnen-Bewundrung“.

„Nicht entschlüpfst, Arnold, nicht entschlüpfst. Ich unterscheide nämlich, wie Du wissen solltest, kalte und warme Madonnen. Die kalten sind mir allerdings verhaßt, aber die warmen hab' ich desto lieber. A la bonne heure, die berauschen mich, und ich fühl' es in allen Fingerspitzen, als ob es elser Rheinwein wäre. Und zu diesen glühenden und sprühenden zähl' ich all diese spanischen Immaculatas und Concepciones, wo die Mutter Gottes auf einer Mondsicke steht, und um ihr dunkles Gewand her leuchten goldene Wolken und Engelsköpfe. Ja, Reiff, dergleichen giebt es. Und so blickt sie brünstig oder sagen wir lieber inbrünstig gen Himmel, als wolle die Seele flügge werden in einem Brütosen von Heiligkeit“.

„In einem Brütosen von Heiligkeit“, wiederholte der Polizeirath, in dessen Augen es heimlich und verstohlen zu zwinkern begann. „In einem Brütosen! O, das ist magnifique, Van der Straaten, und eine Andeutung, die jeder von uns, nach dem Maaße seiner Erkenntniß, interpretiren und weiterspinnen kann“.

Beide junge Frauen, einigermaßen überrascht ihren sonst so zurückhaltenden Freund auf dieser Messerschneide balanciren zu sehen, trafen sich mit ihren Blicken und Melanie rasch erkennend, daß es sich jeden Moment um eine jener Katastrophen handeln könne, wie sie bei den commercienrätthlichen

Diners eben nicht allzu selten waren, suchte vor Allem von dem heißen Murillo-Thema loszukommen, was, bei Van der Straaten's Eigensinn, allerdings nur durch eine geschickte Diverſion geſchehen konnte. Und ſolche Diverſion ermöglichte ſich denn auch, indem Melanie mit anſcheinender Unbeſangenheit hinwarf: „Van der Straaten wird mich auſlachen, in Bild und Malerfragen eine Meinung haben zu wollen. Aber ich muß ihm offen bekennen, daß ich mich, wenn ſeine gewagte Madonnen-Eintheilung überhaupt acceptirt werden ſoll, ohne Weiteres für eine von ihm ignorirte Mittel-Gruppe, nämlich für die temperirten entſcheiden würde. Die Tizianiſchen ſcheinen mir dieſe wohlthuend gemäßigte Temperatur zu haben. Ich lieb' ihn überhaupt“.

„Ich auch, Melanie. Brav, brav. Ich hab' es immer geſagt, daß ich noch einen Kunſtprofeſſor in Dir großziehe. Nicht wahr, Arnold, ich hab' es geſagt? Beſchwör' es. Eine Schwur-Bibel iſt nicht da, aber wir haben Reiff, und ein Polizeirath iſt immer noch ſo gut wie ein Evangelium. Du lachſt, Schwager; natürlich; Ihr merkt es nicht, aber wir. Uebrigens hat Reiff ein leeres Glas. Und Climax auch. Friedrich, alter Pomuchelſkopf, ſteh nicht in Liebesgedanken. Allons enfants. Wo bleibt der Mouet? Flink, ſag' ich. Bei den Gebeinen deſ unſterblichen Koller, ich lieb' es nicht, meinen Champagner in den letzten fünf Minuten in kümmerlicher Renommage ſchäumen zu ſehen. Und noch dazu in dieſen vermaledeiten Spitzgläſern, mit denen ich nächſtens kurzen Proceß machen werde. Das ſind Rechnungs- aber nicht Commerciendraths-Gläſer. Und mit dem Tizian, Melanie, haſt Du doch Unrecht. Das heißt halb. Er verſteht ſich auf alles Mögliche, nur nicht auf Madonnen. Auf Frau Venus verſteht er ſich. Das iſt ſeine Sache. Fleiſch, Fleiſch. Und immer lauert irgendwo der kleine liebe Bogenschiße. Pardon, Climax, ich bin nicht für Maſſen-Amors auf Tiſchkarten, aber für den Einzel-Amor bin ich und ganz beſonders für den deſ Tizianiſchen rothen Ruhebetts mit zurückgezogener grüner Damastgardine. Ja, meine Herrſchaften, da gehört er hin, und immer iſt er wieder reizend, ob er ihr zu Häupten oder zu Füßen ſißt, ob er hinter dem Bett oder der Gardine hervorkuckt, ob er ſeinen Bogen eben geſpannt oder eben abgeſchoſſen hat. Und was iſt vorzuziehen? Eine feine Frage, Reiff. Ich denke mir, wenn er ihn ſpannt . . . Und dieſe ruhende linke Hand mit dem ewigen Spitzentaſchentuch. O, ſuperbe. Ja, Melanie, den Tag will ich Deine Bekehrung feiern, wo Du mir zugeſtehſt: *Suum cuique*, dem Tizian die Venus und dem Murillo die Madonna“.

„Ich fürchte, Van der Straaten, da wirſt Du lange zu warten haben, und am längſten auf meine Murillo-Bekehrung. Denn dieſe gelben Dunſt- wolken, aus denen etwas inbrünſtig Gläubiges in ſeeliſch-ſinnlicher Verzücung aufſteigt, ſind mir unheimlich. Es hat die Grenze deſ Bezaubernden überſchritten und ſtatt deſ Bezaubernden ſind' ich etwas Beherendes darin“.

Gryczinski nickte leiſe der Schwägerin zu, während jezt Climax das Glas erhob und um Erlaubniß bat, nach dem eben gehörten Wort einer

echt deutschen Frau, („Französin“ schrie Van der Straaten dazwischen), auf das Wohl der schönen und liebenswürdigen Dame des Hauses anstoßen zu dürfen. Und die Gläser klangen zusammen. Aber in ihren Zusammenklang mischte sich für die schärfer Hörenden schon etwas wie Zittern und Mißaccord, und ehe noch das allgemeine Lächeln verflogen war, das des Polizeirath's hielt sich am längsten, brach Van der Straaten durch alle bis dahin mühsam eingehaltene Gehege durch und debutirte 'mal wieder ganz als er selbst. Er sei, so hob er an, leider nicht in der Lage, der für die „Frau Commercierräthin“ gewiß höchst werthvollen Zustimmung seines Freundes Klimar Schulze (wobei er Vor- und Zunamen gleich ironisch betonte) seinerseits zustimmen zu können. Es gäbe freilich einen Gegensatz von Bezauberung und Behezung, aber manches in der Welt gelte für Behezung was Bezauberung und noch mehr gelte für Bezauberung was Behezung sei. Und er bitte sagen zu dürfen, daß er es seinerseits mit der Consequenz halte und mit Farbe bekennen, und nicht mit heute so und morgen so. Am verdrießlichsten aber sei ihm zweierlei Maaß“.

Er hielt hier einen Augenblick inne und war vielleicht überhaupt gewillt, es bei diesen Allgemeinsätzen bewenden zu lassen. Aber die junge Gryczinska, die sich, nach Art aller Schwägerinnen etwas heraus nehmen durfte, sah ihn jetzt, in plötzlich wiedererwachtem Muth, fest und zuversichtlich an, und bat ihn doch aus seinen Drakelsprüchen heraus und zu bestimmteren Erklärungen übergehen zu wollen.

„O gewiß, meine Gnädigste“ sagte der jetzt immer hitziger werdende Van der Straaten. „O gewiß, mein geliebtes Rothblond. Ich stehe zu Befehl und will aus allen Drakulosen und Mirakulosen heraus, und will in die Trompete blasen, daß ihr aus Eurer Dämmerung und meinethwegen auch aus Eurer Götterdämmerung erwachen sollt', als ob die Feuerwehr vorüber führe“.

„Ah“ sagte Melanie, die jetzt auch ihrerseits alle Ruhe zu verlieren begann. „Also da hinaus soll es“.

„Ja, süßer Engel, da hinaus. Da. Ihr stellt Euch stolz und gemüthlich auf die Höhen aller Kunst und zieht als reine Casta diva am Himmel entlang, als ob ihr von Dion und Keuschheit leben wolltet. Und wer ist Euer Abgott? Der Ritter von Bayreuth, ein Behezer wie es nur je einen gegeben hat. Und an diesen Tannhäuser und Venusberg-Mann setzt ihr, als ob ihr wenigstens die Boggenhuber wäret, Eurer Seelen Seligkeit und singt und spielt ihn Morgens, Mittags und Abends. Oder dreimal täglich, wie auf Euren Pillenschachteln steht. Und Euer Klimar immer mit. Und sein ewiger Sammtrock wird ihn auch nicht retten. Nicht ihn und nicht Euch. Oder wollt Ihr mir das Alles als himmlischen Zauber kredenzen? Ich sag Euch, fauler Zauber. Und das ist es, was ich zweierlei Maaß genannt habe. Den Murillo-Zauber möchtet Ihr zu Hexerei stempeln und die Wagner-Hexerei möchtet Ihr in Zauber verwandeln. Ich aber sag Euch, es liegt umgekehrt, und wenn es nicht umgekehrt liegt, so sollt Ihr mir wenigstens

keinen Unterschied machen. Denn es ist schließlich Alles ganz egal und mit Permission zu sagen alles Facte . . .“

Der aus der vergleichendsten Kleidersprache genommene Berlinismus, mit dem er seinen Satz abzuschließen gedachte, wurd' auch wirklich gesprochen, aber er verklang in einem Getöse, das der Major durch einen generalstäblerisch geschickt combinirten Angriff von Gläserklopfen und Stuhlkrücken in Scene zu setzen gewußt hatte. Zugleich begann er: „Meine verehrten Freunde, das Wort Hexenmeister ist gefallen. Ein vorzügliches Wort! So lassen wir sie denn leben, Alle diese Tannhäuser, wobei sich Jeder das Seine denken mag. Ich trinke auf das Wohl der Hexenmeister. Denn alle Kunst ist Hexerei. Nechten wir nicht mit dem Wort. Was sind Worte? Schall und Rauch. Stoßen wir an. Hoch hoch“.

Und mit einer wohlgemeinten Kraftanstrengung, in der jetzt jeder zitternde Ton fehlte, wurde zugestimmt, namentlich auch von Seiten der beiden Maler, und kaum Einer war da, der nicht an eine glücklich beseitigte Gefahr geglaubt hätte. Aber mit Unrecht. Van der Straaten, absolut unerzogen, konnte, vielleicht weil er dies Blanco fühlte, nichts so wenig ertragen, als auf Unerzogenheiten aufmerksam gemacht zu werden; er vergaß sich dann ganz und gar, und der Dünkel des reichen Mannes, der gewohnt war zu helfen, nach allen Seiten hin zu helfen, stieg ihm dann zu Kopf und schlug in Wellen über ihm zusammen. Und so auch jetzt. Er erhob sich und sagte: „Coupirungen sind etwas Wundervolles. Keine Frage. Ich beispielsweise coupire Coupons. Ein inferiores Geschäft, das unter Umständen nichtsdestoweniger einen Anspruch darauf giebt, gegen Wort- und Rede-Coupirungen gesichert zu sein, namentlich gegen solche, die reprimandiren und erziehen wollen. Ich bin erzogen“.

Er hatte mit vor Erregung zitternder Stimme gesprochen, aber mit zugekniffenem Auge fest zu dem Major hinübergesehen. Dieser, ein vollkommener Weltmann, lächelte vor sich hin, und blinkte nur leise den beiden Damen zu, daß sie sich beruhigen möchten. Dann ergriff er sein Glas ein zweites Mal, gab seinen Zügen, ohne sich sonderlich anzustrengen, einen freundlichen Ausdruck und sagte zu Van der Straaten: „Es ist soviel von Coupiren gesprochen worden; coupiren wir auch das. Ich lebe der festen Ueberzeugung . . .“

In eben diesem Augenblicke sprang der Pfropfen von einer der im Weinkühler stehenden Flaschen und Gryczinski, rasch den Vortheil erspähend, den er aus diesem Zwischenfalle ziehen konnte, brach inmitten des Satzes ab und sagte nur, während er unter leiser Verbeugung seines Schwagers Glas füllte: „Friede sei ihr erst Geläute!“

Solchem Appell zu widerstehen, war Van der Straaten der letzte. „Mein lieber Gryczinski“ hob er in plötzlich erwachter Sentimentalität an, „wir verstehen uns, wir haben uns immer verstanden. Gib mir Deine Hand. Lacrymae Christi, Friedrich! Rasch. Das Beste daran ist freilich

der Name. Aber er hat ihn nun 'mal. Jeder hat nun mal das Seine, der Eine Dies, der Andre Das“.

„Allerdings“, lachte Gabler.

„Ach Arnold, Du überschätzt das. Glaube mir, der Selige hatte Recht. Gold ist nur Chimäre. Und Climax würd' es mir bestätigen, wenn es nicht ein Satz aus einer überwundenen Oper wäre. Ich muß sagen, leider überwunden. Denn ich liebe Nonnen, die tanzen. Aber da kommt die Flasche. Laß nur Staub und Spinnweb. Sie muß in ihrer ganzen unabgeputzten Heiligkeit verbleiben. Lacrymae Christi. Wie das klingt!“

Und die frühere Heiterkeit kehrte wieder oder schien wenigstens wiederzukehren, und als Van der Straaten fortfuhr, in wahren Ungeheuerlichkeiten über Christusthränen, Erlöserblut und Versöhnungswein zu sprechen, durfte Melanie schließlich die Bemerkung wagen: „Du vergißt, Ezel, daß der Polizeirath katholisch ist“.

„Ich bitte recht sehr“, sagte Reiff, als ob er auf etwas Unerlaubtem ertappt worden wäre.

Van der Straaten aber schwor sich hoch und theuer, daß ein vierzig Jahre lang treu geleisteter Sicherheitsdienst, über alles confessionelle Plus oder Minus hinaus entscheidend sein und vor dem Richterstuhle der Ewigkeit angerechnet werden müsse. Und als bald darauf die Gläser abermals gefüllt und geleert worden waren, rückte Melanie den Stuhl und man erhob sich, um im Nebenzimmer den Kaffee zu nehmen.

## VI. Auf dem Heimwege.

Die Kaffeestunde verlief ohne Zwischenfall, und es war bereits gegen zehn, als der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Diese Meldung galt dem Gryczinski'schen Paare, das, an den Diner-Tagen, seine Heimfahrt in der ihm bei dieser Gelegenheit ein für allemal zur Verfügung gestellten commercienrätlichen Equipage zu machen pflegte. Mäntel und Hüte wurden gebracht, und die schöne Jacobine, Hals und Kopf in ein weißes Filetuch gehüllt, stand alsbald in der Mitte des Kreises und wartete lachend und geduldig auf die beiden Maler, denen Gryczinski noch im letzten Augenblicke verbindlicherweise die Mitfahrt angeboten hatte. Das Parlamentiren darüber wollte kein Ende nehmen, und erst als man unten am Wagen- schlage stand, entschied sich's und Gabler placirte sich ohne Weiteres auf den Rücksitz, während Climax mit einem kräftigen Turnerschwunge seinen Platz auf dem Bocke nahm, angeblich aus Rücksicht gegen die Wagen-Inassen, in Wahrheit aus eigener Bequemlichkeit und Neugier. Er sehnte sich nämlich nach einem Gespräche mit dem Kutscher.

Dieser, auch noch ein Erbstück aus des alten Van der Straaten Zeiten her, führte den unkutscherlichen Namen Emil, der jedoch seit lange seinen Verhältnissen angepaßt und in ein plattdeutsches „Ehm“ abgekürzt worden war. Mit um so größerem Recht, als er wirklich in Fritz Reuter'schen

Gegenden das Licht der Welt erblickt und sich bis diesen Tag, neben seinem Berliner Jargon, einen Nest heimathlicher Sprache conservirt hatte. Climax, einer seiner Bevorzugten, nahm gleich im ersten Momente des Zurechtrückens ein mehrklappiges Lederfuttermal heraus, steckte dem Alten eine der obenaufliegenden Cigarren zu und sagte vertraulich „für'n Rückweg, Ehm“.

Dieser fuhr mit der Rechten dankend an seinen Kutsherhut, und damit waren die Präliminariën geschlossen.

Als sie bald darauf bei der Normaluhr auf dem Spittelmarke vorüber kamen, und in eine der schlechtgepflasterten Seitenstraßen einbogen, hielt Climax den ersehnten Zeitpunkt für gekommen und sagte:

„Ist denn der neue Herr schon da?“

„Der Frankfurtsche? Ne, noch nich, Herr Schulze.“

„Na, dann muß er aber doch bald. . .“

„J, woll. Bald muß er. Ich denke, so nächste Woche. Un de Stuben sind och all tapziert. Gott, se duhn ja, wie wenn't en Prinz wär', erst der Herr un nu och de Gnädge. Un Christel meent, he fall man en Südscher sim“.

„Aber reich. Und Offizier. Das heißt bei der Landwehr oder so“.

„Is et möglich?“

„Und er soll auch singen“.

„Ja, singen wird er woll“.

Climax war eitel genug, an dieser letzteren Aeußerung Anstoß zu nehmen und da sich's gerade traf, daß in eben diesem Augenblicke der Wagen aus dem Wallstraßen-Portal auf den abendlichstillen Opernplatz einbog, so gab er das Gespräch um so lieber auf, als er nicht wollte, daß dasselbe von den Insassen des Wagens verstanden würde.

Von Seiten dieser war bis dahin kein Wort gewechselt worden, nicht aus Verstimmung, sondern nur aus Rücksicht gegen die junge Frau, die, herzlich froh über den zur Hälfte frei gebliebenen Rücksitz, ihre kleinen Füße gegen das Polsterkissen gestemmt und sich bequem in den Fond des Wagens zurückgelehnt hatte. Sie war gleich beim Einsteigen ersichtlich müde gewesen, hatte, wie zur Entschuldigung, etwas von Champagner und Kopfweh gesprochen, das Filet-Tuch dabei höher gezogen und ihre Augen geschlossen. Erst als sie zwischen dem Palais und dem Friedrichsmonumente hinfuhren, richtete sie sich wieder auf, weil sie jenen Allerloyalsten zugehörte, die sich schon beglückt fühlen, einen bloßen Schattenriß an dem herabgelassenen Vorhange des Fensters gesehen zu haben. Und wirklich sie sah ihn und gab in ihrer reizenden, halb kindlich, halb koketten Weise, der Freude darüber Ausdruck.

Ihr Geplauder hatte noch nicht geendet, als der Wagen am Brandenburger Thore hielt. Im Nu waren beide Maler, deren Weg hier abzweigte, von ihren Plätzen herunter und empfahlen sich dankend dem lebenswürdigen

Paare, das nun seinerseits durch die breite Schräg-Allee auf das Siegesdenkmal und die dahinter gelegene Alsenstraße zufuhr.

Als sie mitten auf dem von bunten Lichtern überstrahlten Plaze waren, schmiegte sich die schöne junge Frau zärtlich an ihren Gatten und sagte: „War das ein Tag, Otto. Ich habe Dich bewundert“.

„Es wurde mir leichter, als Du denkst. Ich spiele mit ihm. Er ist ein altes Kind“.

„Und Melanie! . . . . Glaube mir, sie fühlt es. Und sie thut mir leid. Du lächelst so. Dir nicht?“

„Ja und nein, ma chère. Man hat eben nichts umsonst in der Welt. Sie hat eine Villa und eine Bildergalerie . . . .“

„Aus der sie sich nichts macht. Du weißt ja, wie wenig sie daran hängt . . . .“

„Und hat zwei reizende Kinder . . . .“

„Um die ich sie fast beneide“.

„Nun, siehst Du“, lachte der Major. „Ein Jeder hat die Kunst zu lernen, sich zu bescheiden und einzuschränken. Wär' ich mein Schwager, so würd' ich sagen . . . .“

Aber sie schloß ihm den Mund mit einem Kuß, und im nächsten Augenblicke hielt der Wagen.

\* \* \*

Die beiden Rätke von der Legation und der Polizei waren an der Ecke des Petri-Plazes in eine Droschke gestiegen, um bis an das Potsdamer Thor zu fahren. Von hier aus wollten sie den Rest des Weges, um der frischen Abendluft willen, zu Fuß machen. In Wahrheit aber hielten sie bloß zu dem Sage, „daß man im Kleinen sparen müsse, um sich im Großen legitimiren zu können“, wobei leider nur zu bedauern blieb, daß ihnen die „großen Gelegenheiten“ entweder nie gekommen, oder regelmäßig von ihnen verjäumt worden waren.

Unterwegs, so lange die Fahrt dauerte, war kein Wort gewechselt worden, und erst beim Aussteigen hatte, bei der nun nöthig werdenden Division von 2 in 6, ein Gespräch begonnen, das alle Parteien, mit Ausnahme des Kutschers, zufrieden gestellt zu haben schien. Beide Rätke hüteten sich deshalb auch, sich nach dem letzteren umzusehen, vor allem Duquede, der ein abgeschworener Feind aller Platzübergänge mit Eisenbahnschienen und Pferdebahn-Geklingel, überhaupt erst wieder in Ruhe kam, als er die schon frisch in Knospen stehende Bellevuestraße glücklich erreicht hatte.

Reiff folgte, schob sich artig und respectvoll an die linke Seite des Legationsrathes und sagte plötzlich und unvermittelt:

„Es war doch wieder eine recht peinliche Geschichte heute. Finden Sie nicht? Und ehrlich gestanden, ich begreif' ihn nicht. Er ist doch nun

Fünzig und drüber und sollte sich die Hörner abgelaufen haben. Aber er ist und bleibt ein Durchgänger“.

„Ja“, sagte Duquede, der einen Augenblick still stand, um Athem zu schöpfen, „etwas Durchgängerisches hat er. Aber, lieber Freund, warum soll er es nicht haben? Ich taxir' ihn auf eine Million, seine Bilder ungerechnet, und ich sehe nicht ein, warum einer in seinem eigenen Haus' und an seinem eigenen Tisch' nicht sprechen soll, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ich bekenn' Ihnen offen, Reiff, ich freue mich immer, wenn er mal so zwischenfährt. Der Alte war auch so, nur viel schlimmer, und es hieß schon damals, vor vierzig Jahren: „Es sei doch ein sonderbares Haus und man könne eigentlich nicht hingehen“. Aber uneigentlich ging Alles hin. Und so war es, und so ist es geblieben“.

„Es fehlt ihm aber doch wirklich an Bildung und Erziehung“.

„Ach, ich bitte Sie, Reiff, gehen Sie mir mit Bildung und Erziehung. Das sind so zwei ganz moderne Wörter, die der „Große Mann“ aufgebracht haben könnte, so sehr hass' ich sie. Bildung und Erziehung. Erstlich ist es in der Regel nicht viel damit, und wenn es 'mal was ist, dann ist es auch noch nichts. Glauben Sie mir, es wird überschätzt. Und es kommt auch nur bei uns vor. Und warum? Weil wir nichts Besseres haben. Wer gar nichts hat, der ist gebildet. Wer aber so viel hat, wie Van der Straaten, der braucht all die Dummheiten nicht. Er hat einen guten Verstand und einen guten Witz, und was noch mehr sagen will, einen guten Credit. Bildung, Bildung. Es ist zum Lachen“.

„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben, Duquede. Ja, wenn es geblieben wäre, wie früher. Junggesellen-Wirthschaft. Aber nun hat er die junge Frau geheirathet, jung und schön und klug . . .“

„Nu, nu, Reiff. Nur nicht extravagant. Es ist damit nicht so weit her, wie Sie glauben; sie ist 'ne Fremde, französische Schweiz, und an allem Fremden verflucken sich die Berliner. Das ist wie Amen in der Kirche. Sie hat so ein bißchen Genfer Chic. Aber was will das am Ende sagen? Alles was die Genfer haben, ist doch auch bloß aus zweiter Hand. Und nun gar klug. Ich bitte Sie, was heißt klug? Er ist viel klüger. Oder glauben Sie, daß es auf 'ne französische Vocabel ankommt? oder auf den Erbkönig? Ich gebe zu, sie hat ein paar niedliche Manierchen und weiß sich unter Umständen ein Mir zu geben. Aber es ist nicht viel dahinter, alles Firklesanz, und wird kolossal überschätzt“.

„Ich weiß doch nicht ob Sie Recht haben“ wiederholte der Polizeirath. „Und dann ist sie doch schließlich von Familie“.

Duquede lachte. „Nein, Reiff, das ist sie nun schließlich nicht. Und ich sag' Ihnen, da haben wir den Punkt, auf den ich keinen Späß verstehe. Caparouy. Es klingt nach 'was. Zugestanden. Aber was heißt es denn am Ende? Rothkapp oder Rothkäppchen. Das ist ein Märchenname, aber

kein Adelsname. Ich habe mich darum gekümmert und nachgeschlagen. Und im Vertrauen, Reiff, es giebt gar keine de Caparoux“.

„Aber bedenken Sie doch den Major! Er hat alle Sorten Stolz und wird sich doch schwerlich eine Mezalliance nachsagen lassen wollen“.

„Ich kenn ihn besser. Er ist ein Streber. Oder sagen wir einfach, er ist ein Generalstäbler. Ich hasse die ganze Gesellschaft, und glauben Sie mir, Reiff, ich weiß warum. Unsre Generalstäbler werden überschätzt, kolossal überschätzt“.

„Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben“, ließ sich der Polizeirath ein drittes Mal vernehmen. „Bedenken Sie bloß, was Stoffel gesagt hat. Und nachher kam es auch so. Aber ich will nur von Grzcynski sprechen. Wie liebenswürdig benahm er sich heute wieder! Wie liebenswürdig und wie vornehm“.

„Ah, bah, vornehm. Ich bilde mir auch ein zu wissen, was vornehm ist. Und ich sage Ihnen, Reiff, Vornehmheit ist anders. Vornehm! Ein Schlaupf ist er und weiter nichts. Oder glauben Sie, daß er die kleine Rothblondine mit den ewigen Schmachtaugen geheirathet hat, weil sie Caparoux hieß, oder meinetwegen auch de Caparoux? Er hat sie geheirathet, weil sie die Schwester ihrer Schwester ist. Du himmlischer Vater, daß ich einem Polizeirath solche Lection halten muß“.

Der Polizeirath, dessen Schwachheiten nach der erotischen Seite hin lagen, las aus diesen andeutenden Worten ein Liebesverhältniß zwischen dem Major und Melanie heraus und sah den langen hagren Duquede von der Seite her betroffen an.

Dieser aber lachte und sagte: „Nicht so, Reiff, nicht so! Carrière-macher sind immer nur Courmacher. Nichts weiter. Es giebt heutzutage Personen (und auch das verdanken wir unsrem großen Reichsbaumeister, der die soliden Werkleute fallen läßt oder bei Seite schiebt) es giebt, sag ich, heutzutage Personen, denen alles Mittel zum Zweck ist. Auch die Liebe. Und zu diesen Personen gehört auch unser Freund der Major. Ich hätte nicht sagen sollen, er hat die Kleine geheirathet, weil sie die Schwester ihrer Schwester ist, sondern weil sie die Schwägerin ihres Schwagers ist. Er braucht diesen Schwager, und ich sag Ihnen, Reiff, denn ich kenne den Ton und die Strömung oben, es giebt Weniges was nach oben hin so empfiehlt wie das. Ein Schwager-Commerzienrath ist nicht viel weniger werth, als ein Schwiegervater-Commerzienrath und rangirt wenigstens gleich dahinter. Unter allen Umständen aber sind Commerzienrätthe wie consolidirte Fonds, auf die jeden Augenblick gezogen werden kann. Es ist immer Deckung da“.

„Sie wollen also sagen . . .“

„Ich will garnichts sagen, Reiff . . . Ich meine nur so“.

Und damit waren sie bis an die Bendlerstraße gekommen, wo beide sich trennten. Reiff ging auf die Bon der Heydt-Brücke zu, während Duquede seinen Weg in gerader Richtung fortsetzte.

Er wohnte dicht an der Hofsäger-Allee, sehr hoch, aber in einem sehr vornehmen Hause.

### VII. Ebenezer Rubehn.

Wenige Tage später hatte Melanie mit Kindern und Dienerschaft das Stadthaus verlassen und die Thiergarten-Villa bezogen. Van der Straaten selbst machte diesen Umzug nicht mit und war, so sehr er die Villa liebte, doch immer erst vom September ab andauernd draußen, weil er ein noch leidenschaftlicherer Obstzüchter als Bildersammler war. Bis dahin erschien er nur jeden dritten Tag als Gast und versicherte dabei jedem, der es hören wollte, daß dies die stundenweis ihm nachgezählten Flitterwochen seiner Ehe seien. Melanie hütete sich wohl, ihm zu widersprechen, war vielmehr die Liebenswürdige selbst und genoß in den zwischenliegenden Tagen das Glück ihrer Freiheit. Und dieses Glück war um vieles größer, als man, ihrer Stellung nach, die so dominirend und so frei schien, hätte glauben sollen. Denn sie dominirte nur, weil sie sich zu zwingen verstand; aber dieses Zwanges los und ledig zu sein, blieb doch ihr Wunsch, ihr beständiges, stilles Verlangen. Und das erfüllten ihr die Sommertage. Da hatte sie Ruhe vor seinen Liebesbeweisen und seinen Ungenirtheiten, nicht immer, aber doch meist, und das Bewußtsein davon gab ihr ein unendliches Wohlgefühl.

Und dieses Wohlgefühl steigerte sich noch in dem entzückenden und beinahe ungestörten Stillleben, dessen sie draußen genoß. Wohl liebte sie Stadt und Gesellschaft und den Ton der großen Welt, aber wenn die Schwalben wieder zwitscherten und der Flieder wieder zu Knospen begann, da zog sie's doch in die Park-Einsamkeit hinaus, die wiederum kaum eine Einsamkeit war, denn neben der Natur, deren Sprache sie wohl verstand, hatte sie Bücher und Musik, und — die Kinder. Die Kinder, die sie während der Saison oft tagelang nicht sah und an deren Aufwachsen und Lernen sie draußen in der Villa den regsten Antheil nahm. Ja, sie half selber nach, in den Sprachen, vor allem im Französischen, und durchblätterte mit ihnen Atlas und historische Bilderbücher. Und an alles knüpfte sie Geschichten, die sie dem Gedächtniß der Kinder einzuprägen wußte. Denn sie war geschickt und hatte die Gabe, von allem, worüber sie sprach, ein klares und anschauliches Bild zu geben.

Es waren glückliche stille Tage.

Möglich dennoch, daß es zu stille Tage gewesen wären, wenn das tiefste Bedürfniß der Frauennatur: das Plauderbedürfniß, unbefriedigt geblieben wäre. Aber dafür war gesorgt. Wie fast alle reichen Häuser, hatten auch die Van der Straaten's einen Anhang ganz-alter und halb-alter Damen, die zu Weihnachten beschenkt und im Laufe des Jahres zu Klaffees und Landpartieen eingeladen wurden. Es waren ihrer sieben oder acht, unter denen jedoch zwei durch eine besonders intime Stellung hervorragten und zwar das kleine verwachsene Fräulein Friederike von Sawakli und das stattlich hochaufgeschossene Clavier- und Singe-Fräulein: Anastasia Schmidt. Ihrer apart

bevorzugten Stellung entsprach es denn auch, daß sie jeden zweiten Osterfeiertag durch Van der Straaten in Person befragt wurden, ob sie sich entschließen könnten, seiner Frau während der Sommermonate draußen in der Villa Gesellschaft zu leisten, eine Frage, die jedesmal mit einer Verbeugung und einem freundlichen „ja“ beantwortet wurde. Aber doch nicht zu freundlich, denn man wollte nicht verrathen, daß die Frage erwartet war.

Und beide Damen waren auch in diesem Jahre, wie herkömmlich, als Dames d'honneur installiert worden, hatten den Umzug mitgemacht, und erschienen jeden Morgen auf der Veranda, um gegen neun Uhr mit den Kindern das erste und um zwölf mit Melanie das zweite Frühstück zu nehmen. Auch heute wieder.

Es mochte schon gegen eins sein und das Frühstück war beendet. Aber der Tisch noch nicht abgedeckt. Ein leiser Luftzug, der ging und sich verstärkte, weil alle Thüren und Fenster offen standen, bewegte das rothgemusterte Tisch-tuch und von dem am andern Ende des Corridors gelegenen Musikzimmer her hörte man ein Stück der Cramer'schen Clavierschule, dessen mangelhaften Tact in Ordnung zu bringen, Fräulein Anastasia Schmidt sich anstrenge. „Eins zwei, eins zwei“. Aber Niemand achtete dieser Anstrengungen, am wenigsten Melanie, die neben Fräulein Kiechen, wie man sie gewöhnlich hieß, in einem Gartenstuhle saß und dann und wann von ihrer Handarbeit auffah, um das reizende Parkbild unmittelbar um sie her, trotzdem sie jeden kleinsten Zug darin kannte, auf sich wirken zu lassen.

Es war selbstverständlich die schönste Stelle der ganzen Anlage. Denn von hundert Gästen, die kamen, begnügten sich neunundneunzig damit, den Park von hier aus zu betrachten und zu beurtheilen. Am Ende des Hauptganges, zwischen den eben ergrünenden Bäumen hin, sah man das Zittern und Flimmern des vorüber ziehenden Stromes, aus der Mitte der überall eingestreuten Rasenflächen aber erhoben sich Aloë'n und Bosquets und Glasfugeln und Bassins. Eines der kleineren plätscherte, während auf der Einfassung des großen ein Pfauhahn saß und die Mittagssonne mit seinem Gefieder einzufangen schien. Tauben und Perlhühner waren bis in unmittelbare Nähe der Veranda gekommen, von der aus Kiechen ihnen eben Krumen streute.

„Du gewöhnst sie zu sehr an diesen Platz“ sagte Melanie. „Und wir werden einen Krieg mit Van der Straaten haben“.

„Ich secht ihn schon aus“, entgegnete die Kleine.

„Ja, Du darfst es Dir wenigstens zutrauen. Und wirklich, Kiechen, ich könnte jaloux werden, so sehr bevorzugt er Dich. Ich glaube, Du bist der einzige Mensch, der ihm alles sagen darf, und so viel ich weiß, ist er noch nie heftig gegen Dich geworden. Ob ihm Dein alter Adel imponirt? Sage mir Deinen vollen Namen und Titel. Ich hör' es so gern und vergeß es immer wieder“.

„Moyfia Friederike Sawat von Sawahki, genannt Sattler von der Hölle, Stifts-Anwärterin auf Kloster Himmelpfort in der Uckermark“.

„Wunder schön“ sagte Melanie. „Wenn ich doch so heißen könnte! Und Du kannst es glauben, Rieckchen, das ist es, was einen Eindruck auf ihn macht“.

Alles das war in herzlicher Heiterkeit gesagt und von Rieckchen auch so beantwortet worden. Jetzt aber rückte diese den Stuhl näher an Melanie heran, nahm die Hand der jungen Frau und sagte: „Eigentlich sollt' ich böse sein, daß Du Deinen Spott mit mir hast. Aber wer könnte Dir böse sein!“

„Ich spotte nicht“, entgegnete Melanie. „Du mußt doch selber finden, daß er Dich artiger und rücksichtsvoller behandelt, als jeden andren Menschen“.

„Ja“, sagte jetzt das arme Fräulein und ihre Stimme zitterte vor Bewegung. „Er behandelt mich gut, weil er ein gutes Herz hat, ein viel besseres als mancher denkt und vielleicht auch als Du selber denkst. Und er ist auch gar nicht so rücksichtslos. Er kann nur nicht leiden, daß man ihn stört oder herausfordert, ich meine solche, die's eigentlich nicht sollten oder dürfen. Sieh, Kind, dann beherrscht er sich nicht länger, aber nicht weil er's nicht könnte, nein, weil er nicht will. Und er braucht es auch nicht zu wollen. Und wenn man gerecht sein will, er kann es auch nicht wollen. Denn er ist reich, und alle reichen Leute lernen die Menschen von ihrer schlechtesten Seite kennen. Alles überstürzt sich, erst in Dienst und hinterher in Undank. Und Undank erndten, ist eine schlechte Schule für Zartheit und Liebe. Und deshalb glauben die Reichen an nichts Edles und Aufrichtiges in der Welt. Aber das sag' ich Dir und muß ich Dir immer wieder sagen, Dein Van der Straaten ist besser als mancher denkt und als Du selber denkst“.

Es entstand eine kleine Pause, nicht ganz ohne Verlegenheit, dann nickte Melanie freundlich dem alten Fräulein zu und sagte: „Sprich nur weiter. Ich höre Dich gerne so“.

„Und ich will auch“, sagte diese. „Sieh, ich habe Dir schon gesagt, er behandelt mich gut, weil er ein gutes Herz hat. Aber das ist es noch nicht alles. Er ist auch so freundlich gegen mich, weil er mitleidig ist. Und mitleidig sein, ist noch viel mehr als bloß gütig sein und ist eigentlich das Beste, was die Menschen haben. Er lacht auch immer, wenn er meinen langen Namen hört, gerade so wie Du, aber ich hab' es gern, ihn so lachen zu hören, denn ich höre wohl heraus, was er dabei denkt und fühlt“.

„Und was fühlt er denn?“

„Er fühlt den Gegensatz zwischen dem Anspruch meines Namens und dem was ich bin: arm und alt und einsam, und ein bloßes Figürchen. Und wenn ich sage Figürchen, so beschönige ich noch und schmeichle noch mir selbst“.

Melanie hatte das Battisttuch an's Auge gedrückt und sagte: „Du hast

Recht. Du hast immer Recht. Aber wo nur Anastasia bleibt, die Stunde nimmt ja gar kein Ende. Sie quält mir die Liddy viel zu sehr, und das Ende vom Lied ist, daß sie dem Kind' einen Widerwillen beibringt. Und dann ist es vorbei. Denn ohne Lieb' und ohne Lust ist nichts in der Welt. Auch nicht einmal in der Musik . . . Aber da kommt ja Teichgräber und will uns einen Besuch anmelden. Ich bin außer mir. Hätte viel lieber noch mit Dir weiter geplaudert“.

In eben diesem Augenblicke war der alte Parkhüter, der sich vergeblich nach einem von der Hausdienerschaft umgesehen hatte, bis an die Veranda herangetreten und überreichte eine Karte.

Melanie las: „Ebenezer Rubehn (Firma Jakob Rubehn und Söhne) Lieutenant in der Reserve des 5. Dragoner-Regiments . . .“

„Ah, sehr willkommen . . . Ich lasse bitten . . .“ Und während sich der Alte wieder entfernte, fuhr Melanie gegen das kleine Fräulein in übermüthiger Laune fort: „Auch wieder einer, und noch dazu aus der Reserve! Mir widerwärtig, dieser ewige Lieutenant. Es giebt gar keine Menschen mehr“.

Und sehr wahrscheinlich, daß sie diese Betrachtungen fortgesetzt hätte, wenn nicht auf dem Kiesweg ein Knirschen hörbar geworden wäre, das über das rasche Näherkommen des Besuchs keinen Zweifel lassen konnte. Und so war es. Im nächsten Augenblicke stand der Angemeldete vor der Veranda und verneigte sich gegen beide Damen.

Melanie hatte sich erhoben und war ihm einen Schritt entgegen gegangen. „Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Rubehn, und bitte, Sie zunächst mit meiner lieben Freundin und Hausgenossin bekannt machen zu dürfen . . . Herr Ebenezer Rubehn, . . . Fräulein Friederike von Savakfi!“

Ein flüchtiges Erstaunen spiegelte sich ersichtlich in Rubehns Zügen, das, wenn Melanie richtig interpretirte, mehr noch dem kleinen verwachsenen Fräulein, als ihr selber galt. Ebenezer war indessen Weltmann genug, um seines Erstaunens rasch wieder Herr zu werden, und sich ein zweites Mal gegen die Freundin hin verneigend, bat er um Entschuldigung, seinen Besuch auf der Villa bis heute hinausgeschoben zu haben.

Melanie ging leicht darüber hin, ihrerseits bittend, die Gemüthlichkeit dieses ländlichen Empfanges und vor allem eines unabgeräumten Frühstückstisches entschuldigen zu wollen. „Mais à la guerre, comme à la guerre, eine kriegerische Wendung, an die mir's im Uebrigen ferne liegt, ernsthafte Kriegsgespräche knüpfen zu wollen“.

„Gegen die Sie sich vielmehr unter allen Umständen gesichert haben möchten“, lachte Rubehn. „Aber fürchten Sie nichts. Ich weiß, daß sich Damen für das Capitel Krieg nur so lange begeistern, als es Verwundete zu pflegen giebt. Von dem Augenblick an, wo der letzte Kranke das Lazareth verläßt, ist es mit dem Kriegseifer vorbei. Und wie die Frauen in allem Recht haben, so auch hierin. Es ist das Traurigste von der Welt,

immer wieder eine Durchschnittsheldengeschichte von zweifelhaftem Werth und noch zweifelhafterer Wahrheit hören zu müssen, aber es ist das Schönste was es giebt, zu helfen und zu heilen“.

Melanie hatte, während er sprach, ihre Handarbeit in den Schooß gelegt und ihn fest und freundlich angesehen. „Ei, das lob' ich und hör' ich gern. Aber wer mit so warmer Empfindung von dem Hospitaldienst und dem Helfen und Heilen, das uns so wohl kleidet, zu sprechen versteht, der hat diese Wohlthat wohl an sich selbst erfahren. Und so plaudern Sie mir denn wider Willen, nach fünf Minuten schon, Ihre Geheimnisse aus. Versuchen Sie nicht, mich zu widerlegen, Sie würden scheitern damit, und da Sie die Frauenherzen so gut zu kennen scheinen, so werden Sie natürlich auch unsere zwei stärksten Seiten kennen: unseren Eigensinn und unser Räthselrathen. Wir errathen Alles . . . .“

„Und immer richtig?“

„Nicht immer, aber meist. Und nun erzählen Sie mir, wie Sie Berlin finden, unsere gute Stadt, und unser Haus, und ob Sie das Zutrauen zu sich haben, in Ihrem Hofsterker, dem eigentlich nur noch die Gitterstäbe fehlen, nicht melancholisch zu werden. Aber wir hatten nichts Besseres. Und wo nichts ist, hat, wie das Sprichwort sagt . . .“

„O, Sie beschämen mich, meine gnädigste Frau. Jetzt erst, nach meinem Eintreffen, weiß ich, wie groß das Opfer ist, das Sie mir gebracht haben. Und ich darf füglich sagen, daß ich bei besserer Kenntniß . . .“

Aber er sprach nicht aus und horchte plötzlich nach dem Hause hin, aus dem eben (die Musikstunde hatte schon vorher geschlossen) ein virtuosos und in jeder feinsten Nuancirung erkennbares Spiel, bis auf die Veranda herausklang. Es war „Wotans Abschied“ und Rubehn erschien so hingerissen, daß es ihm Anstrengung kostete, sich loszumachen und das Gespräch wieder aufzunehmen. Endlich aber fand er sich zurück und sagte, während er sich abermals gegen Niekchen verneigte: „Pardon, meine Gnädigste. Hat' ich recht gehört? Fräulein von Sawazki?“

Das Fräulein nickte.

„Mit einem jungen Offizier dieses Namens war ich einen Sommer über in Wildbad-Gastein zusammen. Unmittelbar nach dem Kriege. Ein lebenswürdiger, junger Cavalier. Vielleicht ein Anverwandter . . .?“

„Ein Vetter“, sagte Fräulein Niekchen. „Es giebt nur wenige meines Namens und wir sind alle verwandt. Ich freue mich, aus Ihrem Munde von ihm zu hören. Er wurde noch in dem Nachspiel des Krieges verwundet, fast am letzten Tage. Bei Pontarlier. Und sehr schwer. Ich habe lange nichts von ihm gehört. Hat er sich erholt?“

„Ich glaube sagen zu dürfen, vollkommen. Er thut wieder Dienst im Regiment, wovon ich mich, ganz neuerdings erst, durch einen glücklichen Zufall überzeugen konnte. . . Aber, mein gnädigstes Fräulein, wir werden unser Thema fallen lassen müssen. Die gnädige Frau lächelt bereits und

bewundert die Geschicklichkeit, mit der ich, auf dem Umwege des Persönlichen, in das Kriegsabenteuer und all seine Consequenzen einzumünden trachte. Darf ich also vorschlagen, lieber dem wundervollen Spiele zuzuhören, das . . . O, wie schade; jetzt bricht es ab . . .“

Er schwieg, und erst als es drinnen still blieb, fuhr er in einer ihm sonst fremden, aber in diesem Augenblicke völlig aufrichtigen Emphase fort: „O, meine gnädigste Frau, Welch ein Zaubergarten, in dem Sie leben. Ein Pfau, der sich sonnt, und Tauben, so zahm und so zahllos, als wäre diese Veranda der Marcusplatz oder die Insel Cyprien in Person! Und dieser plätschernde Strahl, und nun gar dieses Lied . . . In der That, wenn nicht auch der aufrichtigste Beifall unstatthaft und zudringlich sein könnte . . .“

Er unterbrach sich, denn vom Corridore her waren eben Schritte hörbar geworden und Melanie sagte mit einer halben Wendung: „Ah, Anastasia! Du kommst gerade zu guter Zeit, um den Dank und die Bewunderung unseres lieben Gastes und neuen Hausgenossen allerpersönlichst in Empfang zu nehmen. Erlauben Sie mir, daß ich Sie miteinander bekannt mache: Herr Ebenezer Rubehn, Fräulein Anastasia Schmidt . . .“ „Und hier meine Tochter Lydia“, setzte Melanie hinzu, nach dem schönen Kinde hinzeigend, das, auf der Thürschwelle, neben dem Musikfräulein stehen geblieben war und den Fremden ernst und beinahe feindselig musterte.

Rubehn bemerkte den Blick. Aber es war ein Kind, und so wandte er sich ohne Weiteres gegen Anastasia, um ihr allerhand Schmeichelhaftes über ihr Spiel und die Richtung ihres Geschmacks zu sagen.

Diese verbeugte sich, während Melanie, der kein Wort entgangen war, auf's lebhafteste fortfuhr: „Ei, da dürfen wir Sie, wenn ich recht verstanden habe, wohl gar zu den Unseren zählen? Anastasia, das träfe sich gut! Sie müssen nämlich wissen, Herr Rubehn, daß wir hier in zwei Lagern stehen und daß sich das Van der Straaten'sche Haus, das nun auch das Ihrige sein wird, in bilderschwärmende Montecchi und musikschwärmende Capuletti theilt. Ich, tout à fait Capulet und Julia. Doch mit untragischem Ausgang. Und ich füge zum Ueberfluß hinzu, daß wir, Anastasia und ich, jener kleinen Gemeinde angehören, deren Namen und Mittelpunkt ich Ihnen nicht zu nennen brauche. Nur Eines will ich auf der Stelle wissen. Und ich betrachte das als mein weibliches Neugierrecht. Welcher seiner Arbeiten erkennen Sie den höchsten Preis zu? Worin erscheint er Ihnen am bedeutendsten oder doch am eigenartigsten?“

„In den Meisterfingern“.

„Zugestanden. Und nun sind wir einig, und bei nächster Gelegenheit können wir Van der Straaten und Gabler, und vor Allem den langen und langweiligen Legationsrath in die Luft sprengen. Den langen Duquede! O, der steigt wie ein Raketenstock. Nicht wahr, Anastasia?“

Rubehn hatte seinen Hut genommen. Aber Melanie, die durch die ganze Begegnung ungewöhnlich erfreut und angeregt war, fuhr in wachsendem Eifer fort: „Alles das sind erst Namen. Eine Woche noch oder zwei und

Sie werden unsere kleine Welt kennen gelernt haben. Ich wünsche, daß Sie die Gelegenheit dazu nicht hinausschieben. Unsere Veranda hat für heute die Repräsentation des Hauses übernehmen müssen. Erinnern Sie sich, daß wir auch einen Flügel haben, und versuchen Sie bald und oft, ob er Ihnen paßt. Au revoir“.

Er küßte der schönen Frau die Hand und unter gemessener Verbeugung gegen Niefchen und Anastasia verließ er die Damen. Ueber Lydia sah er fort.

Aber diese nicht über ihn.

„Du siehst ihm nach“, sagte Melanie. „Hat er Dir gefallen?“

„Nein“.

Alle lachten. Aber Lydia ging in das Haus zurück und in ihrem großen Auge stand eine Thräne.

### VIII. Auf der Stralauer Wiese.

Nach dem ersten Besuche Rubehns waren Wochen vergangen, und der günstige Eindruck, den er auf die Damen gemacht hatte, war im Steigen geblieben, wie das Wetterglas. Jeden zweiten, dritten Tag erschien er in Gesellschaft Van der Straaten's, der seinerseits an der allgemeinen Vorliebe für den neuen Hausgenossen theilnahm, und nie vergaß, ihm einen Platz anzubieten, wenn er selber in seinem hochrädigen Cabriolet hinausfuhr. Ein wolkenloser Himmel stand in jenen Wochen über der Villa, drin es mehr Lachen und Plaudern, mehr Medisiren und Musiciren gab, als seit lange. Mit dem Musiciren vermochte sich Van der Straaten freilich auch jetzt nicht auszuföhnen, und es fehlte nicht an Wünschen wie der „mit von der Schiffsmannschaft des fliegenden Holländers zu sein“, aber im Grunde genommen war er mit dem „anspruchsvollen Lärm“ um vieles zufriedener, als er einräumen wollte, weil der von nun an in eine neue, gesteigerte Phase tretende Wagner-Cultus ihm einen unerschöpflichen Stoff für seine Lieblingsformen der Unterhaltung bot. Siegfried und Brunhilde, Tristan und Isolde, welche dankbaren Tummelfelder! Und es konnte, wenn er in Veranlassung dieser Themata, seinem Kenner die Zügel schießen ließ, mitunter zweifelhaft erscheinen, ob die Musicirenden am Flügel oder er und sein Uebermuth die Glücklicheren waren.

Und so war Hochsommer gekommen und fast schon vorüber, als an einem wundervollen August-Nachmittage Van der Straaten den Vorschlag einer Land- und Wasser-Partie machte. „Rubehn ist jetzt ein rundes Vierteljahr in unserer Stadt und hat nichts gesehen, als was zwischen unserem Comtoir und dieser unserer Villa liegt. Er muß aber endlich unsere landschaftlichen Schätze, will sagen unsere Wasserflächen und Stromufer kennen lernen, erhabene Wunder der Natur, neben denen die ganze heraufgepuffte Main- und Rhein-Herrlichkeit verschwindet. Also Dreptow und Stralow, und zwar rasch, denn in acht Tagen haben wir den Stralauer Fischzug, der an

und für sich zwar ein liebliches Fest der Maien, im Uebrigen aber etwas derb und nicht allzu günstig für Wiesewachs und frischen Nasen ist. Und so proponir' ich denn eine Fahrt auf morgen Nachmittag. Angenommen?"

Ein wahrer Jubel begleitete den Schluß der Ansprache, Melanie sprang auf, um ihm einen Kuß zu geben, und Fräulein Niekchen erzählte, daß es nun gerade dreiunddreißig Jahre sei, seit sie zum letzten Mal in Treptow gewesen, an einem großen Dobremontschen Feuerwerkstage, — derselbe Dobremont, der nachher mit seinem ganzen Laboratorium in die Luft geflogen. „Und in die Luft geflogen, warum? Weil die Leute, die mit dem Feuer spielen, immer zu sicher sind und immer die Gefahr vergessen. Ja, Melanie, Du lachst. Aber, es ist so, immer die Gefahr vergessen“.

Es wurde nun gleich zu den nöthigen Verabredungen geschritten, und man kam überein, am anderen Tage zu Mittag in die Stadt zu fahren, daselbst ein kleines Gabelfrühstück einzunehmen und gleich danach die Partie beginnen zu lassen: die drei Damen im Wagen, Van der Straaten und Rubehn entweder zu Fuß oder zu Schiff. Alles regelte sich rasch und nur die Frage, wer noch aufzufordern sei, schien auf kleine Schwierigkeiten stoßen zu sollen.

„Gryczinski?“ fragte Van der Straaten und war zufrieden, als alles schwieg. Denn so sehr er an der rothblonden Schwägerin hing, in der er, um ihres anschmiegenden Wesens willen, ein kleines Frauenideal verehrte, so wenig lag ihm an dem Major, dessen superiore Haltung ihn bedrückte.

„Nun denn, Duquede?“ fuhr Van der Straaten fort und hielt das Crayon an die Lippe, mit dem er eventuell den Namen des Legationsrathes notiren wollte.

„Nein“ sagte Melanie. „Duquede nicht. Und so verhaßt mir der ewige Vergleich vom „Mehlthau“ ist, so giebt es doch für Duquede keinen andern. Er würde von Stralow aus beweisen, daß Treptow und von Treptow aus beweisen, daß Stralow überschätzt werde, und zu Feststellung dieses Satzes brauchen wir weder einen Legationsrath a. D., noch einen Altmärkischen von Adel“.

„Gut, ich bin es zufrieden“, wiederholte Van der Straaten. „Aber Reiff?“

„Ja, Reiff“ hieß es erfreut. Alle drei Damen klatschten in die Hände und Melanie setzte hinzu: „Er ist artig und manierlich und kein Spielverderber und trägt einem die Sachen. Und dann, weil ihn alle kennen, ist es immer, als führe man unter Escorte, und alles grüßt so verbindlich, und mitunter ist es mir schon gewesen, als ob die Brandenburger Thormache „heraus“ rufen müßte“.

„Ach, das ist ja nicht um des alten Reiff willen“ sagte Anastasia, die nicht gern eine Gelegenheit vorüber gehen ließ, sich durch eine kleine Schmeichelei zu insinuiren. „Das ist um Deinetwillen. Sie haben Dich für eine Prinzessin gehalten“.

„Ich bitte nicht abzuschweifen“ unterbrach Van der Straaten, „am

wenigsten im Dienste weiblicher Eitelkeiten, die sich, nach dem Principe von Zug um Zug, bis ins Ungeheuerliche steigern könnten. Ich habe Keiff notirt, und Arnold und Klimar verstehen sich von selbst. Eine Wasserfahrt ohne Gesang ist ein Unding. Dies wird selbst von mir zugestanden. Und nun frag' ich, wer hat noch weitere Vorschläge zu machen? Niemand? Gut. So bleibt es bei Keiff und Arnold und Klimar, und ich werde sie per Rohrpost avertiren. Fünf Uhr. Und daß wir sie draußen bei Löbbeckes erwarten“.

Am andern Tage war alles Erregung und Bewegung auf der Villa, viel, viel mehr als ob es sich um eine Reise nach Teplitz oder Carlsbad gehandelt hätte. Natürlich, eine Fahrt nach Stralow war ja das ungewöhnlichere. Die Kinder sollten mit, es sei Platz genug auf dem Wagen, aber Lydia war nicht zu bewegen und erklärte bestimmt, sie wolle nicht. Da mußte denn, wenn man keine Scene haben wollte, nachgegeben werden, und auch die jüngere Schwester blieb, da sie sich daran gewöhnt hatte, dem Beispiele der älteren in all und jedem zu folgen.

In der Stadt wurde, wie verabredet, ein Gabelfrühstück genommen und zwar in Van der Straaten's Zimmer. Er wollt' es so jagd- und reisemäßig wie möglich haben und war in bester Laune. Diese wurd' auch nicht gestört, als in demselben Augenblicke, wo man sich gesetzt hatte, ein Absagebrief Keiff's eintraf. Der Polizeirath schrieb: „Chef eben confidentiell mit mir gesprochen. Reise heute noch. Elf Uhr fünfzig. Eine Sache, die sich der Mittheilung entzieht. Dein Keiff. P. S. Ich bitte der schönen Frau die Hand küssen und ihr sagen zu dürfen, daß ich untröstlich bin . . .“

Van der Straaten fiel in einen heftigen Krampfhusten, weil er, unter dem Lesen, unklugerweise von seinem Sherry genippt hatte. Nichtsdestoweniger sprach er unter Husten und Lachen weiter und erging sich in Vorstellungen Keiff'scher Großthaten. „In politischer Mission! Wundervoll. O lieb Vaterland, kannst ruhig sein. Aber einen kenn' ich, der noch ruhiger sein kann: der Unglückliche, den er sucht. Oder sag' ich gleich rundweg: der Attentäter, dem er sich an die Fersen heftet. Denn um etwas Staatsstreichlich-Hochverrätherisches muß es sich doch am Ende handeln, wenn man einen Mann wie Keiff allerpersönlichst in den Sattel setzt. Nicht wahr, Sattlerchen von der Hölle? Und heut Abend noch! Die reine Ballade. „Wir satteln nur um Mitternacht“. O, Lenore! O Keiff, Keiff“. Und er lachte convulsivisch weiter.

Auch Arnold und Klimar, die man nach Verabredung draußen treffen wollte, wurden nicht geschont, bis endlich die Pendule vier schlug und zur Eile mahnte. Der Wagen wartete schon und die Damen stiegen ein und nahmen ihre Plätze: Fräulein Riechen neben Melanie, Anastasia auf dem Rücksitz. Und mit ihren Fächern und Sonnenschirmen grüßend, ging es über Platz und Straßen fort, erst auf die Frankfurter Linden und zuletzt auf das Stralauer Thor zu.

Van der Straaten und Rubehn folgten eine Viertelstunde später in einer Droschke zweiter Klasse, die man „Nochtheits halber“ gewählt hatte, stiegen aber unmittelbar vor der Stadt aus, um nunmehr an den Flußwiesen hin den Rest des Weges zu Fuß zu machen.

\* \* \*

Es schlug fünf, als unsre Fußgänger das Dorf erreichten und in Mitte desselben Ohms ansichtig wurden, der mit seinem Wagen, etwas ausgebogen, zur Linken hielt und den ohnehin wohlgepflegten Trakehnern einen vollen Futterack eben auf die Krippe gelegt hatte. Gegenüber stand ein kleines Haus, wie das Pfefferkuchenhaus im Märchen, bräunlich und appetitlich, und so niedrig, daß man bequem die Hand auf die Dachrinne legen konnte. Dieser Niedrigkeit entsprach denn auch die kaum mannshohe Thür, über der, auf einem wasserblauen Schilde „Löbkes Kaffeehaus“ zu lesen war. In Front des Hauses aber standen drei, vier verschüttene Lindenbäume, die den Bürgersteig von dem Straßendamme trennten, auf welchem letzteren hunderte von Sperlingen hüpfen und zwitscherten und die verlorenen Körner aufspickten.

„Dies ist das Ship-Hôtel von Stralow“ sagte Van der Straaten im Cicerone-Ton und war eben Willens in das Kaffeehaus einzutreten, als Ohm über den Damm kam und ihm halb dienstlich halb vertraulich vermeldete, „daß die Damen schon voraus seien, nach der Wiese hin. Un die beiden Herren Maler auch. Und hätten beide schon gewartet und gleich den Tritt runter gemacht und Alles. Erst Herr Gabler und dann Herr Schulze. Und an der Würfelbude hätten sie Strippenballons und Gummibälle gekauft. Und auch Reifen und eine kleine Trommel und Allerhand noch. Und einen Jungen hätten sie mitgenommen, der hätte die Reifen und die Stöcke tragen müssen. Und Herr Klimar immer voraus. Das heißt mit 'ner Harmonika“.

„Um Gottes Willen“ rief Van der Straaten „Ziehharmonika?“

„Nein Herr Commerzienrath. Wie 'ne Maultrommel“.

„Gott sei Dank! . . Und nun kommen Sie, Rubehn. Und Du, Ohm, Du wartest nicht auf uns und läßt Dir geben . . Hörst Du?“

Ohm hatte dabei seinen Hut abgenommen. In seinen Zügen aber war deutlich zu lesen: ich werde warten.

Am Ausgange des Dorfes lag ein prächtiger Wiesenplan und dehnte sich bis an die Kirchhofsmauer hin. In Nähe dieser hatten sich die drei Damen gelagert und plauderten mit Gabler, während Klimar einen seiner großen Gummibälle monsieurherkulesartig über Arm und Schulter laufen ließ.

Van der Straaten und Rubehn hörten schon von Ferne her das Bravoflatschen und Klatschen lebhaft mit. Und nun erst wurde man ihrer ansichtig, und Melanie sprang auf und warf ihrem Gatten, wie zur Begrüßung, einen der großen Bälle zu. Aber sie hatte nicht richtig gezielt, der Ball

ging seitwärts und Rubehn fing ihn auf. Im nächsten Augenblicke begrüßte man sich und die junge Frau sagte: „Sie sind geschickt. Sie wissen den Ball im Fluge zu fassen“.

„Ich wollt', es wäre das Glück“.

„Vielleicht ist es das Glück“.

Van der Straaten, der es hörte, verbat sich alle derartig intrikaten Wortspielereien, widrigenfalls er an die Braut telegraphiren oder vielleicht auch Reiß in confidentieller Mission abschicken würde. Worauf Rubehn ihn zum hundertsten Male beschwor, endlich von der „ewigen Braut“ ablassen zu wollen, die wenigstens vorläufig noch im Bereich der Träume sei. Van der Straaten aber machte sein kluges Gesicht und versicherte, „daß er es besser wisse“.

Danach kehrte man an die Lagerstelle zurück, die sich nun rasch in einen Spielplatz verwandelte. Die Reifen, die Bälle flogen, und da die Damen ein rasches Wechseln im Spiele liebten, so ging man, innerhalb anderthalb Stunden, auch noch durch Blindkuh und Gänsefuß und „Bäumchen, Bäumchen, verwechselt euch“. Das Letztere fand am meisten Gnade, besonders bei Van der Straaten, dem es eine herzliche Freude war, das scharfgeschnittene Profil Niekchens mit ihren freundlichen und doch zugleich etwas stechenden Augen um die Baumstämme herumgucken zu sehen. Denn sie hatte, wie die meisten Verwachsenen, ein Gulengesicht.

Und so ging es weiter, bis die Sonne zum Rückzug mahnte. Harmonika-Schulze führte wieder und neben ihm marschirte Gabler, der das Trommelchen ganz nach Art eines Tambourins behandelte. Er schlug es mit den Knöcheln, warf es hoch und fing es wieder. Danach folgte das Van der Straaten'sche Paar, dann Rubehn und Fräulein Niekchen, während Anastasia träumerisch und Blumen pflückend den Nachtrab bildete. Sie hing süßen Fragen und Vorstellungen nach, denn Olimar hatte beim Blindkuh, als er sie haßchte, Worte fallen lassen, die nicht mißdeutet werden konnten. Er wäre denn ein schändlicher zweizüngiger Lügner. Und das war er nicht. . . Wer so rein und kindlich an der Töte dieses Zuges gehen und die Harmonika blasen konnte, konnte kein Verräther sein.

Und sie bückte sich wieder, um (zum wie vielsten Male!) an einer Wiesenrannkel die Blätter und die Chancen ihres Glücks zu zählen.

### IX. Löbbekes Kaffeehaus.

Vor Löbbekes Kaffeehaus hatte sich innerhalb der letzten zwei Stunden nichts verändert, mit alleiniger Ausnahme der Sperlinge, die jetzt statt auf dem Straßendam, in den verschnittenen Linden saßen und quirlirten. Aber niemand achtete dieser Musik, am wenigsten Van der Straaten, der eben Melanies Arm in den Olimars gelegt und sich selbst an die Spitze des Zuges gesetzt hatte. „Attention!“ rief er und bückte sich, um sich ohne Fährlichkeit durch das niedrige Thürjoch hindurch zu zwängen.

Und Alles folgte seinem Rath und Beispiel.

Drinne waren ein paar absteigende Stufen, weil der Flur um ein Erhebliches niedriger lag, als die Straße draußen, weshalb denn auch den Eintretenden eine dumpfe Kellerluft entgegenkam, von der es schwer zu sagen war, ob sie durch ihren biersäuerlichen Gehalt mehr gewann oder verlor. In der Mitte des Flurs sah man nach rechts hin eine Nische mit Herd und Rauchfang, einer kleinen Schiffsküche nicht unähnlich, während von links her ein Schanztisch um mehrere Fuß vorsprang. Dahinter ein sogenanntes „Schapp“, in dem oben Teller und Tassen und unten allerhand ausgebuchtete Likörflaschen standen. Zwischen Tisch und Schapp aber thronte die Herrin dieser Dominien, eine große, starke Blondine, von Mitte Dreißig, die man ohne Weiteres als eine Schönheit hätte hinnehmen müssen, wenn nicht ihre Augen gewesen wären. Und doch waren es eigentlich schöne Augen, an denen in Wahrheit nichts Anderes auszusetzen war, als daß sie sich daran gewöhnt hatten, alle Männer in zwei Klassen zu theilen, in solche, denen sie zuzwinkerten: „wir treffen uns noch“ und in solche, denen sie spöttisch nachriefen: „wir kennen Euch besser“. Alles aber, was in diese zwei Klassen nicht hineinpasste, war nur Gegenstand für Mitleid und Achselzucken.

Es muß leider gesagt werden, daß auch Van der Straaten von diesem Achselzucken betroffen wurde. Nicht seiner Jahre halber, im Gegentheil sie wußte Jahre zu schätzen, nein, einzig und allein weil er von alter Zeit her die Schwäche hatte, sich à tout prix populär machen zu wollen. Und das war der Blondine das Verächtlichste von allem.

Am Ausgange des Flurs zeigte sich eine noch niedrigere Hofthür und dahinter kam ein Garten, drin, um kümmerliche Bäume herum, ein Duzend grüngestrichene Tische mit schrägangelehnten Stühlen von derselben Farbe standen. Rechts lief eine Regelbahn, deren vorderstes unsichtbares Stück sehr wahrscheinlich bis an die Straße reichte. Van der Straaten wies ironisch-fromm auf all diese Herrlichkeiten hin, verbreitete sich über die Vorzüge anspruchslos gebliebener Nationalitäten und stieg dann eine kleine Schrägung nieder, die, von dem Sommergarten aus, auf einen großen, am Spree-Ufer sich hinziehenden und nach Art eines Treibhauses angelegten Glas-Balkon führte. An einer der offenen Stellen desselben rüdte die Gesellschaft zwei, drei Tische zusammen und hatte nun einen schmalen, zerbrechlichen Wassersteg und links davon ein festgeankertes, aber schon dem Nachbarhause zugehöriges Floß vor sich, an das die kleinen Spreedampfer anzulegen pflegten.

Kubehn erhielt ohne Weiteres den besten Platz angewiesen, um als Fremder den Blick auf die Stadt frei zu haben, die, flußabwärts, im roth- und golddurchglühten Dunst eines heißen Sommertages dalag. Olimar und Gabler aber waren auf den Wassersteg hinausgetreten. Alles freute sich des Bildes, und Van der Straaten sagte: „Sieh, Melanie. Die Schloßkuppel Sieht sie nicht aus wie Santa Maria Saluta?“

„Salutè“ verbesserte Melanie, mit Accentuirung der letzten Silbe.

„Gut, gut. Also Salutè“ wiederholte Van der Straaten, indem er jetzt auch seinerseits das e betonte. „Meinetwegen. Ich prätendire nicht der alte Sprachen-Cardinal zu sein, dessen Namen ich vergessen habe. Salus salutis, vierte Declination, oder dritte, das genügt mir vollkommen. Und Salutà oder Salutè macht mir keinen Unterschied. Freilich muß ich sagen, so wenig zuverlässig die lieben Italiener in allem sind, so wenig sind sie's auch in ihren Endsilben. Mal a mal e. Aber lassen wir die Sprachstudien und studiren wir lieber die Speisefarte. Die Speisefarte, die hier natürlich von Mund zu Mund vermittelt wird, eine Thatsache, bei der ich mich jeder blonden Erinnerung entschlage. Nicht wahr, Anastasia? He?“

„Der Herr Commercienrath belieben zu scherzen“, antwortete Anastasia piquirt. „Ich glaube nicht, daß sich eine Speisefarte von Mund zu Mund vermitteln läßt“.

„Es käm' auf einen Versuch an, und ich für meinen Theil wollte mich zu Lösung der Aufgabe verpflichten. Aber erst wenn Luna herauf ist und ihr Antlitz wieder hinter Wolkenschleiern birgt. Bis dahin muß es bleiben und bis dahin sei Friede zwischen uns. Und nun, Arnold, ernenn' ich Dich, in Deiner Eigenschaft als Gabler, zum Erbküchenmeister und lege vertrauensvoll unser leibliches Wohl in Deine Hände“.

„Was ich dankbarst acceptire“, bemerkte dieser. „Immer vorausgesetzt, daß Du mir, um mit unfrem leider abwesenden Freunde Gryczinski zu sprechen, einige Directiven ertheilen willst“.

„Gerne, gerne“, sagte Van der Straaten.

„Nun denn, so beginne“.

„Gut. So proponir' ich Kal und Gurkensalat. . . Zugestanden?“

„Ja“, stimmte der Chorus ein.

„Und danach Hühnchen und neue Kartoffeln . . . Zugestanden?“

„Ja“.

„Blicke nur noch die Frage des Getränks. Unter Umständen wichtig genug. Ich hätte der Lösung derselben, mit Unterstützung Chms und unfres Wagenkastens, vorarbeiten können, aber ich verabscheue Landpartieen mit mitgeschlepptem Weinkeller. Erstens kränkt man die Leute, bei denen man doch gewissermaßen immer noch zu Gaste geht, und zweitens bleibt man in dem Kreise des Althergebrachten, aus dem man ja gerade heraus will. Wozu macht man Partieen? Wozu? frag' ich. Nicht um es besser zu haben, sondern um es anders zu haben, um die Sitten und Gewohnheiten anderer Menschen und nebenher auch die Lokalspenden ihrer Dorf- und Gauschaften kennen zu lernen. Und da wir hier nicht im Lande Canaan weilen, wo Kaleb die große Traube trug, so stimm' ich für das landesübliche Produkt dieser Gegenden, für eine kühle Blonde. Kein Geld kein Schweizer; keine Weiße kein Stralow. Ich wette, daß selbst Gryczinski nie bessere Richtschnuren gegeben hat. Und nun geh Arnold. Und für Anastasia einen Anisette. . .

Kühle Blonde! Ob wohl unsere Blondine zwischen Tisch und Schapp in diese Kategorie fällt?"

Elimar hatte mittlerweile dem Schauspieler der untergehenden Sonne zugesehn und auf dem gebrechlichen Wasserstege nach Art eines Turners, der zum Hocksprung ansetzt, seine Knie gebogen und wieder angekräftigt. Alles mechanisch und gedankenlos. Plötzlich aber, während er noch so hin und her wippte, knackte das Brett und brach, und nur der Geistesgegenwart, mit der er nach einem der Pfähle griff, mocht er es zuschreiben, daß er nicht in das gerad' an dieser Dampfsschiff-Anlegestelle sehr tiefe Wasser niederstürzte. Die Damen schrieken laut auf, und Anastasia zitterte noch, als der durch sich selbst Gerettete mit einem gewissen Siegeslächeln erschien, das unter den sich jagenden Vormürsen, von „Tollkühnheit“ und „Gleichgültigkeit gegen die Gefühle seiner Mitmenschen“ eher wuchs als schwand.

Ein Zwischenfall wie dieser konnte sich natürlich nicht ereignen, ohne von einer Fülle von Commentaren und Hypothesen begleitet zu werden, in denen die Wörter „wenn“ und „was“ die Hauptrolle spielten und endlos wiederkehrten. Was würde geschehen sein, wenn Elimar den Pfahl nicht rechtzeitig ergriffen hätte? Was, wenn er trotzdem hineingefallen, endlich was, wenn er nicht zufällig ein guter Schwimmer gewesen wäre?

Melanie, die längst ihr Gleichgewicht wieder gewonnen hatte, behauptete, daß Van der Straaten unter allen Umständen hätte nachspringen müssen und zwar erstens als Urheber der Parthie, zweitens als resoluter Mann und drittens als Commerzienrath, von denen, soweit es historische Aufzeichnungen gäbe, noch keiner ertrunken wäre. Selbst bei der Sündfluth nicht.

Van der Straaten liebte nichts mehr als solche Neckereien seiner Frau, verwahrte sich aber, unter Dank für das ihm zugetraute Heldenthum, gegen alle daraus zu ziehenden Consequenzen. Er halte weder zu der alten Firma Veander, noch zu der neuen des Capitain Boyton, bekenne sich vielmehr, in allem was Heroismus angehe, ganz zu der Schule seines Freundes Heine, der, bei jeder Gelegenheit, seiner äußersten Abneigung gegen tragische Manieren, einen ehrlichen und unumwundenen Ausdruck gegeben habe.

„Aber“, entgegnete Melanie, „tragische Manieren sind doch nun 'mal gerade das, was wir Frauen von Euch verlangen“.

„Ah, bah! Tragische Manieren!“ sagte Van der Straaten. „Luftige Manieren verlangt ihr und einen jungen Fant, der euch beim Zwirnwickeln die Docke hält und auf ein Fußkissen niederkniet, darauf sonderbarerweise jedesmal ein kleines Hündchen gestickt ist. Muthmaßlich als Symbol der Treue. Und dann seufzt er, der Adorante, der betende Knabe, und macht Augen und versichert Euch seiner innigsten Theilnahme. Denn ihr müßtet unglücklich sein. Und nun wieder Seufzen und Pause. Freilich, ihr hättet einen guten Mann, (alle Männer seien gut, ach, so gut,) aber enfin, ein Mann müsse nicht bloß gut sein, ein Mann müsse seine Frau verstehen. Darauf komm' es an, sonst sei die Ehe niedrig, so niedrig, mehr als niedrig.

Und dann seufzt er zum dritten Mal. Und wenn der Zwirn endlich abgewickelt ist, was natürlich so lange wie möglich dauert, so glaubt Ihr es auch. Denn jede von Euch ist wenigstens für einen indischen Prinzen oder für einen Schah von Persien geboren. Allein schon wegen der Teppiche“.

Melanie hatte während dieser echt Van der Straaten'schen Expektoration ihren Kopf gewiegt und erwiderte schnippisch und mit einem Anfluge von Hochmuth: „Ich weiß nicht, Ezel, warum Du beständig von Zwirn sprichst. Ich wickle Seide“.

Sehr wahrscheinlich, daß es dieser Bemerkung an einer spizen Replik nicht gefehlt hätte, wenn nicht eben jetzt eine dralle, kurzärmelige Magd erschienen und auf Augenblicke hin der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden wäre. Schon um des virtuoson Puffs und Knalls willen, womit sie, wie zum Debüt, ihr Tischtuch auseinanderschlug. Und sehr bald nach ihr erschienen denn auch die dampfenden Schüsseln und die hohen Weißbierstangen, und selbst der Anisette für Anastasia war nicht vergessen. Aber es waren ihrer mehrere, da sich der lebens- und gesellschaftskluger Gabler der allgemeinen Damen-Stellung zur Anisette-Frage rechtzeitig erinnert hatte, und in der That, er mußte lächeln (und Van der Straaten mit ihm), als er gleich nach dem Erscheinen des Tablett's auch Niefchen nippen und ihre Eulenaugen immer größer und freundlicher werden sah.

Inzwischen aber war es dämmerig geworden und mit der Dämmerung kam die Kühle. Gabler und Climar erhoben sich, um aus dem Wagen eine Welt von Decken und Tüchern heran zu schleppen, und Melanie, nachdem sie den schwarz und weiß gestreiften Burnus umgenommen und die Kapuze kokett in die Höhe geschlagen hatte, sah reizender aus, als zuvor. Eine der Seidenpuscheln hing ihr in die Stirn und bewegte sich hin und her, wenn sie sprach, oder dem Gespräche der Andern lebhaft folgte.

Und dieses Gespräch, das sich bis dahin medisirend um die Gryzcinskis und vor allem auch um den Polizeirath und die neue catilinische Verschwörung gedreht hatte, fing endlich an sich näher liegenden und zugleich auch harmloseren Thematas zuzuwenden, beispielsweise wie hell der „Wagen“ am Himmel stünde.

„Fast so hell wie der große Bär“, schaltete Niefchen ein, die nicht fest in der Himmelskunde war. Und nun entsann man sich, daß dies gerade die Sternschnuppen-Nächte wären, auf welche Mittheilung hin Van der Straaten nicht nur die fallenden Sterne zu zählen anfing, sondern sich schließlich auch bis zu dem Satze steigerte, „daß Alles in der Welt eigentlich nur des Fallens wegen da sei: die Sterne, die Engel, und nur die Frauen nicht“.

Melanie zuckte zusammen, aber Niemand sah es, am wenigsten Van der Straaten, und nachdem noch eine ganze Weile gezählt und gestritten und der Abend inzwischen immer kälter geworden war, einigte man sich dahin, daß es zur Bekämpfung dieser Polarzustände nur ein einzig erdenkbares Mittel gäbe: eine Glühweinbowle. Van der Straaten selbst machte den Vorschlag

und definirte: „Glühwein ist diejenige Form des Weines, in der der Wein nichts und das Gewürznägelchen Alles bedeutet“, auf welche Definition hin es gewagt und die Bestellung gemacht wurde. Und siehe da, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit schon, erschien jetzt die blonde Wirthin in Person, um die Bowle vorsorglich inmitten des Tisches niederzusetzen.

Und nun nahm sie den Deckel ab und freute sich unter Lachen all der aufrichtig dankbaren „Ach's“, womit ihre Gäste den warmen und erquicklichen Dampf einjogen. Ein reizender blonder Junge war mit ihr gekommen und hielt sich an der Schürze der Mutter fest.

„Ihre?“ fragte Van der Straaten mit verbindlicher Handbewegung.

„Na, wen sonst“, antwortete die Blondine nüchtern und suchte mit Rubehn über den Tisch hin ein paar Blicke zu wechseln. Als es aber mißlang, ergriff sie die blonden Locken ihres Jungen, spielte damit und sagte: „Komm, Pauleken. Die Herrschaften sind lieber alleine“.

Elimar sah ihr betroffen nach und rieb sich die Stirn. Endlich rief er: „Gott sei Dank, nun hab' ich's. Ich wußte doch, ich hatte sie schon gesehen. Irgendwo. Triumphzug des Germanicus. Thusnela, wie sie leibt und lebt“.

„Ich kann es nicht finden“, erwiderte Van der Straaten, der ein Piloty-Schwärmer war. „Und es stimmt auch nicht in den Verhältnissen und Leibes-Umfängen, immer vorausgesetzt, daß man von solchen Dingen in Gegenwart unserer Damen sprechen darf. Aber Anastasia wird es verzeihen, und um den Hauptunterschied noch einmal zu betonen, bei Piloty giebt sich Thumelicus noch als ein werdender, während wir ihn hier bereits an der Schürze seiner Mutter hatten. An der weißesten Schürze, die mir je vorgekommen ist. Aber sei weiß wie Schnee und weißer noch, Ach, die Verleumdung trifft Dich doch“.

Diese zwei Reimzeilen waren in einer absichtlich spöttischen Singfangmanier von ihm gesprochen worden, und Rubehn, dem es mißfiel, wandte sich ab und blickte nach links hin auf den von Lichtern überblitzten Strom hinaus. Melanie sah es und das Blut schoß ihr zu Kopf, wie nie zuvor. Ihres Gatten Art und Redeweise hatte sie, durch all die Jahre hin, viel hunderte von Malen in Verlegenheit gebracht, auch wohl in bittere Verlegenheiten, aber dabei war es geblieben. Heute zum ersten Male schämte sie sich seiner.

Van der Straaten indeß bemerkte nichts von dieser Verstimmung und klammerte sich nur immer fester an seinen Thusnela-Stoff, in der an und für sich ganz richtigen Erkenntniß, etwas Besseres für seine Special-Ansprüche nicht finden zu können.

„Ich frage jeden, ob dies eine Thusnela ist? Höher hinauf, meine Freunde. Göttin Aphrodite, die Venus dieser Gegenden, Venus Spreavensis, frisch aus demselben Wasser gestiegen, das uns eben erst unseren theuren Elimar zu rauben trachtete. Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll. Aus der Spree

gestiegen, sag' ich. Aber so mich nicht alles täuscht, haben wir hier mehr, meine Freunde. Wir haben hier, wenn ich richtig beobachtet oder sagen wir wenn ich richtig geahnt habe, eine Vermählung von Modernem und Antikem: Venus Sprevensis und Venus Kallipygos. Ein gewagtes Wort, ich räum' es ein. Aber in Griechisch und Musik darf man alles sagen. Nicht wahr, Anastasia? Nicht wahr, Elimar? Außerdem entsinn' ich mich, zu meiner Rechtfertigung, eines wundervollen Kallipygos-Epigramms . . . Nein, nicht Epigramms . . . Wie heißt etwas Zweizeiliges, das sich nicht reimt . . .“

„Distichon“.

„Richtig. Also ich entsinne mich eines Distichons . . . Aber bah, da hab' ich es vergessen . . . Melanie, wie war es doch? Du sagtest es damals so gut und lachtest so herzlich . . . Und nun hast Du's auch vergessen. Oder willst Du's bloß vergessen haben? . . . Ich bitte Dich . . . Ich hasse das . . . Besinne Dich. Es war etwas von Pflirsichpflaum und ich sagte noch ‚man fühl' ihn ordentlich‘. Und Du fand'st es auch und stimmtest mit ein . . . Aber die Gläser sind ja leer . . .“

„Und ich denke, wir lassen sie leer“, sagte Melanie scharf und wechselte die Farbe, während sie mechanisch ihren Sonnenschirm auf- und zumachte. „Ich denke, wir lassen sie leer. Es ist ohnehin Glühwein. Und wenn wir noch hinüber wollen, so wird es Zeit sein, hohe Zeit“. Und sie betonte das Wort.

„Ich bin es zufrieden“, entgegnete Van der Straaten, aber in einem Tone der nur allzu deutlich erkennen ließ, daß seine gute Stimmung in ihr Gegentheil umzuschlagen begann. „Ich bin es zufrieden und bedauere nur, allem Anscheine nach, wieder einmal Anstoß gegeben und das adlige Haus de Caparoux in seinen höheren Aspirationen verschmupft zu haben. Es ist immer das alte Lied, das ich nicht gerne höre. Wenn ich es aber hören will, so lad' ich mir meinen Schwager-Major zu Tische, der ist erster Kammerherr am Throne des Anstands und der Langenweile. Heute fehlt er hier und ich hätte gern darauf verzichtet, ihn durch seine Frau Schwägerin ersetzt zu sehen. Ich hasse Brüderieen und jene Präntensionen höherer Sittlichkeit, hinter denen nichts steckt. Im günstigsten Falle nichts steckt. Ich darf das sagen und jedenfalls will ich es sagen, und was ich gesagt habe, das habe ich gesagt“.

Es antwortete Niemand. Ein schwacher Versuch Gablers wieder einzulinken, mißlang, und in ziemlich geschäftsmäßigem, wenn auch freilich wieder ruhiger gewordenen Tone wurden alle noch nöthigen Verabredungen zur Ueberfahrt nach Treptow in zwei kleinen Booten getroffen. Ohm aber sollte, mit Benutzung der nächsten Brücke, die Herrschaften am andern Ufer erwarten. Alles stimmte zu, mit Ausnahme von Fräulein Riechen, die verlegen erklärte, „daß Bootschaukeln, von klein auf, ihr Tod gewesen sei“. Worauf sich Van der Straaten in einem Anfälle von Ritterlichkeit erbot, mit ihr in der Glaslaube zurückbleiben und das Anlegen des nächsten, vom „Eierhäuschen“ her erwarteten Dampfschiffes abpassen zu wollen.

## X. Wohin treiben wir?

Es währte nicht lange, so steuerten von einer dunklen, etwas weiter flussaufwärts gelegenen Uferstelle her, zwei Zollen auf das Floß zu, jede mit einer Stocklaterne vorn an Bord. In der kleineren saß derselbe Junge, der schon am Nachmittage die Reisen auf die Kirchhofs-Wiese hinaus getragen hatte, während die größere Zolle, leer und bloß angefettet, im Fahrwasser der anderen nachschwamm. Es gab einen hübschen Anblick, und kaum daß die beiden Fahrzeuge lagen, so stiegen auch, vom Floß aus, die schon ungeduldig Wartenden ein: Rubehn und Melanie in das kleinere, die beiden Maler und Anastasia in das größere Boot, eine Vertheilung, die sich wie von selber machte, weil Elmar und Gabler gute Rahnfahrer waren und jeder anderweitigen Führung entbehren konnten. Sie nahmen denn auch die Tete und der Junge mit der kleineren Zolle folgte.

Van der Straaten sah ihnen eine Weile nach und sagte dann zu dem Fräulein: „Es ist mir ganz lieb, Riechen, daß wir zurückgeblieben sind und auf das Dampfschiff warten müssen. Ich habe Sie schon immer fragen wollen, wie gefällt Ihnen unser neuer Hausgenosse? Sie sprechen nicht viel, und wer nicht viel spricht, der beobachtet gut“.

„O, er gefällt mir“.

„Und mir gefällt es, Riechen, daß er Ihnen gefällt. Nur das „o“ beklag' ich, denn es hebt ein gut Theil Lob wieder auf, und „o, er gefällt mir“, ist eigentlich nicht viel besser, als „o, er gefällt mir nicht. Sie sehen, ich lasse Sie nicht wieder los. Also nur immer tapfer mit der Sprache heraus. Warum nur o? Woran liegt es? Wo fehlt es? Mißtrauen Sie seinen Dragonerreservelieutenants-Müiren? Ist er Ihnen zu cavaliermäßig oder zu wenig? Ist er Ihnen zu laut oder zu still, zu bescheiden oder zu stolz, zu warm oder zu kalt?“

„Damit möchten's Sie getroffen haben“.

„Womit?“

„Mit dem zu kalt. Ja, er ist mir zu kalt. Als ich ihn das erste Mal sah, hatt' ich einen guten Eindruck, obgleich nicht voll so gut wie Anastasia. Natürlich nicht. Anastasia singt und ist excentrisch und will einen Mann haben“.

„Will jede“.

„Ich auch?“ lachte die Kleine.

„Wer weiß, Riechen“.

„ . . . Also das erste war: er gefiel mir. Es war in der Veranda, gleich nach dem zweiten Frühstück, wir hatten eben die blauen Milchfatten zurückgeschoben, und es ist mir, als wär' es gestern gewesen. Da kam der alte Teichgräber und brachte seine Karte. Und dann kam er selbst. Nun er hat etwas Distinguirtes und man sieht auf den ersten Blick, daß er die kleine Noth des Lebens nicht kennen gelernt hat. Und das ist immer hübsch und das Hübsche davon soll ihm unbenommen sein. Er hat aber auch etwas

Reservirtes. Und wenn ich sage 'was Reservirtes, so hab ich noch sehr wenig gesagt. Denn Reservirtsein ist gut und schicklich. Er übertreibt es aber. Anfangs glaubt' ich, es sei die kleine gesellschaftliche Scheu, die jeden ziert, auch den Mann von Welt, und er werd' es ablegen. Aber bald kommt' ich sehen, daß es nicht Scheu war. Nein, ganz im Gegentheil. Es ist Selbstbewußtsein. Er hat etwas amerikanisch Sicheres. Und so sicher er ist, so kalt ist er auch“.

„Ja Kiechen, er war zu lange drüben, und drüben ist nicht der Platz, um Bescheidenheit und warme Gefühle zu lernen“.

„Sie sind auch nicht zu lernen. Aber man kann sie leider verlernen“.

„Verlernen?“ lachte Van der Straaten. „Ich bitte Sie, Kiechen, er ist ja ein Frankfurter!“

\* \* \*

Während dieses Gespräch in dem Glasbalcon geführt wurde, steuerten die beiden Boote der Mitte des Stromes zu. Auf dem größeren war Scherz und Lachen, aber auf dem kleineren, das folgte, schwieg alles und Melanie beugte sich über den Rand und ließ das Wasser durch ihre Finger plätschern.

„Ist es immer nur das Wasser, dem sie die Hand reichen, Freundin?“

„Es kühl. Und ich hab es so heiß“.

„So legen Sie den Bournus ab“ . . . Und er erhob sich, um ihr behülflich zu sein.

„Nein“, sagte sie heftig und abwehrend. „Mich friert“. Und er sah nun, daß sie wirklich fröstelnd zusammenzuckte.

Und wieder fuhren sie schweigend dem anderen Boote nach und horchten auf die Lieder, die von dorthier herüberklangen. Erst war es „Long, long, ago“ und immer wenn der Refrain kam, summt Melanie die Zeile mit. Und nun lachten sie drüben, und neue Lieder wurden intonirt und eben so rasch wieder verworfen, bis man sich endlich über eines geeinigt zu haben schien. „O fäh ich auf der Haide dort“. Und wirklich, sie hielten aus und sangen alle Strophen durch. Aber Melanie sang nicht leise mehr mit, um nicht durch ein Zittern ihrer Stimme ihre Bewegung zu verrathen.

Und nun waren sie mitten auf dem Strom, außer Hörweite von den Vorauffahrenden, und der Junge, der sie fuhr, zog mit einem Ruck die Ruder ein und legte sich bequem in's Boot nieder und ließ es treiben.

„Er sieht auch zu den Sternen auf“ sagte Kubehn.

„Und zählt, wie viele fallen“ lachte Melanie bitter. „Aber Sie dürfen mich nicht so verwundert ansehen, lieber Freund, als ob ich etwas Besonderes gesagt hätte. Das ist ja, wie Sie wissen, oder wenigstens seit heute wissen müssen, der Ton unsres Hauses. Ein bißchen spiz, ein bißchen zweideutig und immer unpassend. Ich besleißige mich der Ausdrucksweise meines Mannes. Aber

freilich ich bleibe hinter ihm zurück. Er ist eben unerreichbar und weiß so wundervoll alles zu treffen, was kränkt und bloßstellt und beschämt“.

„Sie dürfen sich nicht verbittern“.

„Ich verbittre mich nicht. Aber ich bin verbittert. Und weil ich es bin und es los sein möchte, deshalb sprech ich so. Van der Straaten . . .“

„Ist anders, als andre. Aber er liebt Sie, glaub ich . . . Und er ist gut“.

„Und er ist gut“ wiederholte Melanie heftig und in beinahe krampfhafter Heiterkeit. „Alle Männer sind gut! . . . Und nun fehlt nur noch der Zwirnwinkel und das Fußkissen mit dem Symbol der Treue darauf, so haben wir alles wieder beisammen. O Freund, wie konnten Sie nur das sagen, und um ihn zu rechtfertigen, so ganz in seinen Ton verfallen!“

„Ich würde durch jeden Ton Anstoß gegeben haben“.

„Vielleicht . . . Oder sagen wir lieber gewiß. Denn es war zu viel, dieser ewige Hinweis auf Dinge, die nur unter vier Augen gehören, und das kaum. Aber er kennt kein Geheimniß, weil ihm nichts des Geheimnisses werth dünkt. Weil ihm nichts heilig ist. Und wer anders denkt, ist scheinheilig oder lächerlich. Und das vor Ihnen . . .“

Er nahm ihre Hand und fühlte, daß sie fieberte.

Die Sterne aber funkelten und spiegelten sich und tanzten um sie her, und das Boot schaukelte leis und trieb im Strom und in Melanies Herzen erklang es immer lauter: wohin treiben wir?

Und sieh, es war als ob der Bootsjunge von derselben Frage beunruhigt worden wäre, denn er sprang plötzlich auf und sah sich um, und wahrnehmend, daß sie weit über die rechte Stelle hinaus waren, griff er jetzt mit beiden Rudern ein und warf die Zolle nach links herum, um so schnell wie möglich aus der Strömung heraus und dem andern Ufer wieder näher zu kommen. Und sieh, es gelang ihm auch, und ehe fünf Minuten um waren, erkannte man die von zahllosen Lichtern erhellten Baumgruppen des Trepptower Parks und Rubehn und Melanie hörten Anastasias Lachen auf dem vorauffahrenden Boot. Und nun schwieg das Lachen und das Singen begann wieder. Aber es war ein andres Lied und über das Wasser hin klang es „Rohtraut, Schön-Rohtraut“, erst laut und jubelnd, bis es schwermüthig in die Worte verklang: „Schweig stille, mein Herze“.

„Schweig stille, mein Herze“, wiederholte Rubehn und sagte leise „soll es?“

Melanie antwortete nicht.

Und das Boot lief ans Ufer, und Olimar und Arnold warteten schon in aller Dienstbeflissenheit. Und gleich darauf kam auch das Dampfschiff, und Riefchen und Van der Straaten stiegen aus. Er heiter und gesprächig.

Und er nahm Melanies Arm und schien die Scene, die den Abend gestört hatte, vollkommen vergessen zu haben.

## XI. Zum Minister.

„Wohin treiben wir?“ hatte es in Melanies Herzen gefragt, und die Frage war ihr unvergessen geblieben. Aber der fieberhaften Erregung jener Stunde hatte sie sich entschlagen, und in den Tagen, die folgten, war ihr die Herrschaft über sich selbst zurückgekehrt.

Und diese Herrschaft blieb ihr auch, und sie zuckte nur einen Augenblick zusammen, als sie, nach Ablauf einer Woche, Kubehn am Gitter draußen halten und gleich darauf auf die Veranda zukommen sah. Sie ging ihm wie gewöhnlich einen Schritt entgegen und sagte: „Wie ich mich freue, Sie wieder zu sehen! Sonst sahen wir Sie jeden dritten Tag, und Sie haben diesmal eine Woche vergehen lassen, fast eine Woche. Aber die Strafe folgt Ihnen auf dem Fuße. Sie treffen nur Anastasia und mich. Unser Kiechen, das Sie ja zu schätzen wissen (wenn auch freilich nicht genug), hat uns auf einen ganzen Monat verlassen und erzieht sieben kleine Vettern auf dem Lande. Lauter Jungen und lauter Sawakis, und in ihren übermüthigsten Stunden auch muthmaßlich lauter Sattler von der Hölle“.

„Sagen wir lieber gewiß. Und dazu Kiechen als Präceptor und Regente. Muß das eine Zügelführung sein!“

„O, Sie verkennen sie; sie weiß sich in Respekt zu sehen“.

„Und doch möcht' ich die Verzweiflung des Gärtners über zertretene Rabatten und die des Försters über angerichteten Wildschaden nicht mit Augen sehn. Denn ein kleiner Junker schießt Alles, was kriecht und fleucht. Und nun gar sieben. Aber ich vergesse, mich meines Auftrags zu entledigen. Van der Straaten . . . Ihr Herr Gemahl . . . bittet, ihn zu Tische nicht erwarten zu wollen. Er ist zum Minister befohlen und zwar in Sachen einer Enquête. Freilich erst morgen. Aber heute hat er das Vorspiel: das Diner. Sie wissen, meine gnädigste Frau, es giebt jetzt nur noch Enquêtes“.

„Es giebt nur noch Enquêtes, aber es giebt keine gnädigste Frauen mehr. Wenigstens nicht hier und am wenigsten zwischen uns. Eine Gnädigste bin ich überhaupt nur bei Gryczinski's. Ich bin Ihre gute Freundin und weiter nichts. Nicht wahr?“ Und sie gab ihm ihre Hand, die er nahm und küßte. „Und ich will nicht“ fuhr sie fort, „daß wir diese sechs Tage nur gelebt haben, um unsre Freundschaft um eben so viele Wochen zurück zu datiren. Also nichts mehr von einer „gnädigsten Frau“. Und dabei zwang sie sich, ihn anzusehen. Aber ihr Herz schlug und ihre Stimme zitterte bei der Erinnerung an den Abend, der nur zu deutlich vor ihrer Seele stand.

„Ja, lieber Freund“, nahm sie nach einer kurzen Pause wieder das Wort, „ich mußte das zwischen uns klar machen. Und da wir einmal beim Klarmachen sind, so muß auch noch ein Andres heraus, auch etwas Persönliches und Difficiles. Ich muß Ihnen nämlich endlich einen Namen geben. Denn Sie haben eigentlich keinen Namen, oder wenigstens keinen, der zu brauchen wäre“.

„Ich dünkte doch . . .“ sagte Rubehn mit einem leisen Anfluge von Verlegenheit und Mißstimmung.

„Ich dünkte doch“, wiederholte Melanie und lachte. „Daß doch auch die Klugen und Klügsten auf diesen Punkt hin immer empfindlich sind! Aber ich bitte Sie, sich aller Empfindlichkeiten entschlagen zu wollen. Sie sollen selbst entscheiden. Beantworten Sie mir auf Pflicht und Gewissen die Frage: ob Ebenezer ein Name ist? Ich meine ein Name für's Haus, für's Geplauder, für die Causerie, die doch nun mal unser Bestes ist! Ebenezer! O Sie dürfen nicht so böß aussehen. Ebenezer ist ein Name für einen Hohenpriester oder für einen, der's werden will, und ich seh' ihn ordentlich, wie er das Opferrmesser schwingt. Und sehen Sie, davor schaudert mir. Ebenezer ist au fond nicht besser als Aaron. Und es ist auch nichts daraus zu machen. Aus Ezechiel hab ich mir einen Ezel glücklich condensirt. Aber Ebenezer!“

Anastasia weidete sich an Rubehns Verlegenheit und sagte dann: „Ich wüßte schon eine Hilfe“.

„O, die weiß ich auch. Und ich könnte sogar alles in einen allgemeinen und fast nach Grammatik klingenden Satz bringen. Und dieser Satz würde sein: Um- und Rückformung des abstrusen Familiennamens Rubehn in den alten, mir immer lieb gewesenen Vornamen Ruben“.

„Und das wollt' ich auch sagen“, eiferte Anastasia.

„Aber ich hab' es gesagt“.

Und in diesem Prioritäts-Streite scherzte sich Melanie mehr und mehr in den Ton alter Unbefangenheit hinein und fuhr endlich, gegen Rubehn gewendet, fort: „Und wissen Sie, lieber Freund, daß mir diese Namensgebung wirklich etwas bedeutet? Ruben, um es zu wiederholen, war mir von jeher der Sympathischste von den Zwölfen. Er hatte das Hochherzige, das sich immer bei dem Ältesten findet, einfach weil er der Älteste ist. Denken Sie nach, ob ich nicht Recht habe. Die natürliche Herrscherstellung des Erstgeborenen sichert ihn vor Mesquinerie und Intrigue“.

„Jeder Erstgeborene wird Ihnen für diese Verherrlichung dankbar sein müssen, und jeder Ruben erst recht. Und doch gesteh ich Ihnen offen, ich hätt' unter den Zwölfen eine andere Wahl getroffen“.

„Aber gewiß keine bessere. Und ich hoff' es Ihnen beweisen zu können. Ueber die sechs Halb-Legitimen ist weiter kein Wort zu verlieren. Sie nicken, sind also einverstanden. Und so nehmen wir denn, als erstes Betrachtungs-object, die Nestküken der Familie, die Mutter söhnen. Es wird soviel von ihnen gemacht, aber Sie werden mir zustimmen, daß die spätere egyptische Excellenz nicht so ganz ohne Noth in die Cisterne gesteckt worden ist. Er war einfach ein enfant terrible. Und nun gar der Jüngste! Verwöhnt und verzogen. Ich habe selbst ein Jüngstes und weiß etwas davon zu

sagen . . . Und so bleiben uns denn wirklich nur die vier alten Grogards von der Lea her. Wohl, sie haben alle vier ihre Meriten. Aber doch ist ein Unterschied. In dem Levi spukt schon der Levit, und in dem Juda das Königthum, — ein Stückchen Loyalität, das Sie mir als freier Schweizerin zu gute halten müssen. Und so sehen wir uns denn vor den Rest gestellt, vor die beiden letzten, die natürlich die beiden ersten sind. Eh bien, ich will nicht mäkeln und feilschen und will dem Simeon lassen, was ihm zukommt. Er war ein Charakter und als solcher wollt' er dem Jungen ans Leben. Charaktere sind nie für halbe Maßregeln. Aber da trat Ruben dazwischen, mein Ruben, und rettete den Jungen, weil er des alten Vaters gedachte. Denn er war gefühlvoll und mitleidig und hochherzig. Und was seine Schwäche war, darüber sag ich nichts. Er hatte die Fehler seiner Tugenden, wie wir alle. Das war es und weiter nichts. Und deshalb Ruben und immer wieder Ruben. Und kein Appell und kein Refus. Anastasia brich einen Tauf- und Krönungsweig ab, da von der Esche drüben. Wir können sie dann die Ruben-Esche nennen“.

Und dieses scherzhafte Geplauder würde sich muthmaßlich noch fortgesetzt haben, wenn nicht in eben diesem Augenblicke der wohlbekannte, zweirädrige Gig sichtbar geworden wäre, von dessen thurmhochem Sitze herab Van der Straaten über das Gitter weg mit der Peitsche salutirte. Und nun hielt das Gefährt, und der Enquêtes-Commerzienrath erschien in der Veranda, strahlend von Glück und freudiger Erregung. Er küßte Melanie die Stirn und versicherte einmal über das andere, daß er sich nicht habe versagen wollen, die freie halbe Stunde bis zum ministeriellen Diner, au sein de sa famille zu verbringen.

Und nun nahm er Platz und rief in das Haus hinein: „Liddi, Liddi. Rasch. Antreten. Zimmer flink. Und Heth auch, das Stiefkind, die Kleine, die vernachlässigt wird, weil sie mir ähnlich sieht . . .“

„Und von der ich eben erzählt habe, daß sie grenzenlos verwöhnt würde“.

Die Kinder waren inzwischen erschienen, und der glückliche Vater nahm ein elegantes Tütchen mit papierenem Spitzenbesatz aus der Tasche und hielt es Lydia hin. Diese nahm's und gab es an die Kleine weiter. „Da Heth“.

„Magst Du nicht?“ fragte Van der Straaten. „Sieh doch erst nach. Es sind ja Pralinés. Und noch dazu von Sarotti“.

Aber Lydia sah mit einem Streifblick zu Rubehn hinüber und sagte: „Tüten sind für Kinder. Ich mag nicht“.

Alles lachte, selbst Rubehn, trotzdem er wohl fühlte, daß er der Grund dieser Ablehnung war. Van der Straaten indeß nahm die kleine Heth auf den Schooß und sagte: „Du bist Deines Vaters Kind. Ohne Fagen und Haberei. Lydia spielt schon die de Caparoux“.

„Laß sie“, sagte Melanie.

„Ich werde sie lassen müssen. Und sonderbar zu sagen, ich hasse die Bornehmheits-Allüren eigentlich nur für mich selbst. In meiner Familie sind sie mir ganz Recht, wenigstens gelegentlich, abgesehen davon, daß sich auch für meine Person allerhand Wandlungen vorbereiten. Denn in meiner Eigenschaft als Mitglied einer Enqueten-Commission hab' ich die Verpflichtung höherer gesellschaftlicher Formen übernommen, und geht das so weiter, Melanie, so hältst Du zwischen heut und sechs Wochen einen halben Oberceremonienmeister in Deinen Händen. In den Sechswöchenschaften hat ja von Uranfang an etwas mysteriös Bedeutungsvolles geschlummert“.

„Eine Wendung, lieber Van der Straaten, die mir vorläufig nur wieder zeigt, wie weitab Du noch von Deiner neuen Charge bist“.

„Allerdings, allerdings“ lachte Van der Straaten. „Gut Ding will Weile haben, und Rom wurde nicht an einem Tage gebaut. Und nun sage mir, denn ich habe nur noch zehn Minuten, wie Du diesen Nachmittag zu verbringen und unsern Freund Rubehn zu divertiren gedenkst. Verzeih die Frage. Aber ich kenne Deine mitunter ängstliche Gleichgiltigkeit gegen Tisch- und Tafelfreuden und berechne mir in der Eile, daß Deine Bohnen und Hammelcotelettes, auch wenn die Bohnen ziepsig und die Cotelettes zähe sind, nicht gut über eine halbe Stunde hinaus ausgedehnt werden können. Auch nicht unter Heranziehung eines Desserts von Erdbeeren und Stilton-Käse. Und so sorg' ich mich denn um Euch, und zwar um so mehr, als ihr nicht die geringste Chance habt, mich vor neun Uhr wieder hier zu sehn“.

„Kengstige Dich nicht“, entgegnete Melanie. „Es ist keine Frage, daß wir Dich schmerzlich entbehren werden. Du wirst uns fehlen, Du mußt uns fehlen. Denn wer könnt' uns, um nur Eines zu nennen, den Hochflug Deiner bilderreichen Einbildungskraft ersetzen. Kaum, daß wir ihr zu folgen verstehn. Und doch verbürg' ich mich für Unterbringung dieser armen, verlorenen Stunden, die Dir soviel Sorge machen. Und Du sollst sogar das Programm wissen“.

„Da wär ich neugierig“.

„Erst singen wir“.

„Tristan?“

„Nein. Und Anastasia begleitet. Und dann haben wir unser Diner oder doch das, was dafür auskommen muß. Und es wird sich schon machen. Denn immer, wenn Du nicht da bist, suchen wir uns durch einen besseren Tisch und ein paar eingeschobene süße Speisen zu trösten“.

„Glaub's, glaub's. Und dann?“

„Dann hab' ich vor, unsern lieben Freund, den ich Dir übrigens, nach einem allerjüngsten Uebereinkommen, als Rubehn mit dem gestrichenen h, also schlechtweg als unsern Freund Ruben vorstelle, mit den Schätzen und Schönheiten unsrer Villa bekannt zu machen. Er ist eine Legion von Malen,

wenn auch immer noch nicht oft genug, unser lieber Gast gewesen und kennt trogalledem nichts von dieser ganzen Herrlichkeit, als unser Eß- und Musikzimmer und hier draußen die Veranda mit dem freischendenden Pfau, der ihm natürlich ein Greuel ist. Aber er soll heute noch in seinem halb freireichsstädtischen und halb überseeischen Hochmuth gedemüthigt werden. Ich habe vor mit Deinem Obstgarten zu beginnen und dem Obstgarten das Palmenhaus und dem Palmenhause das Aquarium folgen zu lassen“.

„Ein gutes Programm, das mich nur hinsichtlich seiner letzten Nummer etwas erschreckt oder wenigstens zur Vorsicht mahnen läßt. Sie müssen nämlich wissen, Rubehn, was wir letzten Sommer in dieser erbärmlichen Glaskasten-Sammlung, die den stolzen Namen Aquarium führt, schauernd selbst erlebt haben. Nicht mehr und nicht weniger als einen Ausbruch, Eruption, und ich höre noch Anastasias Aufschrei und werd' ihn hören bis an's Ende meiner Tage. Denken Sie sich, eine der großen Glascheiben platzt, Ursach unbekannt, wahrscheinlich aber weil Gryczinski seinem Züsilierfäbel eine falsche Directive gegeben, und siehe da, ehe wir drei zählen können, steht unser ganzer Aquariumsflur nicht nur handhoch unter Wasser, sondern auch alle Schrecken der Tiefe zappeln um uns her, und ein großer Hecht umschnopert Melanies Fußtaille mit allersichtlichster Vernachlässigung Tante Niekchens. Offenbar also ein Kenner. Und in einem Anfalle wahnsinniger Eifersucht hab' ich ihn schlachten lassen und seine Leber höchsteigenhändig verzehrt“.

Anastasia bestätigte die Zutreffendheit der Schilderung, und selbst Melanie, die seit längerer Zeit ähnlichen Excursen ihres Gatten mit nur zu sichtlichem Widerstreben folgte, nahm heute wieder an der allgemeinen Heiterkeit Theil. Sie hatte sich schon vorher in dem mit Rubehn geführten Gespräche derartig heraufgeschraubt, daß sie wie geistig trunken und beinahe gleichgiltig gegen Erwägungen und Rücksichten war, die sie noch ganz vor Kurzem gequält hatten. Sie sah wieder alles von der lachenden Seite, selbst das Gewagteste, und faßte, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, den Entschluß, mit der ganzen nervösen Feinsühligkeit dieser letzten Wochen ein für allemal brechen und wieder feck und unbefangen in die Welt hinein leben zu wollen.

Van der Straaten aber, überglücklich mit seinem Aquariums-Hecht einen guten Abgang gefunden zu haben, griff nach Hut und Handschuh und versprach auf Eile dringen zu wollen, soweit sich, einem Minister gegenüber, überhaupt auf irgend etwas dringen lasse.

Das waren seine letzten Worte. Gleich darauf hörte man das Knirschen der Räder und empfing von außen her, über das Parkgitter hin, einen absichtlich übertriebenen Feierlichkeits-Gruß, in dem sich die ganze Bedeutung eines Mannes ausdrücken sollte, der zum Minister fährt. Noch dazu zum Finanzminister, der eigentlich immer ein Doppelmminister ist.

(Schluß folgt.)



## Friedrich Christoph Schloffer.

Von

Franz Hübl.

— Königsberg. —

**A**ls man sich anschickte, den hundertjährigen Gedenktag der Geburt Friedrich Christoph Schloffers zu begehen, da mochte die Zeit wohl als eine wenig günstige erscheinen. Die Geschlechter, die ihn als Meister, Berather und Warner verehrt hatten, waren dahingegangen, die Masse der Nation folgte Führern, die ganz andere Aufgaben, grundverschiedene Ideale auf ihre Fahnen geschrieben, selbst bei der jüngeren Generation der Gelehrten von Sach schien er vergessen zu sein; es giebt nicht Wenige, die stolz auf ihre historische Bildung und ihre historische Forschung sind und wenig mehr von ihm kennen, als den Namen. Hat doch selbst der Heidelberger Festredner geglaubt, mit einer gewissen Entschuldigung beginnen zu sollen, daß man diesen Mann feiere, der so lange als eine der ersten Zierden der pfälzischen Hochschule gegolten und der lange Zeit der gelesenste und einflußreichste Geschichtsschreiber der Deutschen gewesen ist. Indessen dieselbe Gelegenheit zeigte, daß der Kreis der Verehrer Schloffers doch größer war als man geglaubt hatte annehmen zu dürfen. Und was vielleicht am auffallendsten war: nicht nur von den Aelteren hatten Viele ihm die Gefühle bewahrt, die sie in der Jugend für ihn gehegt, sondern es fehlte auch nicht an Spuren, die darauf hinwiesen, daß gerade bei dem ganz jungen Geschlecht, innerhalb und außerhalb der Fachkreise, eine gewisse Hinneigung zu dem Manne sich bemerkbar machte. Es hängt das zusammen mit einer merkwürdigen Wandlung in unserer Bildung überhaupt. Die deutsche Welt von heute ist übersättigt von einer Weltanschauung, die sich als Realismus ankündigte, und sehnt sich zurück nach dem idealen Schwung, der die Väter beseelte; hier und da werden Zweifel laut, ob jener vielgepriesene Realismus nicht am Ende bloß auf einer Stimmung beruhe, wie sie

dem Klausche zu folgen pflegt, ob er statt der Ausdruck normalen und gesunden Lebens nicht vielleicht selbst ein Zeichen der Schwäche und des Mißbehagens sei. Man sieht ein, daß auf dem bisherigen Wege nicht weiter zu kommen ist und man kehrt zurück zu den Anfängen. Die Philosophie, so lange mißachtet, fängt wieder an, in den Vordergrund des öffentlichen Interesses zu treten, die Naturforschung, Jahrzehnte lang nur mit der Sammlung und Einreihung einzelner Thatsachen beschäftigt, sucht wieder zu allgemeinen Gesichtspunkten vorzudringen, die Jurisprudenz sogar beginnt die Fesseln der historischen Schule abzustreifen und stellt die Frage nach dem Zweck und nach der Vernunft im Recht. Sollte die Geschichtswissenschaft von dieser Strömung allein unberührt bleiben? Sollte sie, die in Forschung und Methode, in Darstellung und Auffassung nicht am wenigsten von den Zielen abgewichen ist, die man sich vordem gesteckt, nicht auch versuchen, sich wieder an ihren Ursprüngen zu orientiren und sich fragen: Woher und Wohin? Und eine derartige Einkehr in sich selbst wird sie mit Nothwendigkeit zu einer Würdigung von Schloffer führen müssen. In der That ist neuerdings von Ottokar Lorenz ein bedeutender Versuch in dieser Richtung unternommen worden\*), und wenn wir im Folgenden versuchen, uns selbst und dem Leser das Wesen Schloffer'scher Historik klar zu machen, so werden wir mannigfaltige Veranlassung haben, an diese Erörterungen anzuknüpfen.

Es ist vor Allem die Stellung von Schloffer in der geistigen Bewegung des Jahrhunderts, die Lorenz zuerst genauer bestimmt hat, und in hohem Grade anregend, wenn auch nicht selten zum Widerspruch auffordernd, ist der Nachweis der Fäden, durch welche er mit der vorangegangenen Entwicklung zusammenhängt. Bis dahin, das darf man wohl aussprechen, war Schloffer immer nur als isolirte Erscheinung betrachtet worden, selbst Gervinus hat ihn angestaunt, bewundert und zu ergründen gesucht lediglich als ein Phänomen; bis zu der Genesis dieses Geistes ist er nur an einzelnen Punkten vorgedrungen, wo es galt, individuelle Züge zu erklären, die auch anders hätten sein können, ohne daß der Meister dadurch wesentlich ein Anderer geworden wäre. Schloffer war nach seinem ganzen Denken und Fühlen ein Mann des achtzehnten Jahrhunderts. Er gehörte zu einer Generation, die im Begriff war zu scheiden, als er zuerst mit größeren Werken vor die Doffentlichkeit trat. So erscheint er als ein Nachzügler und er hat die nach langen und schweren Kämpfen gewonnene Welt- und Geschichtsanschauung bis an das Ende eines ungewöhnlich langen Lebens unverbrüchlich bewahrt. Während dessen veränderte sich die Welt, die ihn umgab. Ein philosophisches System, dem er fremd gegenüber stand, errang eine unbedingte Herrschaft und suchte alle Wissenschaften nach seinem Bilde zu gestalten, neue Tendenzen in Staat und Kirche brachen sich Bahn, vor Allem aber begann

\*) Friedrich Christoph Schloffer und über einige Aufgaben und Principien der Geschichtschreibung. Wien 1878.

eine von der seinen grundverschiedene Behandlung und Betrachtung der Geschichte emporzuwachsen, zu der sich allmählich die Mehrzahl der akademischen Lehrer bekannte, die schließlich auch das große Publikum für sich eroberte. So war er, wie er bei seinem feinen Gefühl für den Pulsschlag des öffentlichen Lebens vielleicht am frühesten wahrnahm, von der Zeit und die Zeit von ihm abgewichen. Wenn er trotzdem eine so gewaltige und tiefdringende Wirkung ausgeübt hat, so liegt das daran, daß er in seinem weltumfassenden Geiste, in seinem tiefen Gemüth die Gesamtheit der Bildung der Epoche, welcher er von Haus aus angehörte, am vollkommensten zusammenfaßte und daß diese Bildung der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zwar in ihrer speciellen Erscheinungsform zurückgedrängt werden, aber in ihrem Wesen nie eigentlich veralten kann.

Daß sich Schlosser aber so früh einsam fühlte, liegt an einem ganz individuellen Umstand. Es ist das die Verspätung, man kann kaum sagen seiner Entwicklung, aber die seines öffentlichen Auftretens. Er ist einer der wenigen unserer großen Geschichtsschreiber, die nicht von Anfang an auf die akademische Laufbahn hingestremt haben. Es fehlte ihm damit ein äußerer Grund, der so häufig zu früher Production antreibt. Er scheint aber auch den inneren Antrieb zur Schriftstellerei erst verhältnißmäßig spät empfunden zu haben. Man kann vielleicht behaupten: die Production machte ihn productiv. Er sah sich durch seine Frankfurter Vorlesungen gezwungen, den ungeheuren geschichtlichen Stoff, den er gesammelt und durchdacht, gestaltend zu durchdringen, und mit dem Werke wuchs die Lust daran.

So ist die Grundlage der „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung“ entstanden, auf ähnliche Weise sind alle seine Hauptwerke allmählich geworden, aus kleinen Anfängen, die eigentlich nur die Grundzüge und die Grundgedanken enthielten, dann immer weiter und weiter ausgeführt wurden, bis der angewachsene Stoff den alten Rahmen gleichsam zu zersprengen schien. Streben nach Ruhm und Ehren lag Schlosser immer fern. Er war zu früh zu der Erkenntniß gekommen, was eigentlich an den vielbewunderten Größen der deutschen Gelehrsamkeit sei, er hatte zu früh eingesehen, wie die Art von Ruhm, dessen sich in seiner Jugend etwa die Göttinger erfreuten, gemacht werde, um dadurch geblendet zu werden, und er war eine zu tiefe Natur, um eine ähnliche Rolle erstrebenswerth zu finden. Er geht aus auf die Erkenntniß, nicht auf die Verkündigung neuer, möglichst blendender Resultate; aus dem Altbekanntem herauszugreifen und durch Verbindung und Zusammenfassung zu wirken, ist die Devise wie von Gerwinus so auch von ihm. Es würde ihm, wenigstens in seinen früheren Jahren, kaum viel Ueberwindung gekostet haben, wenn er diese Erkenntniß nur einem kleinen Kreise im mündlichen Verkehr hätte mittheilen sollen; es ist meist ein praktischer Zweck, das Wirken auf die Zeit, das Verlangen in ihre Bewegung einzugreifen, was ihm die Feder in die Hand drückt.

Mit dieser Entstehungsweise seiner Werke hängt ein Fehler seiner

Geschichtsschreibung zusammen, den man ihm oft und mit Recht zum schweren Vorwurf gemacht hat, die Sorglosigkeit hinsichtlich der Form. Er sah immer nur auf die Sache und glaubte, das Uebrige werde sich von selbst finden. Er hatte sogar eine Abneigung gegen die Schönheit der Darstellung in historischen Werken, seit er ihre Hohlheit bei einem Manne wie Johannes Müller durchschaut hatte und zu bemerken glaubte, daß selbst ein Gibbon den Bedürfnissen des Stils zuweilen das Interesse der Sache opfere. Im Laufe der Jahre muß er dann doch wohl wieder anders darüber denken gelernt haben. Gervinus schiebt es auf die Gleichgiltigkeit gegen die Form, daß er sich seinen Stil von Bercht und Kriegl ganz nach ihrem Gutdünken zurechtstutzen ließ; richtiger scheint die Auslegung zu sein, daß er fühlte, wie er mit seiner ungelenkten Schreibart der Wirkung dessen schadete, was er vortrug. Mehr wie einmal glaubt man in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts aus gelegentlichen Bemerkungen das Bedauern herauszuhören, sich nicht rechtzeitig die Herrschaft über den spröden Stoff der deutschen Sprache angeeignet zu haben; für den Fünziger war es dazu, auch wenn er sonst gewollt hätte, freilich zu spät, und auch die Freunde konnten nur im Einzelnen bessern, während doch der Grundfehler in der ganzen Anlage der Perioden steckte, die Niemand ändern kann, als der Schriftsteller selbst. Was aber den Werken des menschlichen Geistes in der Leserswelt die Unsterblichkeit sichert, ist nicht der Inhalt, sondern die Form. Der Gedanke, einmal geboren, lebt fort in tausend Gestalten, und wer ihn in sich aufnimmt, dem pflegt wenig daran zu liegen, wo und in welcher Gestalt er zuerst an's Licht trat. Die Schönheit der Form aber behält ihren Reiz für immer, sie zieht selbst diejenigen an, denen der Gehalt dieser Form gleichgiltig oder gar antipathisch ist. Daß er die Form so gering geschätzt, hat Schloffer büßen müssen bei der Nation; aber auch die Nation muß es büßen, daß er ihr den Zugang zu ihm so erschwert hat.

Man kann nicht sagen, daß Schloffer von Anfang an ein bestimmtes Ziel bei seinen wissenschaftlichen Studien im Auge gehabt hätte. Es hat lange gedauert, bis er in der Geschichte seinen eigentlichen Beruf erkannte. Er war auch in der Richtung seiner Studien ein echter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als unsere Epoche mit ihrem Streben nach Specialisirung, mit ihrer immer schroffer und schroffer durchgeführten Arbeitstheilung auch auf wissenschaftlichem Gebiete, und jenes Zeitalter der Polymathie. Wenn man die Wissenschaft als ein abstractes Ding betrachtet, als die Gesamtsumme dessen, was die Menschheit weiß und erkannt hat — kein Zweifel, daß unsere Methode der des vorigen Jahrhunderts unendlich voraus ist, denn sie fördert das Anwachsen des Wissens in unvergleichlichem Maße. Wenn wir dagegen dem Wissen seinen Hauptwerth in Bezug auf das Individuum anweisen, wenn wir mit den Alten in der möglichst vollständigen und allseitigen Aus- bildung seiner selbst das höchste Ziel der wissenschaftlichen Beschäftigung des

Einzelnen sehen, so läßt sich ebenso wenig zweifeln, daß die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts ein unbeschreiblich Größeres erreichten als wir. Banaußisch, meint Erwin Rohde in seinem geistvollen Buch über den griechischen Roman, würde den Zeitgenossen des Platon Vieles in der Thätigkeit der großen Alexandriner erschienen sein; es fragt sich, ob ein Mann wie Schiller, wenn er heute die denkenden Köpfe von den bloßen Brotgelehrten scheiden wollte, nicht eine Auswahl treffen würde, die von dem Urtheil der großen Masse, auch der Fachmänner, himmelweit abweiche.

Und schließlich hat sich doch auch schon Vielen, und nicht den Schlechtesten, die Frage aufgedrängt, ob nicht die Wissenschaft an sich bei dieser Isolirung ihrer einzelnen Zweige in den Köpfen der Forscher Schaden nehmen müsse, ob das, was ihr Wachsthum im Kleinen und Einzelnen so begünstigt, nicht ihrem Fortschritt im Großen und Ganzen als Hemmung diene.

Als Schloffer seine Studien begann, war das gerade Gegentheil aller Specialisirung an der Tagesordnung. Das Sachinteresse erstreckte sich auf alle Gebiete der Natur wie der menschlichen Thätigkeit, die Studien der Gelehrten nehmen einen Umfang an, vor dem uns heute schwindelt. Und Schloffer war selbst für damalige Begriffe ein ungewöhnlicher Polyhistor. Schon als Gymnasiast hatte er über 4000 Bände durchflogen, seine Studienzeit in Göttingen, der Stadt mit dem unermesslichen Haufen von Büchern, über den er später zu spotten liebte, trug nicht dazu bei, ihn zu concentriren. Was wir von seiner Lectüre wie von den Vorlesungen, welche er besuchte, wissen, zeigt ein buntes Gemisch scheinbar ganz unzusammenhängender Fächer. Mathematik und schöne Literatur, Geschichte und Dogmatik, Philologie und Naturwissenschaften, das Alles zog ihn in gleicher Weise an, wurde mit bewunderungswürdiger Arbeitskraft, man kann kaum sagen studirt, aber verschlungen, und dieselbe allumfassende Richtung der Studien behielt Schloffer noch viele Jahre hindurch bei. Zur Theologie, für deren Studium er immatriculirt war, hatte er kein inneres Verhältniß; sie sollte ihm, wie so vielen jungen Leuten der damaligen Zeit, die Sicherheit der äußeren Existenz gewährleisten und dabei doch den Uebergang zu einer anderen Laufbahn offen lassen. Die Consequenz des alten dogmatischen Systems zog den jungen Mann zwar an, er hat immer großen Respect davor behalten, aber er leugnete schon damals seine Basis und so konnte er die ganze Theologie nur historisch betrachten und die Beschäftigung mit ihr war zunächst nur eine Uebung des Scharfsinns. Aber ebenso wenig scheinen die berühmten Göttinger Historiker eine tiefgreifende Anziehungskraft auf ihn ausgeübt zu haben. Er ist keinem von ihnen persönlich nahe getreten, Niemand darf ihn als Schüler in Anspruch nehmen, ja man kann wohl sagen, daß er überhaupt die Mehrzahl der damaligen Göttinger Größen verachtet habe. Wenn man von Pland absieht, weiß er eigentlich nur Spittler und Schlözer zu rühmen, und die Kritik, welche er an ihnen ausübt, zeigt, daß er ganz unbeirrt von

ihnen seine Wege gegangen ist. Er hat von ihren Ideen eigentlich nichts aufgenommen, als was sie mit den übrigen Führern der Aufklärungsperiode gemein hatten. Er haßte sein ganzes Leben lang die Schulen und die von ihnen ausgehende Tradition, wie er es denn auch später selbst möglichst vermieden hat, Schüler zu bilden.

Die entscheidende Zeit für seine Entwicklung waren vielmehr die unstäten Wanderjahre, welche zwischen dem Ende seiner Göttinger Studienzeit und seiner Uebersiedelung nach Frankfurt liegen. Damals hat er nicht nur Gelegenheit gehabt, als aufmerksamer und umsichtiger Beobachter die große Welt kennen zu lernen, die noch in ganz Europa überall so ziemlich die gleiche war, sondern damals begann er auch zuerst seine Studien zu concentriren und unter einheitliche Gesichtspunkte zu fassen. Vor Allem beginnt jetzt eine eingehende Beschäftigung mit der deutschen Philosophie, durchgeführt in der denkbar systematischsten Weise, obwohl er bald erkannte, daß er so wenig ein speculativer als ein mathematischer Kopf sei. Daneben aber geht ein fortgesetztes Studium der ganzen Literatur des Jahrhunderts her, die Niemand in ähnlichem Umfang beherrscht hat, als Schloffer. Schließlich trug es denn doch die Geschichte davon, obwohl er noch in den Anfängen des Frankfurter Aufenthaltes daran dachte, als Reformator der Theologie aufzutreten. Nicht unmöglich, daß bei der endlichen entscheidenden Wendung auch der Umstand noch mitgewirkt hat, daß die Geschichte damals als Wissenschaft mit dem ganzen Reize der Neuheit austrat. Erst das achtzehnte Jahrhundert hatte sie selbständig gemacht, ihr eigene und eigenthümliche Aufgaben gestellt und zugleich durch die Begründung der historischen Kritik den Weg zu ihrer Lösung gewiesen. Die kritischen Grundsätze, welche damals aufgestellt wurden, sind im Wesentlichen noch heute in Geltung und werden es auch immer bleiben. Denn es giebt allezeit nur eine einzige Methode der Kritik, es handelt sich nur darum, sie auf die verschiedenen Gebiete anzuwenden. Gleichzeitig wurde denn auch, in Deutschland zum ersten Male, versucht, die Geschichte in politischem und staatsmännischem Geiste aufzufassen und die Entwicklung der Cultur, der man bis dahin gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, pragmatisch zu verfolgen. Ueberall zeigte sich eine rege Begeisterung für dieses zu einem ganz neuen Leben erweckte Studium und auf einen Polyhistor wie Schloffer mußte es eine doppelte Anziehungskraft ausüben, weil die Geschichte in der That die große associirende Wissenschaft zu sein schien, deren Betrieb die Kenntniß aller Wissenschaften voraussetzte und ihre letzten Ergebnisse vereinigte.

Es ist aber auch ein anderer Umstand zu beachten, der für Schloffers Haltung bestimmend wurde. Der ganze Zug der Zeit ging doch trotz und wegen der Polyhistorie nicht auf das Einzelne, sondern auf das Ganze. Man war ungeheuer systematisch, weil man ein System stürzen wollte. Man strebte heraus aus dem Mittelalter, und wie das in solchen Uebergangsperioden natürlich ist, man suchte sofort zu einer Lösung der letzten und

höchsten Fragen vorzudringen. Kaum war die Geschichte von ihren Magdsdiensten bei Theologie und Jurisprudenz befreit worden, als man auch schon mit dem Aufsuchen von Gesetzen begann. Es sind im Grunde nur verschiedene Stufen eines und desselben Bestrebens, wenn Gatterer als gründlicher und etwas pedantischer Gelehrter bemüht ist, eine Eintheilung der Weltgeschichte nach immanenten Principien zu gewinnen, welche an die Stelle der vier Monarchien des Daniel treten könnte, wenn Lessing der Erziehung des Menschengeschlechts nachsinnt und wenn Herder die Gesamtentwicklung der Menschheit umfassen zu können hofft. Es ist aber keiner von allen diesen, der sich rühmen kann, Schloffer die Wege gewiesen zu haben: es war ein ganz anders gearteter Geist: es war Voltaire. Voltaire ist für ihn wie für Buckle der eigentliche Bahnbrecher der modernen Geschichtswissenschaft, obwohl er sich zu Voltaires eigenen historischen Werken nur ablehnend verhält. „Voltaire“, so sagt er, „erscheint nie unabhängig von den Vorurtheilen der Gesellschaft, worin er von Jugend auf gelebt hatte, weil er aber dafür auch von allen Vorurtheilen der Schulen ganz frei ist, urtheilt er mit der nüchternen Besonnenheit seiner Zeit über jede andere Zeit. Einer der fleißigsten und genauesten deutschen Geschichtslehrer, Schlözer, hat dankbar anerkannt, daß er und alle andere, die, wie er, bloß die äußere Größe achten und Miltiades neben Attila und Dschingiskhan einen Dorfschulzen, Athen ein kleines Nest nennen, von Voltaire erleuchtet worden; wir anderen danken ihm, daß er das Abgeschmackte des Treibens der Sammler, Stoppler, Foliantenschreiber durch einen heißenden Spott doch wenigstens in einige Schranken trieb“. Wer nun den Beziehungen zwischen Schloffer und Voltaire weiter nachgehen wollte, der würde auch sonst überall Anknüpfungspunkte in Hülle und Fülle finden. Vielleicht nicht bloß Anknüpfungspunkte negativer Art. Aber die positiven Elemente Schlofferscher Betrachtungsweise stammen doch aus ganz andern Quellen, aus Rousseau und Kant und aus der Romantik.

Der Einfluß der romantischen Schule auf Schloffer, das mystische Element in ihm, sind zwar mehrfach hervorgehoben, aber nur selten genügend gewürdigt worden. Und doch ist das ein Haupterforderniß für das Verständniß seines Wesens. Welchen gewaltigen Eindruck hat nicht Schelling auf ihn gemacht! Wie hebt er selbst die Dankbarkeit hervor, die er den Gebrüdern Schlegel schulde! Mit welcher Begeisterung hat er sich Dante hingegeben und wie hat er sich grade auch nach der mystischen Seite hin in ihn versenkt! Diese Entwicklungsphase gehört dem Aufenthalt in Frankfurt an. Schon aus der Autobiographie konnte man ersehen, welche gewaltige Umwandlung hier in Schloffer vorgegangen sein muß; jetzt besitzen wir in den Briefen an Frau Schmidt, wie eine neue Perle unserer Literatur so ein unvergleichliches Document für die Geschichte seines inneren Lebens. Leider fließen die Quellen für das äußere zu spärlich, als daß wir uns ein deutliches Bild von der Gemüthsverfassung machen könnten, in der er nach Frankfurt kam; aus den Andeutungen, die er selbst gibt, können wir nur ersehen, daß ihn die inneren

und äußeren Erfahrungen, die er gemacht, nahezu zur Verzweiflung an allen Idealen des Lebens geführt hatten. Im Verkehr mit den Gebrüdern Meyer, in dem kleinen Kreise, der sich um Frau Schmidt herum bildete, fand er sie wieder, oder vielmehr erst jetzt ging ihm das auf, was er das wahre Leben nennt, ein Leben in Gott und ein Leben in der Liebe, d. h. nicht im *ερος*, sondern in der *φιλία* und der *ἀγάπη*. Hier zeigte sich ihm der Adel der menschlichen Seele, an den er nicht mehr geglaubt hatte, und den er nur in der Dichtung zu finden wähnte, im äußeren Verkehr. Er gewann „neuen Muth für den Kampf mit der Gemeinheit“. Freilich nicht ohne die furchtbarsten Seelenkämpfe. „Mein Herz“, so erzählt er selbst, „war zerrissen und geheilt, und wenn ich unter einer kleinen Zahl schöner Seelen als Mann und als Tröster stand, so ward ich am Mehrsten getröstet und mit der Menschheit, an der ich längst verzweifelt hatte, völlig ausgesöhnt. Daß dies kein Traum war, hatte mich lange Erfahrung gelehrt, und das Wort vom Glauben, das mehrentheils nur ein Mittel schien und scheint, womit der Recke oder Schlaue den Schwachen und Einfältigen täuscht, erschien mir seitdem als ein Trost der Seelen, denen das Wissen aus Gnaden von Gott versagt ward. Ich blickte tief in das menschliche Herz, weil ich Herzen fand, wo eine Tiefe war, ich sah nebeneinander im Leben und in der Handlung das gemeiniglich für edel und gut Geltende und das Idealische, ich sah gewöhnliche Tugend und die Sentimentalität der Welt neben wahren Seelenedel und echtem Gefühl“. Der Grundzug dieser Empfindungen hat Schloffer nie verlassen. Noch 1853 schreibt er an Helene Souhay: „Meine Gedanken werden, so viel ich älter werde so viel mystischer und ich fühle mich alternd ewiger und himmlischer Liebe voll“.

Dieser kleine Frankfurter Kreis war sich völlig genug in seiner Paradiesesfeligkeit und sah, stolz auf den Besitz unermesslicher geistlicher Güter, mit einem gewissen Hochmuth auf die Weltkinder herab, die von dergleichen nichts wissen. Die Berufung Schloffers nach Heidelberg brachte zunächst fast keine Veränderung hervor; es ist für seine Anschauungen bezeichnend, daß er seinen vertrauten Umgang bei Männern wie Kreuzer, Sulpiz Boissierée und Daub suchte. Auch seine ersten schriftstellerischen Arbeiten, die in die Frankfurter Zeit fallen, zeigen neben einer ernsten Gelehrsamkeit zugleich die tiefen Spuren der mystischen Stimmung jener Tage und liegen ganz und gar auf dem Wege der Romantik. Der vollendetste Ausdruck von Schloffers damaliger Denkweise aber ist das herrliche Buch über Vincenz von Beauvais, das dann auch mit vollem Recht den beiden Freundinnen Schmidt und Grunelius gewidmet wurde.

Die Gefahr hat nahe gelegen, daß auch Schloffer, wie mancher seiner Frankfurter Freunde, zu einem Werkzeug politischer und kirchlicher Reaction wurde. Allein die Schule Rousseaus und Kants hat ihn davor bewahrt. Es gibt Naturen, und zu denen hat er gehört, die ein tiefgehendes religiöses Bedürfniß, den Hang zu phantastischer Mystik mit schneidender Schärfe des Verstandes vereinigen und keinen Augenblick anstehen, mit unerbittlicher Logik

die Grundlage ihrer eigenen Schwärmerei zu zerzausen. Aus Rousseau und Kant hatte er gelernt, stets festgehalten und nie aufgehört, seinen Freundinnen einzuprägen, daß aller Glaube nur in soweit Werth habe, als er auf das Praktische, auf die Sittlichkeit bezogen werden könne. „Wir beide“, so spricht er Frau Schmidt gegenüber sein religiöses Glaubensbekenntniß aus, „bekennen uns zu einem Gott, der die Liebe ist, das wird uns untereinander und mit der Welt in Frieden halten, und wenn wir aus leidenschaftlicher Hestigkeit oder sonst fehlen sollten, auf den Weg des Rechts zurückbringen. Das Uebrige sind Nebensachen. Der Friede, der über mich gegossen, die Ruhe über Gegenwart und Zukunft, Haben und Entbehren, ist nicht mein Frieden, es ist Gottes Frieden; wie der Gott aber aussieht, das mag der Herr Pastor Stein Ihnen sagen. — Daß ich indessen den, der den Frieden nicht heute und gestern, sondern Jahre lang in mir schafft, der mir meine Einsamkeit zur Seligkeit und meine Arbeit zur Beruhigung gedeihen läßt, innig preise, mag er sein wer oder wo er will, das können Sie denken“.

Der Stich auf den Pastor Stein, einen jungen orthodoxen Prediger in Frankfurt, bezeichnet bereits ein neues und letztes Stadium der Entwicklung Schlossers. Es ist die ganze Bildung des achtzehnten Jahrhunderts, die sich in ihm gegen den Rückfall in's Mittelalter auflehnt, der im neunzehnten angestrebt wurde. Frühzeitig hat er hellen Auges die Gefahr erkannt und ist ihr mit männlicher Entschlossenheit entgegengetreten. Hestig und rücksichtslos, wie er von Natur war, ging er vor und scheute sich nicht, deshalb mit alten Freunden zu brechen. Noch vor wenigen Jahren hatte er, vielleicht allerdings nicht unbeeinflusst durch Creuzers Warnungen vor dem „μαστιγοφόρος“, dem alten Boß sein Auftreten gegen Stolberg auf das Bitterste verdacht, doppelt verdacht, daß er noch als alter Mann so ganz der Zeit angehöre, mit einer Seele voll bitterster Galle; jetzt trat er in die engsten Beziehungen zu ihm und nach seinem Tode hat er ihn in jenem begeisterten Nachruf gefeiert, der ihn als den Mann preist, der Luthers Kreuz aufgenommen und alle Kämpfer für Freiheit der Lehre und des Glaubens unter sein Banner gesammelt habe, der nicht am Wenigsten den edlen Zorn des Greises rühmt, mit dem er den elenden Künsten vorgeblicher Gelehrten entgegengetreten sei. Und derselbe Mann, der sich so lange aus dem Weltgetümmel hinausgesehnt hatte, griff als Fünziger zur Feder mit der ausgesprochenen Absicht, auf die politische Haltung der Nation einzuwirken.

Dieser neuen, durchaus weltlichen Richtung ist er dann treu geblieben bis ans Ende. Als der schönste Traum, den man auf Erden träumen kann, erschien zwar noch dem Siebziger das Frankfurter Leben, aber er hatte längst erkannt, daß es auf einer Täuschung, einem Verkennen der Menschen und des auf Erden Möglichen beruht hatte. Er kann freilich auch nie in der Mystik so aufgegangen sein, wie es den Anschein hat. Er war stets ein scharfer Beobachter der Dinge um ihn her geblieben, er hat oft hervorgehoben, daß er in Frankfurt in der bewegtesten Epoche so recht im Mittelpunkte der

Dinge gestanden, und es ist sehr bedauerlich, daß wir so wenig von seinem Verhältniß zu dem wissen, wovon er der Frau Schmidt versichert, daß es sie nichts angehe. Mit der Zeit traten die realen Verhältnisse des Menschen- und Völkerlebens immer mehr für ihn in den Vordergrund der Betrachtung: zu Dante gesellte sich Macchiavelli.

Ein politischer Zug hat immer in ihm gelegen und er konnte durch die Zeit und die Umgebung, in denen er lebte, nur noch verstärkt werden. Politischen Sinn verlangte er von den Deutschen; oft und herbe genug hat er sie wegen ihres Mangels daran ausgescholten und die Mahnung, welche Gerwinus am Schlusse seiner Geschichte der deutschen Dichtung aussprach, war ganz nach seinem Sinne. Vielleicht ist es auch nur für bewußte Resignation zu halten, wenn er nie versucht hat, in die eigentlichen Welthandel einzugreifen. In der That war zu seiner Zeit in der großen Oeffentlichkeit für die Nation noch nichts zu thun; stehen wir doch auch heute — wenn wir nicht auf die Vergangenheit zurückblicken, sondern vorwärts nach dem, was da kommen soll — noch in den allerersten Anfängen eines wirklichen öffentlichen Lebens. Ihm fiel noch eine vorbereitende Aufgabe zu, einzuwirken auf die Erziehung der Nation zu politischem Denken, zu Selbständigkeit und Schärfe des politischen Urtheils, auf die Zerstörung der sflavischen Befangenheit des Geistes, die jahrhundertlanger Despotismus erzeugt hatte.

Eine solche Geschichtschreibung zu praktischen Zwecken war damals so neu in Deutschland, wie sie jetzt alltäglich ist. Sie hatte sich bereits in der Geschichte der bilderstürmenden Kaiser angekündigt, sie trat deutlicher hervor in der Geschichte der alten Welt, ihren höchsten Ausdruck erreichte sie bekanntlich in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Allein für die Geschichte der Wissenschaft sind die Schloffer'schen Werke vielleicht noch wichtiger durch ihren universalhistorischen Grundzug, und es ist eine Verkennung der Natur und der Anlage des Werkes, wenn man die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts aussondert und als „Staatengeschichte“ bezeichnet. Der Unterschied liegt nur in der detaillirteren Ausführung. Mit Bewußtsein wird auch hier Alles hintangesezt, was bloß für die Geschichte eines einzelnen Staates von Wichtigkeit ist; hält man die Stellen zusammen, wo Schloffer ausdrücklich motivirt, warum er auf einzelne, oft höchst interessante Punkte nicht näher eingeht, so ergibt sich, daß sein Verhalten durch die größere oder geringere Bedeutung der Thatsachen für die allgemeine europäische Entwicklung bestimmt wird. Es ist auch kein Zufall, am Wenigsten durch eine Buchhändler-speculation veranlaßt, daß sich Schloffer in seinem hohen Alter entschloß, seine Hauptwerke zusammenziehen und zu einer „Weltgeschichte“ redigiren zu lassen, und die paar Bände, die er für dieses Unternehmen neu schrieb, um die Lücke, welche zwischen dem Ausgange des Mittelalters und dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts geblieben war, auszufüllen, gehören zu seinen charakteristischsten Leistungen. Die meisten Historiker würden es mit Recht als eine Beleidigung betrachten, wenn man ihnen zumuthen wollte,

das, was sie geschrieben, in einen Auszug zu bringen, und die Bemerkung hat etwas Wahres, die Lectüre eines Buches, aus dem man einen Auszug machen könne, dürfe man sich noch mehr abkürzen, indem man es gar nicht lese. Bei Schlosser liegt die Sache anders. Seine Hauptwerke sind schon in ihrem Ursprung als Bruchstücke eines größeren Ganzen gedacht; alles Detail ist nur zur Erläuterung und zum Erweise der leitenden Ideen gegeben, auf die es dem Verfasser allein ankommt; künstlerische Form hat keines: so ergibt sich der Gedanke der Zusammenziehung, so zu sagen einer Verdichtung fast von selbst. Im Grunde stellt sie doch auch wieder nur die Synthese in der Entwicklungsgeschichte dieser Schriften dar; sie kehren gleichsam zu ihrer ersten Gestalt zurück, nur geläutert und vertieft durch die inzwischen eingetretene Würdigung und Verwerthung eines ungeheuren empirischen Stoffes.

Schlosser ist der letzte deutsche Universalhistoriker im großen Stil gewesen. Heute herrscht in den Kreisen der Historiker eine bald versteckt, bald offen ausgesprochene Abneigung gegen Universalgeschichte überhaupt, so sehr man es auch liebt, bei der Betrachtung allgemeiner Verhältnisse zu verweilen und ihre Einwirkung auf die Vorgänge, die man jeweilig behandelt, hervorzuhoben. Es ist daher wohl der Mühe werth, der Auffassung, die Schlosser von der Universalgeschichte hatte, und der Frage nach ihrer inneren Berechtigung einige Aufmerksamkeit zu schenken. Er fußt hier im Wesentlichen auf Schlözer. Schlözer hat den Begriff der Universalgeschichte eigentlich geschaffen, und Schlosser hat ihn, wie Lorenz mit Recht bemerkt, nur verschärft. Zudem Schlözer mit der alten theologisch-scholastischen Auffassung, mit dem Begriff der „Hauptnationen“ bricht, weist er der Universalgeschichte als Gegenstand alle Völker der Welt zu. „Ohne Vaterland“, heißt es bei ihm, „ohne Nationalstolz verbreitet sie sich über alle Gegenden, wo gesellschaftliche Menschen wohnen, und überschaut mit weitem Blick die ganze Bühne, auf welcher jemals Rollen gespielt worden sind. Jeder Welttheil ist ihr gleich. Sie weidet ihre Neugier so gut am Hoangho und Nil, als an der Tiber und Weichsel“. Wenn wir dann weiter fragen, welche Lebensäußerungen der Völker ihr Interesse in Anspruch nehmen dürfen, so erhalten wir eine ebenso umfassende Antwort. „Sie ist weder Staats-, noch Religions-, noch Handels-, noch Kunst-, noch Gelehrten-Geschichte, sondern aus allen zusammen borgt sie, ihrer Bestimmung getreu, Begebenheiten, die den Grund erheblicher Revolutionen des menschlichen Geschlechtes enthalten“. Nur eine einzige Beschränkung wird beigelegt: „Eine Zeit ohne verzeichnete Begebenheiten ist eine unbekannte, folglich für die Geschichte keine Zeit“. Man sollte meinen, das wäre genug, aber Schlosser geht in der That noch einen Schritt weiter. Was Schlözer Universalgeschichte genannt hatte, das nennt er Weltgeschichte und bezeichnet es als „die Geschichte der einzelnen Völker nach der Zeitfolge geordnet“. Universalhistorie ist ihm dagegen „die Geschichte der Menschheit als ein zusammenhängendes Ganze betrachtet“. Damit stürzt denn natürlich

auch die Beschränkung auf die „verzeichnete“ Geschichte und wird die Universalgeschichte an die Anthropologie und die Naturwissenschaften überhaupt angeknüpft. Schloffer hat bitteren Ernst mit diesen Forderungen zu machen gesucht, und seine Geschichte der alten Welt beginnt mit einem Abriß der Geologie. Eine ähnliche Erweiterung erfährt der Inhalt der Universalgeschichte. Schlözer hat unter seinen ‚Revolutionen‘ nur politische Umwälzungen verstanden, Schloffer dehnt den Begriff aus auf die Umwandlungen des Geisteslebens und der Cultur überhaupt.

Bei der Schloffer'schen Definition der Universalgeschichte aber stehen wir im Grunde noch heute. Hier und da ist einmal ein Universitätslehrer noch darüber hinausgegangen; in der Schriftstellerwelt ist, soviel wir wissen, nur ein einziges solches Unternehmen zu verzeichnen, Karl Riels geistreiches Werk „Natur und Geschichte“, und das ist ein Torso geblieben. Unsere Handbücher der Weltgeschichte glauben aber damit, daß sie eine der Schloffer'schen nachgebildete Begriffsbestimmung an die Spitze stellen, ihrer Pflicht vollauf Genüge geleistet zu haben; in Wirklichkeit sind sie nur halb synchronistisch, halb ethnographisch geordnete Geschichten verschiedener, meist europäischer Staaten. Sieht man freilich genauer zu, so findet man, daß auch Schloffer sich mit der von ihm selbst gestellten Aufgabe viel leichter abgefunden hat, als man nach dem Anlauf, den er nimmt, erwarten sollte. Es ist eine bittere und scharfe, aber wohlverdiente Kritik, die Lorenz hier ausübt, wenn er ihm vorwirft, daß er die ungeheure Welt der buddhistischen Völker kaum berührt habe, daß die Semiten mit einem literarisch-culturhistorischen Raisonnement abgemacht würden, daß sich dann etwa um das Jahr 500 vor Christus der Ton plötzlich ändere, Kraft und Aufmerksamkeit des Historikers sich von da an auf die staatlichen Vorgänge bis in ihre kleinsten Umstände erstreckten. Es ist ebenso richtig, daß sich diese Mängel in den mittlern und neueren Zeiten nicht vermindern, sondern eher noch steigern. Aber es ist nicht richtig, was Lorenz über das Princip sagt: „Nach wie vor ist alles das, was die Weltgeschichte für die Vergangenheit der Menschheit zu leisten verspricht, nicht viel mehr als eine Phrase, und muß mit jeder neuen Entdeckung, welche im Gebiete der Sprachwissenschaften, im Gebiete der Geographie und Ethnographie gemacht wird, in immer größerem Maßstabe leere Phrase bleiben. Eine die Menschheit erschöpfende Universalgeschichte ist für jeden Einzelnen ein frommer Wunsch seiner Erkenntniß, eine Befriedigung in großem Sinne wird hierin ein Sterblicher so wenig zu erlangen fähig sein, als Jemandem gelingen mag, den gesammten Umfang alles menschlichen Wissens und aller menschlichen Erfahrung in sich zu vereinigen und aufzunehmen“.

Mit dem Einwand der „Phrase“ kann man gegen die Aufstellung allgemeiner Principien in jeder nicht rein mathematischen Wissenschaft operiren; heuristische Hypothesen wären für eine solche Betrachtung unter allen Umständen von Uebel. Eine „Befriedigung im Großen“ kann ein Sterblicher in keiner Wissenschaft empfinden, wenn er überhaupt weiter zu denken fähig

ist, als daß wir den vergangenen Geschlechtern beträchtlich voraus sind, und eine solche Zumuthung an die Geschichtswissenschaft ist doppelt ungerechtfertigt, weil sie die schwierigste von allen Wissenschaften ist. Denn während alle anderen einen fertigen Stoff besitzen, ein abgeschlossenes Gebiet, auf dem es gilt, die einzelnen Erscheinungen kennen zu lernen und auf ihre Gesetze zurückzuführen, ist die Geschichte die einzige, deren Stoff selbst immerfort wächst, wo der höchsten denkbaren Intelligenz nach vollkommener Erforschung aller vorangegangenen Zeiträume immer nur ein Theil des Materials zu Gebote stände, aus dem sie ihre Schlüsse zu ziehen hätte, da immer der größte Theil der Geschichte noch in der Zukunft liegen wird. Diese Eigenthümlichkeit der Geschichte zu verkennen, war der Hauptfehler, an dem Buckles neue Grundlegung der Historik scheitern mußte. Soll aber eine Wissenschaft der Geschichte wirklich bestehen, so muß der Versuch einer universalhistorischen Uebersicht im Schlosser'schen Sinne immer wieder gemacht werden, auch auf die Gefahr hin, daß er rascher veralte, als die Geisteskraft erwarten ließe, die an ihn gewendet ward.

Und sollte es wirklich unmöglich sein, bei einer solchen Auffassung die Geschichte von anderen Wissenschaften abzusondern? Müßte ihr Stoff wirklich begrenzt, etwa, wie Lorenz ausführt, auf die politischen und gesellschaftlichen Momente beschränkt werden? Es bleibt ein wesentlicher und tief greifender Unterschied zwischen dem Begriff der Geschichte und dem aller übrigen Wissenschaften. Alle anderen Wissenschaften haben es mit dem Sein zu thun, die Geschichte allein mit dem Werden. Nicht alle einzelnen Wissenschaften begreift sie in sich, sondern sie zieht ihre Ergebnisse nur soweit heran, als sie auf die Entwicklung des menschlichen Geschlechts und seiner Cultur ein Licht zu werfen geeignet sind. Daß auch so noch ein Ungeheures verlangt werde, hat Schlosser trotz der „naiven Zuversicht“, mit der man zu seiner Zeit hoffen konnte, sich mit Hilfe einiger weniger Haupt- und Grundwerke auf dem Gesamtgebiet aller Wissenschaften soweit nöthig zu orientiren, keinen Augenblick verkannt, ebenso wenig wie die Unlösbarkeit der Aufgabe selbst für seine so unendlich ausgebreitete Gelehrsamkeit. Ein Unternehmen wie die Universalgeschichte, sagte er ausdrücklich, könne erst nach vielen Versuchen gelingen, und jeder Bescheidene werde, wenn er eine Geschichte der Menschheit schreibe, nichts anderes, als einen Versuch oder einen Beitrag zu einer solchen Geschichte geben wollen.

Indessen die Kritik gegen Schlosser war richtig, haben wir bemerkt, woran liegt der Fehler? Sollte es eine alte Gewohnheit sein, noch aus der Zeit der vier Monarchien her, die ihn bestimmt hätte, erst von den Persern an ausführlich auf Staatengeschichte einzugehen und nachher fast bloß die europäischen Völker eingehend zu behandeln? Aber schon Gattner und Schlözer waren in ihren universalhistorischen Compendien ganz andere Wege gegangen. War es Mangel an Kenntnissen und die so häufige bequeme Selbsttäuschung, was man nicht wisse, sei auch nicht der Mühe werth,

gewußt zu werden? Das wird man bei Schloffer am wenigsten voraussetzen wollen. Liegt da nicht der Gedanke nahe, daß es ein innerer Grund gewesen, der Schloffer halb unbewußt von dem ursprünglich aufgestellten Plane abweichen ließ? Man braucht sich in der That nur die synchronistischen Uebersichten von Schlözer anzusehen, um inne zu werden, daß eine Verbindung beispielsweise der Geschichte von Hinterasien mit der der klassischen Völker für die Betrachtung völlig ergebnislos ausfällt. Gehen wir noch etwas weiter: wenn wir die Geschichte der amerikanischen Culturstaaten vor der Entdeckung der neuen Welt noch so genau künnten, wäre es möglich, sie mit der Geschichte des europäischen Mittelalters irgendwie in Verbindung zu setzen? Welche Vorzüge würde hier eine synchronistische Behandlung vor der rein ethnographischen voraus haben? Es muß doch wohl in dem Begriff „Geschichte der Menschheit“ irgend etwas mangelhaft sein. So ist es in der That. Es gibt keine „Menschheit“ im historischen Sinne, so wenig, wie es eine „allgemeine Christenheit“ gibt. Die „Menschheit“ als Ganzes ist erst im Werden begriffen. Alle Geschichte beginnt mit der Vereinzelnung. Die Horde ist älter, als der Staat, die Staaten sind älter, als die Staatensysteme. Wer die weltgeschichtliche Entwicklung gleichsam aus der Vogelperspective überschauen könnte, würde zuerst die einzelnen Staaten ganz isolirt für sich sehen; erst im Laufe der Zeit bilden sich durch ihre gegenseitige Einwirkung Beziehungen heraus, die zu einer Bedingung der Entwicklung des einen Staates durch die des anderen führen und somit alle in einen unlösbaren Zusammenhang bringen. So entstehen gewisse Culturkreise an verschiedenen Punkten der Erde, ihrerseits gleichfalls zunächst gegen einander abgeschlossen. Erst ihr Zusammenstoß, das ihnen allen innewohnende Bestreben, sich einander anzunähern, vermittelt dann den weiteren Fortschritt. Von einer „Menschheit“ als solcher aber kann im Ernst für den Historiker erst die Rede sein, wenn die sämtlichen Culturkreise der Erde in eine und dieselbe geistige Bewegung hineingezogen sein werden, wenn man also z. B. den Rückschlag einer Staatsumwälzung in Paris in Peking ähnlich empfindet wie in Berlin. Es ist für eine wirkliche Universalgeschichte im Schloffer'schen Sinne mindestens um ein Jahrtausend zu früh.

Bis dahin bleibt nichts übrig, als die Geschichte der einzelnen Culturkreise abge sondert darzustellen und Alle andern nur so weit zu berücksichtigen, als sie von demjenigen, den man behandelt, Einwirkungen erfahren oder an ihn ausgeübt haben. Im anderen Falle entsteht doch nichts, als ein Conglomerat von Einzelgeschichten, bei dem der Leser nicht bemerken würde, daß er etwas verlore, wenn auch die eine oder die andere ganz und gar wegfiel.

Diese Sätze gehören zu den wenigen, welche sich aus dem abgelaufenen Stück Geschichte empirisch begründen lassen, und es ist bezeichnend, daß der erste Universalhistoriker der Griechen auftritt, als man durch die Unternehmungen des Darius und Xerxes inne geworden war, daß Griechen und Orientalen zusammengehören wie Pol und Gegenpol, und daß der größte

auftrat, als durch den Conflict Macedoniens mit Rom endlich die vollkommene Einheit dessen hergestellt worden war, was man alte Geschichte nennt.

Die formale Seite, die Definition des Begriffs der Universalgeschichte ist übrigens das Einzige, wodurch sich Schlosser allenfalls als alten Göttinger zu erkennen gibt; sonst hat er mit den kgl. großbritannischen und kurfürstlich hannöverschen Hofrätthen nichts gemein. Man könnte eher bei Herder eine der seinigen verwandte Auffassung suchen. Und doch steht er auch zu diesem in einem so schroffen Gegensatz! Er muß die „Ideen“ wiederholt auf das Eingehendste studirt haben, es ist aber kaum möglich, herber darüber zu urtheilen, als er gethan. Vielleicht nicht am wenigsten, weil er so tiefe Eindrücke von dem Buche empfangen, wie denn überhaupt seine heftige, oft ironische und sarkastische Gegnerschaft gegen die weltgeschichtlichen Constructionen philosophischer Systeme gelegentlich darauf hinzudeuten scheint, als sei er selbst einst in solchem Wahn befangen gewesen und erst spät zu der Einsicht gekommen, daß in der Geschichte „ohne vorhergegangene Anschauung des Einzelnen alles Ab Sprechen hohl und eben darum schief“ sei, daß eine vollkommene Kenntniß des geschichtlichen Stoffs allem Philosophiren darüber vorangehen müsse. Eine gewisse, oft staunenswerthe Gleichgiltigkeit gegen die Thatfachen an sich hat er immer behalten; unzählige auffallende Fehler hat er gleichmüthig begangen und eingestanden, denn für seinen eigentlichen Zweck kam nach seiner Meinung nichts darauf an, glaubte er doch sogar, daß eine Universalgeschichte möglich sei, welche von allen Einzelheiten fast völlig absehe. Die Thatfache selbst ist ihm todt; sie gewinnt nur Leben durch die Ideen, die sich daran aufweisen lassen, und er unterscheidet sich von den theologischen und philosophischen Geschichtsconstructoren im Princip nur dadurch, daß er nicht die Thatfachen aus den Ideen versteht, sondern die Ideen aus den Thatfachen erkennen will.

Für den Universalhistoriker muß denn natürlich Auswahl und Stellung der Thatfachen die Hauptsache, seine Behandlungsweise grundverschieden von derjenigen sein, die bloß die Dinge erzählen will, „wie sie wirklich gewesen“. Denn „wer die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen zeigen, einen Gedanken durch seine ganze Erzählung durchführen will, muß seine eigene Meinung aussprechen und darauf verzichten, aus Urkunden, Nachrichten, Denkmalen dasjenige enthüllen zu wollen, was seiner Natur nach nur errathen, nicht bewiesen werden kann“, woraus dann freilich sofort wieder die Beschränkung folgt, daß er sein Urtheil selbst, als nothwendig vielfachem Irrthum unterworfen, nicht mit der Geschichte selbst verwechseln darf.

Jenen „einen Gedanken“ aber entnahm Schlosser aus Kant. Kant, von seiner Theorie ausgehend, daß jedes vernünftige Wesen sich Selbstzweck sei, betrachtete die Geschichte der Menschengattung als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur, um eine innerlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln könne. Schlosser läßt hier, ähnlich wie er sich Schläger gegenüber verhielt, die vollkommene Staatsver-

fassung als ein zu enges Ziel fallen, und bezeichnet als Aufgabe der Universalgeschichte, als Resultat aller Erfahrungen durch Darstellung der Geschichte unseres Geschlechts zu beweisen versuchen, daß es unter steten Revolutionen nach und nach weiter zu größerer Vollkommenheit sich entwickelt habe. Sieht man dann zu, wie er das durchgeführt hat, so begegnet man beständig einer praktischen Anwendung des gleichfalls aus Kant abgeleiteten Schillerschen Satzes, daß der Einzelne vermöge seines freien Willens zwar den Zwecken der Geschichte widerstreben könne, daß aber die Geschichte diese selbstsüchtigen Zwecke zu vernünftigen Zwecken der ganzen Menschheit umkehre. In der Theorie freilich weicht Schloffer hier wieder von Schiller ab, indem er seinen eigenthümlichen Gottesbegriff einführt und geradezu an die Spitze stellt, nicht ohne einen Ausdruck mitleidiger Verachtung gegen diejenigen, welche diese „Hypothese“ für ihre Untersuchung nicht nöthig zu haben glauben. Daß eine derartige Auffassung im Grunde doch wieder auf eine philosophische Construction hinausläuft, ist klar, und daß man zu verschiedenen Resultaten kommen wird, je nachdem man von dem einen oder dem anderen philosophischen System ausgeht, nicht minder. Wer aber Schloffer einen Vorwurf aus dem Princip seines Verfahrens machen will, wird nachzuweisen haben, wie man auf einem andern Wege zu einem vernünftigen Begreifen der Geschichte gelangen kann.

Man würde indessen irren, wenn man annehmen wollte, daß Schloffer die universalhistorische Behandlungsweise für die einzig angemessene gehalten oder auf die anderen Arten der Geschichtsschreibung von oben herabgesehen habe. Er setzt vielmehr die Bekanntschaft mit andersartigen Darstellungen bei seinen Lesern überall voraus, da es ihm, wie Ranke, immer widerstrebt hat, oft Erzähltes auf's Neue zu erzählen; er verfehlt selbst nicht hervorzuheben, daß z. B. der Engländer, der praktischen Gebrauch von der Geschichte seines Landes machen wollte, eine Geschichte verlangen müsse, die von ganz anderen Gesichtspunkten ausgeht und ganz andere Umstände in den Vordergrund rückt; er betont endlich wiederholt, daß, wer politische Geschichte schreiben wolle, ganz anders verfahren müsse, als er selbst gethan, daß es für diesen höchstes Gesetz sei „seine eigenen Gedanken so wenig als möglich einzumischen“. Selbst der Geschichtsschreibung „für Diplomaten“ läßt er ihr Recht widerfahren und eigentliche Abneigung zeigt er nur gegen die sogenannte antiquarische Behandlung. Sie schien ihm den Boden der eigentlichen Geschichte zu verlassen, die es nicht mit Zuständen, sondern mit dem Geschehen zu thun habe, und er scheint gefürchtet zu haben, daß sie die Wissenschaft, die erst zu seiner Zeit zur Selbständigkeit gelangt war, zur Dienerin der Philologie herabdücken werde. Vor Allem aber meinte er, sie führe ab von dem, was die Zeit brauche und wende ihren Fleiß auf Dinge, die nicht mehr werth seien als das, womit sich die Historiker vor der Aufklärungsepoche herumschlügen.

So wenig wir heute geneigt sein mögen, dem Schlofferschen System der Universalgeschichte ein anderes, als ein bloß historisches Interesse zu

widmen, so werden wir doch zwei Punkte hervorheben müssen, in denen sein Urheber bleibende Bahnen für die Wissenschaft gebrochen hat und sein Verdienst wird dadurch nicht geringer, daß seine Neuerungen heute als selbstverständlich erscheinen. Wir haben ihm eine ganz veränderte Auffassung großer Perioden der Geschichte zu verdanken; für die Betrachtung des Mittelalters ist er epochemachend geworden. Byzantiner, Araber und Normannen hat er zuerst an ihren richtigen Platz gestellt und auch die heutige Behandlung der römischen Kaiserzeit kann den Schloffer'schen Einfluß nicht verleugnen. Er zuerst hat sie anders, denn als bloße Verfallszeit angesehen und mit Vorliebe sein Augenmerk auf die beginnenden Neubildungen gerichtet. In der alten Geschichte stammen überhaupt zahlreiche jetzt gang und gäbe Ideen von ihm her, und es verdient bemerkt zu werden, daß bereits Schloffer die Begrenzung der alten Geschichte durch die Erhebung des Odoaker hat fallen lassen. Was aber am meisten neu war bei Schloffer, wodurch er eine wirkliche Revolution in der Geschichtsschreibung hervorgebracht hat, das war die Verbindung, in welche er die Geschichte der Cultur, insbesondere der Literatur, mit der politischen Geschichte setzte. Und doch hat ihm unmittelbar nach seinem Tode schändliche Verunglimpfung auch diesen Ruhmeskranz rauben wollen. Als wenn es einerlei wäre, verbindungslos herausgegriffene Größen der Nationalliteratur chronologisch in die Weltbegebenheiten einzureihen und den Zusammenhang und das gegenseitige Bedingen der politischen und der literarischen Bewegung aufzuweisen! Man wird im Gegentheil gestehen müssen, daß nicht nur Schloffer in seiner eigenthümlichen Art keinerlei Vorgänger hatte, sondern daß ihn auch unter den Spätern Wenige erreicht haben, Keiner übertroffen hat. Er geht freilich einen Weg, den der Literaturhistoriker nicht gehen kann und Gervinus, der von den Schloffer'schen Anregungen zur Begründung der wissenschaftlichen Literaturgeschichte kam, war sich der Nothwendigkeit dieses obwaltenden Unterschieds wohl bewußt. Schloffer verfolgt, und mit vollem Recht, die Geschichte der Wissenschaft mit nicht geringerer Aufmerksamkeit, als die der Nationalliteratur; er muß Vieles vernachlässigen, was der Literaturhistoriker breit zu behandeln hat, und anderes ausführlich darlegen, was für jenen gleichgiltig ist. Denn nicht die Bedeutung der einzelnen Geisteswerke an sich ist für ihn von Werth, sondern die Wirkung, die sie ausgeübt und die Zeitströmungen, die sie widerspiegeln. So vergißt er z. B. nicht bei dem Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts die Stellung der verschiedenen Schulen hervorzuheben, die sich an den Universitäten gebildet hatten. Hier ist ein Hauptpunkt, wo ihm seine Polyhistorie befruchtend zu Statten kam: welcher Historiker möchte sich heute wohl daran wagen, die Geschichte der exacten Wissenschaften im Alterthum in seine Darstellung aufzunehmen? Dem gegenüber fällt ein Mangel um so schmerzlicher auf: die gänzliche Vernachlässigung der bildenden Kunst. Daß Schloffer ihre historische Bedeutung ganz entgangen sein sollte, kann man kaum annehmen. Daß er aber empfunden habe, wie sie am allerbedingtesten den Geist der Zeiten ausspreche, muß man bezweifeln. Es war

eine persönliche Schranke in ihm, die ihm hier hemmend entgegentrat; es ging ihm alles Kunstverständniß vollständig ab, selbst der Umgang mit Boisseree hat es nicht zu wecken vermocht.

Indessen die Haupteigenthümlichkeit der Schlofferschen Geschichtsschreibung liegt, wie oben hervorgehoben, in ihrer praktischen Tendenz und eben darauf beruht der größte Theil ihrer Wirkung. Er will Propaganda für seine Ansichten machen, d. h. für die Errungenschaften des Geistes des achtzehnten Jahrhunderts. Man hat behauptet, er habe diese seine Ansichten je nach den Zeitbedürfnissen modificirt, scheinbar nicht ohne Grund, denn daß er dieselben Dinge und Personen zu verschiedenen Zeiten einer ganz verschiedenen Beurtheilung unterzieht, ist unleugbar. Aber jene Behauptung zeugt doch von sehr oberflächlicher Bekanntschaft mit seinen Werken. Er setzt ja immer die Kenntniß, häufig die Vergleichung anderer Darstellungen voraus, insbesondere übergeht er in der Regel, was er selbst anderswo schon einmal gesagt hat. Die scheinbaren Widersprüche entstehen dadurch, daß er jedesmal diejenige Seite herauskehrt, von der er glaubt, daß die obwaltende Zeitströmung Nutzen daraus ziehen könnte. Ein so tief gebildeter Geist wie der seinige konnte unmöglich den wechselnden und stets einseitigen Stimmungen des Tages unterliegen, und er sah sich veranlaßt, hielt es sogar vielleicht für Pflicht, gerade auf das aufmerksam zu machen, was die öffentliche Meinung über sah. Ein Gesamtbild von Schloffers Meinung über Dinge und Menschen kann man nur erhalten, wenn man in jedem einzelnen Falle Alles zusammennimmt, was er überhaupt darüber geäußert. Es ist dies ohne Zweifel ein schwer wiegender Mangel: dem praktischen Nutzen für die Gegenwart wurde der dauernde Werth für die Nachwelt bis zu einem gewissen Grade aufgeopfert. Es hängt aber auch wohl mit einem anderen Fehler Schlofferscher Geschichtsschreibung zusammen, der ungenügenden Berücksichtigung der Individualität der geschichtlichen Personen. Nirgends finden wir ein ausgeführtes Charakterbild, nirgends jene feinen psychologischen Analysen, durch die uns Ranke entzückt; es scheint fast, als sollte der Mensch für den Geschichtsschreiber verschwinden und nur die That für sich dastehen.

Wenn sonst die Rede auf die Fehler Schlofferscher Geschichtsschreibung kommt, so pflegt man gewöhnlich von der Forschung zu reden. Daß diese den heutigen Ansprüchen nicht mehr genügt, ist ohne Weiteres zuzugeben, auch wenn man von den zahlreichen Ungenauigkeiten im Einzelnen absieht. Daß sie aber zu ihrer Zeit einen bedeutenden Fortschritt darstellte, wird man doch auch nicht bestreiten können, insbesondere dann nicht, wenn man bedenkt, welche Zeiträume seine Werke umspannen und wie wenig auf den meisten Gebieten vorgearbeitet war. Man wird Respect vor ihm bekommen, wenn man sich klar macht, in welchem Umfange er z. B. die alte Literatur herangezogen hat, welche Vorstudien er für nöthig hielt, um die Scholastiker, d. h. den Geist des Mittelalters, zu verstehen. Auch zu der Methode der Forschung, die Ranke ausgebildet hat, steht er kaum in einem so principiellen Gegensatze, wie man vielfach annimmt. Er gehörte zu den ersten unter den neuern

deutschen Historikern, welche archivalische Studien in größerem Umfang machten; er war aber freilich nicht in derselben glücklichen Lage, wie Ranke mit seinen italienischen Relationen. Fast nur das pariser Archiv war damals bis auf einen gewissen Grad zugänglich, und Schloffer hat es zwei Mal längere Zeit hindurch benutzt. Dann legte er nach Art der Alten den höchsten Werth darauf, Mittheilungen von Personen zu erlangen, die den Ereignissen selbst nahe gestanden, wie von Grégoire, Schlabrendorf, Thibaudeau, den Mitgliedern der napoleonischen Familie. Dies schien ihm fast noch werthvoller, als das Actenmaterial, weniger wegen des positiven Werthes dieser mündlichen Angaben, die im Einzelnen vielfach irrig sein mußten, als wegen der Einsicht in den ganzen Geist und die Auffassungsweise der Zeit und der Handelnden, die auf diesem Wege in der That sehr viel leichter und sicherer zu gewinnen ist, als aus den Urkunden. Daß Andere, mit anderen Zwecken an die Dinge herangehend, sein Material in ganz anderer Weise genutzt haben würden, ist natürlich. Leugnen läßt sich aber nicht, daß Schloffer diplomatische Berichte als Geschichtsquellen überhaupt nicht sehr hoch anschlug. Er hatte zu gründlich Gelegenheit gehabt, die Diplomaten kennen zu lernen, um vor ihrer Weisheit und ihrer Wahrheitsliebe allzu große Achtung zu haben; skeptisch und kühl steht er auch den zeitgenössischen Geschichtsdarstellungen der handelnden Staatsmänner gegenüber, auch abgesehen davon, daß er für seine Art von Geschichtsschreibung nur bedingten Gebrauch davon machen kann. Es ist nicht schwer von dem Standpunkt moderner „Methode“ auf den alten Meister herabzusehen, allein bereits Lorenz hat mit Recht hervorgehoben, wie wenig feste Grundsätze doch in der Benutzung archivalischer Urkunden bis jetzt zur Geltung gelangt seien. Eine gewisse Reaction gegen das heute beliebte Verfahren thäte Noth und hat auch glücklicherweise schon angefangen, sich Bahn zu brechen. Es wird eben nicht jeder Wisch zu einer Urkunde, weil er ungedruckt in einem Archiv liegt, und der Bericht eines Junkers, der eine Gesandtschaftsstelle erschnappt hat, muß mit anderen Augen angesehen werden, als eine venetianische Relation.

Die Absicht der Hauptwerke Schlossers geht im Wesentlichen auf die Belehrung und Warnung der Gegenwart durch die Betrachtung vergangener Zeiten, aber nicht so, daß er zeigt, wie die Dinge gemacht werden, was der praktische Staatsmann fordern würde, sondern so, daß er die Weltgeschichte auftreten läßt als Weltgericht. Rücksichtsloseste Wahrheitsliebe erscheint hier natürlich als erstes Gesetz und zwar eine Wahrheitsliebe, die nicht nur nichts Falsches sagt, sondern die vor Allem auch Nichts verschweigt, was zur Beurtheilung der Menschen gehört, die alle Sachen mit dem richtigen Namen bezeichnet. Daß er diesem Grundsatz stets treu geblieben, hat nie Jemand bezweifelt und ebensowenig, daß ihm nirgends mit Bewußtsein Vorliebe oder Abneigung die Feder geführt haben. Am Allerwenigsten wird man bei ihm jener Sorte von Patriotismus begegnen, die leider bei allen Völkern so häufig ist, welche in der Lobpreisung der eigenen Nation mit scheelen Seitenblicken auf Fremde ihre Befriedigung sucht. Daß es ihm nicht „an eigentlicher

nationaler Anregung gefehlt“, daß Deutschland keineswegs „für den Sohn der fräsiſchen Erde ein imaginärer Begriff blieb“, würde, wenn es dazu eines Beweiſes bedürfte, neben zahlreichen Aeußerungen ſchon der tiefe Schmerz bezeugen, den er 1813 gefühlt, daß es ihm wegen des Verluſtes des einen Auges nicht möglich war, ſelbſt zur Waffe zu greifen. Allein ſeine Vaterlandsliebe war eine gereifte und geläuterte, die von der Teutomanie des zweiten und dritten Jahrzehnts nicht minder weit ablag, wie von der unklaren Begeiſterung des fünften, welche eine Flotte auf Nationalſubſcription bauen wollte.

Das Urtheil Schloffer's drängt ſich dem Leſer überall mit ganzer Gewalt auf, nur ſelten läßt er die Thatſachen ſelbſt für ſich ſprechen. Er iſt darum nicht eigentlich ſubjectiver, als andere, und es iſt bei ihm weniger Gefahr vorhanden, daß er den Leſer ohne Weiteres gefangen nehme. Doch treten die perſönlichen Anſchauungen des Verfaſſers in den verſchiedenen Werken in ſehr verſchiedener Stärke hervor, ſelbſtverſtändlich am Meiſten in der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, die er zum großen Theil mit erlebt hatte. Der Grundton iſt überall ein demokratiſcher. Der alt-einheimiſche Freiheitsſinn ſeines Stammes, ſein angeborener und nie verleugneter Stolz auf ſeine Perſönlichkeit trugen dazu ebenſoviel bei, als das Studium Rouſſeau's und Kants. Ariſtokratiſche Anſchauungen, wie ſie z. B. in ſeinem Frankfurter Freundeskreiſe vorherrſchten, waren ihm gradezu unverständlich, und er konnte darin nichts ſehen, als eine Verfolgung ſelbſtüchtiger Zwecke; vor monarchiſchen Gefühlen konnte er ſicher ſein, der als Knabe und Jüngling den ſcheußlichſten Mißbrauch der Fürſtengewalt in der Heimath, die Folgen eines aufgeklärten Deſpotismus, der für ſeine Unterthanen denken zu müſſen glaubt, in nächſter Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Die Schandthaten der Großen und Mächtigen werden ſchonungslos aufgedeckt, der Glorienschein wird ihnen vom Haupt geriffen und ein beſonderes Behagen ſcheint Schloffer darin zu finden, die Kunſtwerke der Sophiſten zu zerzaufen, welche ſie als Genien der Menſchheit geprieſen haben. Er bekämpfte den Deſpotismus in jeder Geſtalt, auch da, wo er von den beſten Abſichten ausgeht und ſcheinbar glänzende Reſultate erzielt hat, und neben der Nachloſigkeit der Regierenden vergißt er nicht, auch die Niederträchtigkeit der Regierten in das gebührende Licht zu ſetzen. Mit der populären Auffaſſung kommt er dabei ebenſo oft in Conflict, wie mit der officiellen. Es mag genügen, auf die Schilderung der inneren Politik Friedrich's des Großen hinzuweiſen, der ſchon damals anfang, tabu für die Kritik zu ſein. Die Revolution erſcheint dann als ein furchtbares, aber wohlverdientes Strafgericht, von ſentimentalem Mitleid mit den höchſten und allerhöchſten Herrſchaften findet ſich nicht die leiſeſte Spur. Ueberhaupt aber hat der Hiſtoriker keine Sympathie für das Bornehme, Höfliche und Conventiönelle, inſbeſondere iſt ihm auch der Salon verhaßt. Es iſt ihm das Alles ein rein äußerliches Leben, welches das echte und innere ſchädigt oder gar nicht

aufkommen läßt, welches nothwendig zur bewußten oder unbewußten Heuchelei führen muß. Im Leben wie in der Wissenschaft aber hat ihm immer das als das höchste Gebot gegolten, welches Jehovah auf dem Sinai vergessen hat: Du sollst nicht lügen.

Und doch ist es so leicht, antidemokratische Aussprüche in Menge bei Schloffer zu finden! Das ist aber erst recht demokratisch, wenn anders das höchste Ziel der Demokratie die Gerechtigkeit ist. So ist es nur in der Ordnung, wenn ehrgeizige Volksführer nicht besser wegkommen, als Tyrannen und Eroberer, wenn die Jesuiten gegen Pombal in Schutz genommen werden, obwohl sie die Finsterniß bedeuten und der Markes die Aufklärung. Daß von einer sophistischen Beschönigung der Greuelthaten der Revolution keine Rede sein kann, versteht sich von selbst.

Der Standpunkt der Beurtheilung ist überall in erster Linie der moralische und zwar der einer Moral, die direct von Kant übernommen ist. Das wurde freilich schon damals vielfach verworfen und wird es heute noch mehr, wo die romantische Verklärung des „genialen Subjects“ sich zur „Heldenverehrung“ gesteigert hat. Solchen Angriffen gegenüber bleibt aber der Einwurf bestehen, welchen der Kritiker Schloffers in den deutschen Jahrbüchern von 1842 erhoben hat, daß die Moral, sobald man sie als Gewißheit seiner selbst nehme, ein wesentliches Moment zu dem historischen Urtheil sei. „Lassen wir sie ganz fallen“, sagte er, „so ist jede Willkür, Schändlichkeit und Gemeinheit, jeder Macchiavellismus, jede Tyrannei, wenn sie nur kräftig und sieghaft auftritt, historisch gerechtfertigt: Tiberius und Ludwig XI. erscheinen dann als große, tiefblickende, bewunderungswürdige Herrscher, Heinrich VIII. und Philipp II. als Helden der Religion und der Kirche; Brutus aber wird zu einem Narren, und die Märtyrer aller Zeiten zu müßigen Phantasten und Schwärmern“. Zu solchen Anschauungen ist, wie vordem etliche Althegeleaner, so jetzt ein Theil der neuesten Generation der Historiker wirklich gekommen; wir können ja abwarten, wie lange sich diese Richtung in Gunst zu halten vermögen wird.

Hart genug freilich muß die Beurtheilung der meisten historischen Größen bei Schloffer ausfallen und er klagt selbst einmal, daß große geistige Gaben in der Regel mit sittlicher Verdorbenheit gepaart seien; aber, so führt er doch anderswo wieder aus, zu Menschenhaß und Menschenverachtung könne die Geschichte trotzdem nur den führen, dessen Herz ohne Liebe sei.

Und bereits Gervinus hat glänzend dargethan, daß der moralische Standpunkt Schloffers Werthbeurtheilung nicht erschöpfe, daß dieser im Gegentheil zu denen gehöre, welche am unbefangenen die realen Kräfte in der Geschichte hervorheben, welche die Scheußlichkeit des Charakters nicht von der Bewunderung wirklicher Größe und Kraft abhält. Immer und immer wieder predigt der gewaltige Moralist den Satz Macchiavellis, daß Gott nur den Starken und Scrupellosen helfe; in der Erzählung der Regierung Katharinas II. wie der Thaten Napoleons nicht minder, wie in

der Beurtheilung Marc Aurels wird man ohne die Berücksichtigung dieses Moments die größten inneren Widersprüche finden, die sich aber in Wirklichkeit zu einer vollkommenen Harmonie auflösen. Allein nicht die äußere Größe, nicht die Genialität hochbegabter und energischer Naturen erscheint ihm als der eigentlich ausschlaggebende Factor in der Geschichte und auch vor der bloßen mechanischen Masse hat er keine Achtung. Wir haben oben eine Stelle angeführt, wo er gegen den Schlözer'schen Realismus eifert; seine Geschichte des Alterthums ist, wie Boeckhs Staatshaushaltung, eine bewusste Opposition gegen die Verachtung der Griechen, weil ihrer so wenig gewesen. Er ist und bleibt ein Vertreter der Vernunft in der Geschichte: die Staatsactionen können die Bewegungen des Geistes fördern und hemmen, aber sie werden schließlich doch durch sie bestimmt. Zugleich aber ist er derjenige, welcher die Massenwirkung in der Geschichte, im Gegensatz zu den Anstößen, die von Einzelnen ausgehen, zuerst hervorgehoben hat. Nicht die Großen und Mächtigen bringen den Fortschritt der Welt, sondern die Kleinen und Gedrückten. Das hält er auch fest, wo ihn einmal wirkliche Begeisterung für einen Mann erfasst, den die Compendien als Heros preisen. Alexander von Makedonien ist ihm der einzige Mann, der die Welt hätte retten und glücklich machen können, aber er fügt gleich hinzu: „wenn anders das Schicksal es je wollte, daß das Glück der Welt von Reichen und Mächtigen ausgehe“. Und er fährt mit einem Gedanken fort, der wohl in neue das letzte Resultat seiner Geschichtsphilosophie zieht: „den Trost gibt die Geschichte den Armen, den Gedrückten und Leidenden, daß die Gottheit öfter durch das, was dem Menschen klein scheint, als durch das, was er für groß hält, Revolutionen herbeiführt. Durch einen Hirten, eines Zimmermannes Sohn, durch einen Fischer, durch verfolgte Missionarien heilt sie die Wunden, welche der Stolz und die Pracht der Pharaonen, die Ueppigkeit der römischen vornehmen Welt, der grausame Druck der späteren Kaiser, die Barbarei und Grausamkeit der Riesen des Nordens der Menschheit geschlagen“.

Alle Vorzüge und Mängel Schloffers vereinigen sich in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts; auf ihr beruht seine Wirkung als Volksschriftsteller. Denn das achtzehnte Jahrhundert ist, wie die deutschen Jahrbücher richtig ausgeführt haben, zugleich unsere Vergangenheit und unsere Zukunft. Die beiden Parteien, die sich unter den verschiedensten Formen und Namen in ganz Europa bekämpfen, haben dort ihre Ideale; wer auf das gebildete Publikum durch historische Betrachtung politisch einwirken will, wird wohl thun, dort anzusetzen. Den revolutionären Geist des achtzehnten Jahrhunderts aber hat Niemand schärfer erfasst, als Schloffer, und sobald dieser Geist wieder lebendig wird, muß man zu Schloffer zurückkehren. Vielleicht ist die Stunde nahe, denn das Zeitalter der Gegenrevolution, in dem wir leben, scheint wenigstens einen theoretischen Höhepunkt so ziemlich wieder erreicht aben.



## Italienische Studien\*).

Von

Hans Semper.

— Innsbruck. —

**I**n der Seele des Künstlers treffen die verschiedensten Momente zusammen, um jene Stimmung zu erzeugen, aus der das Kunstwerk hervorquillt. Nicht nur wirken auf des Künstlers schöpferischen Seelenproceß die bereits erworbenen künstlerischen Kenntnisse, die Erwägung der ihm zu Gebote stehenden Darstellungsmittel, es wirken auf ihn auch die ihm gestellte oder die erwählte Aufgabe, die Ideen, welche die Zeit besonders bewegen, sowie endlich seine persönlichen Erlebnisse und daraus hervorgehenden Maximen, Tendenzen, Stimmungen ein. Diese Thatsache nun, daß ein ganzer Complex von Einflüssen den Künstler im Schaffen bestimmt, deren er sich, selbst wenn er wollte, nicht erwehren könnte, läßt es also nicht nur für das volle Verständniß eines jeden Kunstwerks werthvoll erscheinen, nach jenen verschiedenen Momenten zu forschen, welche auf den Künstler und damit auf seine Schöpfung einwirkten, sondern zahlreiche Erzeugnisse des Kunsttriebes, die zu keiner vollendeten Form gelangten, besitzen sogar ihren fast einzigen Werth nur in jenen Vorbedingungen, deren frappanter Ausdruck sie sind, indem sie durch die sinnliche Unmittelbarkeit, mit der sie vor die Anschauung treten, einen, wir möchten sagen, lebendigen Beitrag zur Charakteristik jener Culturepoche liefern, der sie ihr Dasein verdanken.

Ein Gelehrter, welcher wie der geistvolle Verfasser der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in so hohem Grade literaturgeschichtliche und kunst-historische Kenntnisse in sich vereinigt, war denn auch ganz besonders dazu

\*) Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance von Hermann Götner. Mit 7 Tafeln in Holzschnitt. Braunschweig. Druck und Verlag von Vieweg und Sohn. 1879.

befähigt, uns über den Zusammenhang einer Reihe von Kunst- und Culturerscheinungen aus der Blüthezeit Italiens mit den allgemeinen geistigen Strömungen der betreffenden Epochen Aufschlüsse zu geben, die meist ebenso neu und überraschend, als schlagend und überzeugend sind, obwohl sie sich zum Theil auf oft schon besprochene und beschriebene Gegenstände beziehen.

Den Gesichtspunkt, von dem aus Hettner diese Forschungen unternahm, bezeichnet er ausdrücklich durch zwei Aussprüche eines hervorragenden Kunsthistorikers und des berühmten Verfassers der Geschichte Roms, die er an die Spitze seines Buches stellte und mit meisterhafter Gewandtheit und Consequenz als rothen Faden durch den mannigfaltigen Stoff sich durchziehen läßt\*). In steter dramatischer Steigerung gewährt er uns perspectivische Blicke auf wichtige Phasen und Einzelercheinungen mehrerer Jahrhunderte, die sich in unserer Phantasie schließlich zu einem einheitlichen Bilde der ganzen, großen italienischen Kunstentwicklung vom 13. bis 16. Jahrhundert vereinigen.

Der gesammte Stoff, den uns Hettner vorführt, ist in sechs Hauptpartien gegliedert, die theils einzelne, theils Gruppen von Abhandlungen umfassen. Die erste Partie, aus der Einzelabhandlung: „Zur Streitfrage über Niccolò Pisano“ bestehend, führt uns in jene Epoche zurück, da Italiens Kunst aus barbarischer Verwilderung einerseits, sowie aus greisenhafter Verknöcherung andererseits zuerst sich wieder zu erheben begann. Hettner tritt von Neuem mit Entschiedenheit jener Ansicht entgegen, nach welcher Niccolò Pisanos Stil aus Apulien nach Pisa verpflanzt worden wäre.

Die Frage ist zu verwickelt, als daß wir an dieser Stelle auf die Details derselben eingehen könnten; wir wollen blos hervorheben, daß Hettner die von seinen Parteigenossen in dieser Frage (insbesondere Dobbert) für ihre Ansicht bisher vorgebrachten Argumente in lichtvoller Darstellung vereinigt und noch durch einige neue verstärkt. So besonders erkennt er in den vor einigen Jahren bei einem Brückenkopf von Capua aufgefundenen drei Marmorbüsten, die als neuer Beweis für die behauptete Blüthe der süditalischen Plastik vor Niccolò Pisano angeführt wurden, nach Gypsabgüssen im Dresdner Museum, den spätrömischen Ursprung derselben. Ferner weist er darauf hin, daß G. Milanesi in seiner neuen Ausgabe des Vasari ein Hauptargument der Gegner ein für allemal beseitigt hat, welches

\*) „Ganz wie im Leben, wie in der Natur, ist in der Kunst Nichts schön, was nur der Schönheit willen schön sein will; die nöthige Wesenheit ertheilt aber dem Kunstwerk dessen unmittelbarer Zusammenhang mit dem gesammten Leben der Zeit, aus deren echtem, tiefgefühltem Verlangen und Bedürfen dasselbe hervorgegangen ist“. Rumohr, Ital. Forschungen, 3, 131.

„Das große Capitel, welches die italienische Malerei in der Geschichte der Cultur einnimmt, ist gerade deshalb von so hohem Reiz, weil sie für die ganze Dogmengeschichte der Menschheit, für die innerlichsten Begriffe und Empfindungen der Zeitalter den farbigen Abdruck und Körper geschaffen hat“. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, 8, 145.

darin bestand, daß Niccolòs Vater von den Urkunden mehrmals mit dem Zusatz de Pulia bezeichnet wird. Nun wies G. Milanesi schlagend nach, daß dieser Zusatz nicht die Provinz Apulien bedeutet, da sonst nach damaligem Gebrauch de partibus oder de provinciae Apulie gesetzt worden wäre, sondern daß das de Pulia vielmehr sich entweder auf eine Vorstadt von Lucca, oder einen Ort bei Arezzo beziehe, welche auf alten Karten Apulia bezeichnet werden. (Siehe: Repetti, Dizionario Geografico etc. vol. I. p. 102).

Endlich weist Hettner auf den vorwiegend decorativen Charakter der plastischen Ausstattung der süditalischen Kanzeln hin, während in Toscana sich schon vor Niccolò Pisano durchgehends „der unbeirrbar feste Sinn für das Figürliche, für das Bedeutungsvolle und Gedankentiefe“ finde. Dieser letztere Punkt gewährt dem Verfasser sodann den Uebergang zum 2. Theile seines Aufsatzes, in welchem er die Deutung der Figurensymbolik an Niccolò Pisanos Kanzel im Baptisterium zu Pisa unternimmt. Wenn wir nun heute allerdings diese Löwen, welche andere Thiere verschlingen oder aber ihnen nichts thun, diese Adler, Greise, Hunde, Schlangen, sowie die verschiedenen christlichen Tugenden u. weniger mehr nach ihrer religiös-symbolischen und begrifflichen Bedeutung als nach ihrer decorativen und architektonischen Function auffassen, so mußten sie doch, als sie der Anschauung des Volkes noch unmittelbar verständlich waren, auch als religiöse Symbole zur architektonischen Stimmung des Ganzen in höherem Grade beitragen als jetzt, indem sie die Kanzel in eine Atmosphäre religiöser Weihe tauchten, die wir jetzt nur noch ahnen können. — Es ist das Verdienst einer Exegese, wie sie uns Hettner giebt, der Thätigkeit unserer Phantasie die sicheren Grundlagen zu verschaffen, vermöge deren sie uns ein zugleich plastisches und stimmungswahres Bild vergangener Anschauungs- und Denkweisen neuzuschaffen vermag.

„Was wir in redender Betrachtung und Schilderung nur als ein Nacheinander empfinden, wirkt in der bildenden Kunst als ein lebendiges Neben- und Miteinander, als ein ergreifendes Zusammen. Und was wir, die wir den kirchlichen Anschauungen des Mittelalters entwachsen sind, uns erst auf langen und mühsamen Umwegen der Forschung erschließen müssen, das war dem mittelalterlichen Christen unmittelbar faßlich, vom Herzen zum Herzen sprechend“.

Wenn uns Hettner in Niccolò Pisano einen der frühesten Vorboten der Renaissance im 13. Jahrhundert vorführt, so werden wir im folgenden Abschnitt: „Der Ursprung der Renaissance“, ein Jahrhundert weiter geführt. Im ersten Capitel dieses Abschnittes werden uns die humanistischen Vorläufer der eigentlichen Renaissance, Petrarca und Boccaccio, vorgeführt. Schon bei Dante, wiewohl der Grundgedanke seiner göttlichen Komödie noch durchaus mittelalterlich ist, „erklingen doch bereits überall die stolzen Klänge einer neuen Denkart“. Trotz all ihrer theologisirenden Färbung ist „die

göttliche Komödie wieder das erste Gedicht, das von den Idealen des echt und rein Menschlichen durchglüht ist". — Neben Dante steht Giotto, „der Begründer und Ahnherr jener großen Monumentalität, die der unterscheidende Grundzug der italienischen Malerei ist". Neue Ereignisse, der Sturz der Hohenstauffen, und damit der Idee des römisch-deutschen Kaisertums, neue Staatenbildungen in Italien, das avignonesische Exil der Päpste bringen eine neue Zeit, ein neues Geschlecht hervor. „Alle Ueberlieferungen, welche bis dahin bindende Kraft gehabt hatten, waren erschüttert. Der Mensch sieht sich lediglich auf sich selbst gestellt". — In Petrarca und Boccaccio kam dieses stolze Selbstgefühl zuerst zum klaren Bewußtsein. Hettner rückt uns die Zeit, deren Vertreter sie sind, näher durch eine treffend durchgeführte Vergleichung mit der Sturm- und Drangperiode Deutschlands. Hier wie dort der Kampf gegen veraltete Sagen, hier wie dort dieselbe Gefühlsphantastik und Selbstverhätzelung, hier wie dort das Anklammern an die Ideale des klassischen Alterthums. „Mitten aus seinem tiefinnersten Gefühlsleben heraus ist Petrarca der begeisterte Wiedererwecker der Alterthumsstudien, der Schöpfer des Humanismus geworden". „Boccaccio ist eine durchaus anders geartete Natur als Petrarca". Er tritt für „das unveräußerliche Recht der Leidenschaft" ein, ist aber zugleich „ein eingreifender Begründer des Humanismus", besonders in seinen späteren Jahren. Ihm ist die Wiederaufnahme des Studiums der griechischen Sprache und Literatur zu verdanken.

Im folgenden Aufsatz (desselben zweiten Abschnittes) über „Die Monumentalität der Kunst" führt Hettner aus, wie die großen Meister der Renaissancekunst dadurch, daß sie sich vom mittelalterlichen engen Handwerksgeiste befreiten und mit der vom Humanismus vermittelten klassischen Bildung erfüllten, die Kunst in ihrer wahren Größe und Weihe auffaßten\*).

Nach wie vor blieben zwar die kirchlichen Aufgaben die vorwaltenden, doch die Auffassung derselben wurde von Grund aus verändert. „Die Bildner und Maler der Renaissance suchen in den Gestalten und Vorgängen der heiligen Geschichte und Sage nicht bloß das Dogma, sondern ebenso sehr und noch mehr die ihm innewohnende Poesie". „Auch wer mit dem Dogma zerfallen war, fühlte sich verbunden und versöhnt mit einer Kirche, in welcher so unerschöpfliche Poesie lag". „Die Künstler standen auf der Höhe der Zeit, darum wurden sie deren monumentaler Ausdruck". Ja, bald überflügelten sie Wissenschaft und Dichtung nicht bloß an Formenschönheit, sondern auch Gedankentiefe. Wenn aber der Verfasser meint, daß diese Wandlung sich in der Plastik langsamer vollzog als in der Baukunst, so ist dagegen zu bemerken, daß gerade die ornamentale und figurenbildende

\*) Nur möchten wir bemerken, daß eigentlich humanistische Bildung nur den ganz hervorragenden Künstlern eigen war, während die große Masse derselben den Geist des Alterthums nur ganz naiv aus dessen Kunstwerken, so wie aus den durch die Humanisten zum Allgemeingut gewordenen Kenntnissen und Anschauungen schöpfte.

Plastik in Florenz die frühesten Erscheinungen des neuen Stiles aufzuweisen hat, und daß z. B. gerade Donatello nicht nur der erste, sondern auch einer der ausgeprägtesten Vertreter jener neuen Auffassung war, wie sie Hettner charakterisirt, und daß sein Beispiel und Vorgang in seinem Gebiet nicht nur dem ganzen Jahrhundert die Bahnen weist, sondern geradezu den Ausgangspunkt und die Grundlage der recht eigentlichen Renaissance-Tendenzen in Sculptur und Malerei bis in ihre letzten Ausläufer bildet.

Sehr feine und neue Bemerkungen giebt sodann der Verfasser über die Umwandlung alter christlicher Compositionsmotive in Folge des neuen vermenschlichenden Geistes der Renaissance. Das Thema, welches hiermit der Verfasser anregt, verdiente eine systematische Durchführung, wenn auch nur in Bezug auf die hervorragendsten Compositionsmotive der christlichen Kunst. Besonders dem Filippino Lippi schreibt Verfasser verschiedene feine, neue Motive in der Darstellung der Madonna mit dem Kinde zu. Wenn aber Hettner in Bezug hierauf sagt: „Es wäre ein psychologisches Räthsel, wie ein Künstler, dessen Leben so leichtfertig und dessen Darstellungsformen zuweilen so unschön sind, so seinen Sinn für die Poesie der Bibel und Legende hatte, wenn nicht diese Erfindungen in Fra Filippos Jugendzeit fielen“, so glaube ich, daß solche psychologische Räthsel gerade charakteristisch für viele Gestalten der Renaissance sind. Man betrachte nur die Ruchlosigkeit einerseits, die wahre Liebe zu Kunst und Wissenschaft andererseits, die wir an so vielen Fürsten der Renaissance wahrnehmen. Auch kann ja ebensogut ein schlechter Mensch ein guter Musikant sein, wie umgekehrt.

Die höchste Monumentalität erreichte die Renaissancekunst, wie Hettner zum Schluß hervorhebt, jedoch in einer Rückkehr zur altgeheiligten Ueberlieferung, die jetzt eine künstlerische Vollendung findet, wie sie durch die ganze vorhergehende Entwicklung der Renaissance vorbereitet und ermöglicht worden war. Raphaels Bildungsgang umfaßt nach Hettner die bedeutendsten dieser Phasen, sowie deren erhabenes Resultat.

Ein drittes Capitel des zweiten Abschnittes von Hettners Buch behandelt endlich den Kampf um Formensprache und Technik. Hettner weist auf den Kern der formellen Entwicklung der Renaissancekünstler hin, daß sie nämlich an der Antike sich wieder das Verständniß für die Natur erwarben, durch die Antike also Realisten wurden, ein Prozeß, der jedenfalls die originelle Begabung derselben darthut. Dem gleichzeitig erwachenden wissenschaftlichen Realismus verdankte es die Kunst sodann, daß sie von Anfang an sich nicht mit äußerlicher Nachahmung der Einzelercheinungen begnügte, sondern den Zusammenhang der Naturgesetze in ihren Schöpfungen zu verfolgen strebte. Das Studium der Anatomie ging Hand in Hand mit dem Studium der Perspective sowie der Darstellungsmittel, insbesondere der Farbentechnik.

Während Hettner in der zweiten Abtheilung seiner Schrift vorzugsweise

die realistischen Tendenzen der Renaissancekunst im Zusammenhang mit der allgemeinen Culturgeschichte darstellt, so wendet er sich im dritten Abschnitt: „Die Dominicaner in der Kunstgeschichte des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts“ (wie aus dem Titel ersichtlich, theilweise wieder in frühere Zeiten zurückgreifend), der entgegengesetzten, reactionären Strömung zu, welche mit den geschilderten Tendenzen in Kampf trat.

In einer kurzen Einleitung macht Hettner auf den Unterschied zwischen dem Mysticismus der Franziscaner, sowie dem Dogmatismus der Dominicaner aufmerksam und charakterisirt in allgemeineren Zügen den Einfluß des Letzteren auf die italienische Kunst des 14. und 15. Jahrhunderts. — Im 14. Jahrhundert seien die von ihnen inspirirten Gemälde Erfindungen gelehrter Mönche, trockene Bücherphantasien, die hauptsächlich auf die Verherrlichung der Lehren des heiligen Thomas von Aquino ausgehen. Im 15. Jahrhundert wandle sich die starre dogmatische Tendenzpredigt zwar in fromme Asketik, aber das Ziel engster Kirchlichkeit bleibe unwandelbar dasselbe.

In dem folgenden Capitel giebt nun der Verfasser zur weiteren Beleuchtung jener allgemeinen Charakteristik zunächst, mit Hilfe der herangezogenen Sätze des Thomas von Aquino, die Erklärung zweier Kunstwerke des 14. Jahrhunderts, eines Altarbildes des Traini in S. Catarina zu Pisa, sowie eines solchen des Orcagna in S. Croce zu Florenz, die sich beide auf die Verherrlichung eben jenes Meisters der Scholastik beziehen. — Wenn nun auch der mäßige Kunstgenuß, den uns diese Werke gemalter Scholastik bieten, durch Entzifferung ihrer Hieroglyphik nicht erhöht wird, so gewährt uns Hettner dadurch doch einen culturgeschichtlich hochinteressanten, unmittelbaren Einblick in die geistige Werkstätte des 14. Jahrhunderts.

Von besonderem Interesse sind aber die beiden folgenden Capitel, die sich auf einige der hervorragendsten Fresken des 14. Jahrhunderts beziehen, zu deren in der That ebenso neuer und überraschender, wie nach unserer Ansicht richtiger Erklärung er ebenfalls die Lehrsätze des Thomas von Aquino zu Hilfe zieht. — Die Beweisstellen, welche Hettner in's Feld führt, um darzuthun, daß die auf dem Frescobild der streitenden und triumphirenden Kirche in der „Capella di Spagna“ zu S. Croce in Florenz rechts oben befindlichen Gruppen in einem Garten sitzender Personen, ebenso wie die tanzenden und lustwandelnden Paare im Garten, nicht, wie bisher angenommen wurde, die Weltlust, sondern im Gegentheil die Ueberwindung der Weltlust darstellen sollen, sind so schlagend, daß von jetzt an sich schwerlich noch eine andere Auslegung behaupten kann. Hettners neue Auslegung gewinnt aber noch erhöhte Bedeutung dadurch, daß sie die Grundlage zu einer von der bisherigen ganz abweichenden Erklärung einer Gruppe auf dem großartigen, als „Triumph des Todes“ allgemein bekannten Frescobilde im Camposanto zu Pisa bildet.

Auch hier sehen wir nämlich wieder den Garten mit sitzenden und lustwandelnden Figuren, die im Einzelnen so vielfache Uebereinstimmung mit

den Motiven der entsprechenden Gruppe in der Capella di Spagna zeigen, daß an einer Identität der unterliegenden, symbolischen Bedeutung beider nicht gezweifelt werden kann.

Sowohl der unbefangene Beschauer wie die Gelehrten pflegten bisher allgemein diese Gruppe als inmitten der Weltlust vom Tod überraschte Menschen aufzufassen; nach Hettner's unzweifelhaft richtiger Deutung illustriert sie aber im Gegentheil den Gedanken: „Wer die Weltlust überwunden, erwartet heiter und gefaßt den Tod“.

Von der Dominicanerkunst des 14. Jahrhunderts geht Hettner im 4. Capitel dieses Abschnittes zu der des 15. Jahrhunderts über und stellt als zwei stark contrastirende Vertreter derselben den frommen Dominicaner Fra Beato Angelico und den ganz ausgeprägt weltlichen Renaissancemaler Filippino Lippi gegenüber, der nur im Auftrag der Dominikaner ein Gemälde ausführte, das sich auf deren Lehre bezieht.

„In den Bildern Giesoles spricht sich das Dominicanerthum des 15. Jahrhunderts mit derselben festen und eindringlichen Monumentalität aus, wie das Dominicanerthum des 14. Jahrhunderts an den Bildern Trainis und Orcagnas und in den Fresken der spanischen Capelle in Florenz und des Camposanto zu Pisa. Es ist nicht mehr trockne Scholastik und düsterer Fanatismus; es ist jetzt tief innige religiöse Lyrik. Aber nur die Kampfweise ist verschieden, das Ziel ist dasselbe; ein stiller Protest kindlicher Gläubigkeit gegen den rings aufwuchernden Unglauben. — Das Dominicanerthum Giesoles ist nicht mehr ein starx dogmatisches, sondern ein fromm ästhetisches —“. Ueber die Fresken Filippino Lippis, die dieser im Auftrag des Cardinals Olivieri Caraffa in der Dominicanerkirche S. Maria sopra Minerva zu Rom zur Verherrlichung des Thomas von Aquin ausführte, äußert sich dagegen der Verfasser am Schluß der Besprechung in folgender Weise: „Wo ist in dieser trocknen Programmmalerei die herzwinnende eindringliche Herzenspoesie Giesoles? Und dies kalte scholastische Wesen wenige Schritte entfernt von Giesoles Grabstätte! —“

Bei dieser Vergleichung der beiden Meister vom Gesichtspunkte des dargestellten Inhaltes aus scheint uns die besprochene Schöpfung Filippinos als Kunstwerk im Ganzen zu schlecht wegzukommen. — Wenn auch das dem Filippino vorgeschriebene Thema allerdings Programmmalerei verlangte, so vergißt man hier doch nahezu den scholastischen Hintergedanken, um den der Maler selbst im Einzelnen sich wenig kümmerte, und fühlt sich vielmehr reichlich für die mangelhafte „Idee“ durch die verschwenderische Entfaltung der blendenden Reize filippinischer Kunst entschädigt. Was ist ihm Hekuba? Man erfreut sich an der herrlichen Architektur, an der Pracht der Ornamentik, der Leuchtkraft der Farben, den zum Theil großartig schönen Motiven der einzelnen Gestalten in ihrer reichen Gewandung, sowie besonders an der mannigfachen Charakteristik der dargestellten Portraitköpfe. Auch der symmetrische Aufbau der ganzen Composition ist sehr gelungen, und ist im Verein mit

den vorzüglichen Einzelheiten vollkommen geeignet, die Seele des Beschauenden mit jener Harmonie zu erfüllen, die der Genuß eines ächten Kunstwerkes gewährt, ohne daß man das Bedürfnis findet, sich dieselbe durch Aquinos' Strafpredigt gegen den niedergeschmetterten Averroes oder gar durch ein Grübeln über dessen, dem Bild zu Grunde liegende, Dogmatik zu verkümmern.

Das letzte Capitel dieses Abschnittes ist dem Dominicanermönch Fra Savonarola gewidmet, der ja auch auf die Kunst seiner Zeit durch seine Stellung zu derselben einen mächtigen Einfluß übte.

Sein Auftreten bildet allerdings einen schrillen, wenn auch begreiflichen Mißton inmitten des Glanzes und Selbstbewußtseins der Renaissancekunst. Es ist der Gegensatz zwischen dem religiösen Schein und der weltlichen, antidogmatischen Tendenz derselben, welcher den Zorn des starren Dominicaners herausfordert. Und in der That, wenn auch sein barbarisches Eisern Anfangs manche Verwirrung und Zerstörung in das Kunstleben hineintragen mochte, von seinem Auftreten an datirt ein neuer großartiger Aufschwung der Plastik und Malerei. Das naive, oft hausbackene Spiel mit heiligen Stoffen, die specifisch künstlerische Prahlerei mit der Indifferenz gegen den Stoff an sich, der blos als Gelegenheit zur Bewältigung formeller und technischer Probleme sowie zur Vorführung von Charakterstudien nach dem Leben angesehen wird, nimmt ab, es erwacht ein vertieftes Streben, die gewonnene Beherrschung der Natur, Technik und Formensprache zum höchsten und mächtigsten Ausdruck der christlichen, in ihrer tiefsten Poesie erfaßten Ideen zu verwerthen.

„Auch Michelangelo stand, wie die Ueberschrift „Christus“ auf einem Briefe vom 2. Juli 1496 (Lettere 1875, S. 375 u. 342) beweist, eine Zeit lang unter demselben bestrickenden Einfluß; sicher hat die tiefe Innlichkeit der Pietà hier ihren Ursprung.“ —

Den nächsten Abschnitt (IV) bildet ein einzelner Aufsatz über das „Cambio zu Perugia“. Die Malereien des Pietro Perugino daselbst, obwohl als Kunstwerke nicht hervorragend, sind doch vollkommen aus dem Geiste der Zeit hervorgegangen. „In den Deckenbildern der Einfluß der Gestirne“. . . „in den Wandbildern die geistig sittlichen Mächte“. „Es ist das alte Räthsel von Nothwendigkeit und Freiheit“. „Wo ist ein würdigerer und sinnigerer Schmuck eines Gerichtssaales?“

Die wichtigste und interessanteste Partie des Buches ist nach unserer Ansicht die folgende (V.), welche den Titel: „Religiöse Wandlungen der Hochrenaissance“, trägt und in die Capitel zerfällt:

- 1) Das Wiederaufleben des Platonismus.
- 2) Raffael und die kirchlichen Bewegungen.
- 3) Michelangelo und die sixtinische Capelle.

Auch in diesem Abschnitt geht also der Verfasser, seinem Programm entsprechend, hauptsächlich darauf aus, den inneren Zusammenhang zwischen den allgemeinen, geistigen Tendenzen des sechszehnten Jahrhunderts und einiger

seiner hervorragendsten Kunstschöpfungen, als besonders prägnanten Cultur-äußerungen, nachzuweisen. Im ersten Capitel zeigt er zunächst, wie der durch Gemisthon Pletho bei Gelegenheit des Florentiner Concils von Neuem ins Leben gerufene Platonismus mächtig bestimmend auf das geistige und religiöse Leben Italiens und somit auch auf dessen Kunst einwirkte. — Zugleich charakterisirt Hettner mit seiner psychologischen und dialektischer Unterscheidung die verschiedenen Schattirungen, welche sich unter den an Plato anknüpfenden Systemen geltend machten. Gemisthon Pletho selbst war der Anführer einer das Christenthum verneinenden Richtung, welche insbesondere an der römischen Akademie unter Pomponius Letus Wurzel faßte. Die, obwohl von Pletho ins Leben gerufene, platonische Akademie in Florenz suchte dagegen Christenthum und platonische Philosophie in Einklang zu bringen. — Sie theilte sich wiederum in zwei Hauptrichtungen, wovon die eine vorwiegend dogmatische, die andere moralphilosophische Fragen verfolgte. Während die Dogmatiker wie Christoforo Landini in der Erkenntniß Gottes die höchste Glückseligkeit suchten, führte den Moralphilosophen zufolge die Liebe zu dem ersehnten Ziele. (Wie besonders deutlich Lorenzo de Medici im Gedicht l'altercazione ausspricht.)

„Die Lebensfreudigkeit und der Schönheitsstimm, den die Florentiner mit ihrem rührend emsigen Erkenntnißstreben verbanden, zeigt uns aber wieder recht lebendig, wie dieses große Zeitalter der italienischen Renaissance das Alterthum nicht bloß erforschte, sondern in tiefster Sinnesverwandtschaft es frisch und begeistert wieder durchlebte“.

„Mehr noch als die Dogmatiker haben diese Moralphilosophen die platonisirende Denkweise in die weitesten Kreise getragen. Bald wurde sie die herrschende Zeitrichtung. Sie hatte nicht mit dem Christenthum gebrochen, aber die Enge und Strenge der mittelalterlichen Kirchlichkeit hatte sie erweitert und vermenschlicht. Die Kunst der italienischen Hochrenaissance wurzelt wesentlich in dieser Gesinnung“.

Im folgenden Capitel führt uns der Verfasser zunächst in die mit Raffaels unsterblichen Fresken geschmückten Stenzen des Vaticans. Jene, von platonischer Philosophie human erweiterten, christlichen Anschauungen fanden ihren herrlichsten künstlerischen Ausdruck in den Fresken der Stanza della Segnatura. „Es ist eines der denkwürdigsten Ereignisse der Papstgeschichte, daß der Freskenschmuck desjenigen Gemaches, in welchem die dem Papste persönlich vorgelegten und mit seiner Unterschrift zu versehenden Entscheidungen verhandelt wurden, nicht die Verherrlichung der Kirche und des Papstthums ist, sondern der großartig monumentale Ausdruck des neuen, freien Menschenideals, wie es die neue humanistische Bildung erfaßte und verwirklichte“.

Von Einzelheiten der Besprechung dieses Saales wollen wir die Erklärung hervorheben, die Hettner, entgegen so vielen erkünstelten, christlichen Deutungen, der Tafel mit Schriftzeichen und Linien giebt, welche in der

Schule von Athen ein Knabe zur Seite des von Hettner eben in Folge dieser Erklärung mit Bestimmtheit als Pythagoras bezeichneten Philosophen hält. Im Unterschied von Springer beschränkt sich Hettner nicht darauf, in den Zeichen dieser Tafel bloß eine Hindeutung auf Arithmetik und Musik zu sehen, noch weniger begnügt er sich mit der ausschließlich musikgeschichtlichen Deutung von Emil Naumann (Zeitschrift für bildende Kunst. Bd. 14. S. 99 ff.), sondern er sieht darin vor Allem eine Beziehung auf das philosophische System des Pythagoras. —

„Diese vor ihm aufgestellte Tafel ist die Darstellung der Pythagoräischen Zahlen- und Harmonielehre, die Darstellung der Pythagoräischen Grundidee, daß das All Zahl und Harmonie ist. Es ist bewunderungswürdig, mit welchem genialen Scharfsinn und zugleich mit welchem unvergleichlichen Schönheitsſinn das Thema dieser Tafel die verwickelte Pythagoräische Lehre klar und faßlich zum Ausdruck bringt: die Zahl als den Urgrund und das Wesen der Dinge, die harmonischen Zahlenverhältnisse als die Gesetze ihrer Verbindungen und Wechselbeziehungen, als die Ursache ihrer Ordnung und ihres Bestandes!“

Die Begründung, welche der Verfasser seiner Ansicht durch Herbeiziehung einschlägiger Stellen sowohl des Pythagoras und anderer griechischer Philosophen, wie auch aus der Literatur der Renaissance und der modernen Forschung unternimmt, ist ebenso eingehend als überzeugend, möge jedoch im Buche selbst nachgelesen werden, da hier doch nur Bruchstücke daraus mitgetheilt werden könnten, die geschlossene Ordnung derselben also unterbrochen werden müßte.

Auch diese Betonung der Lehre des Pythagoras in der Schule von Athen beweist nach Hettner die Durchdringung der damaligen Bildung mit der Lehre des Plato. „Die Pythagoreische Harmonielehre ist die Grundlage und Vorstufe der platonischen Ideenlehre“. —

Während wir in der Stanza della Segnatura den Ausdruck freiester Renaissancebildung wahrnehmen, sehen wir bereits in der anstoßenden Stanza d'Eliodoro „die ausdrückliche und absichtliche Verherrlichung der Kirche“. —

Diese Wandlung kam nicht aus dem Innern des Künstlers, sondern aus den veränderten Richtungen und Absichten der päpstlichen Auftraggeber.

Die Ausschmückung dieser Stanza fällt in die Jahre 1512—1514, das Lateranensische Concil in die Jahre 1512—17. — Die Malereien dieser sowie der anstoßenden Stauzen sind unter den directen Einwirkungen der Concilbeschlüsse und der gleichzeitigen Ereignisse, auf welche sich diese bezogen, entstanden. —

Schon andere Autoren, wie insbesondere Passavant, haben im Allgemeinen darauf hingewiesen, daß die Fresken der Stauzen Anspielungen auf die Schicksale der Kirche zur Zeit ihrer Entstehung enthalten; es ist aber das Verdienst Hettners, diese zeitgeschichtliche Bedeutung der Fresken im Ein-

zelen durch die überraschendsten chronologischen und sachlichen Daten nachgewiesen zu haben.

Während nun die Züchtigung Heliodors, die Umkehr Attilas und die Befreiung Petri auf den Triumph der Kirche über ihre äußeren Feinde und ihre Rettung vor denselben (d. h. auf ihre Kämpfe mit Ludwig XII. und die Schlachten von Ravenna und Novara) hindeutet, so stellt dagegen die Messe von Bolsena den Sieg der Kirche über ihre inneren Feinde dar.

Die Reformation hatte ihr Haupt erhoben, zugleich fühlte die Kirche selbst das Bedürfniß einer inneren Reform. Es beginnt ein Kampf derselben sowohl gegen die laxen Sitten der Geistlichkeit, als gegen Abfall oder Unglaube, also gegen Reformation, Sectenthum, wie humanistische Freigeisterei. Die Messe von Bolsena ist der monumentale Ausdruck der beginnenden Gegenreformation.

In Bezug auf den Burgbrand in der nächsten Stanza dell' incendio äußert sich Hettner folgendermaßen:

„Der Ursprung und Zweck des Bildes liegt in der achten Sitzung des lateranischen Concils vom 18. December 1513, die gegen die Ausschreitung der Materialisten gerichtet war, denen, wie Pietro Pomponazzi offen aussprach, der Glaube an das wunderthätige Eingreifen übernatürlicher Gnademittel nur als leerer und thörichter Wahn galt“.

Das Grundmotiv, wenigstens im Sinne des Auftraggebers, Leo X., ist nicht der Brand selbst, sondern der wunderthuende Papst im Hintergrund. Wenn nun Raffael diesen möglichst perspectivisch zurückdrängte und als künstlerische Hauptsache „die Gestalten der Bedrängten und Rettenden“ hervorhebt, so handelt er eben ähnlich wie Filippino Lippi in seinen oben erwähnten Fresken der Minerva. Dem Werthe auch des Raffaelischen Frescobildes wird dadurch kein Eintrag gethan, nur darf nicht die ihm in Auftrag gegebene „Idee“ als Maßstab der Beurtheilung angenommen werden; die künstlerische Idee liegt vielmehr allerdings in der Dramatik des vorgeführten „historischen Genrebildes“. — Was ist ihm Hekuba? —

Der Sieg Leo IV. über die Sarazenen enthält dagegen eine unmittelbare Anspielung an die lebhaften Mahnungen des 6., 7. und 8. lateranischen Concils an Europas Fürsten, den unter Selim I. hereinbrechenden Türken entgegenzutreten. „In den beiden letzten Bildern aber, deren Entstehung in die Jahre 1516 und 1517 fällt, in der Krönung Karls des Großen und im Reinigungseid Leo III., sehen wir die Verherrlichung der in ihren Ansprüchen immer mehr sich steigenden Kirchenpolitik, die Verherrlichung der unumschränkten Gewalt und Machtvollkommenheit des Papstthums, der unbedingten Ueberordnung der Kirche über die weltliche Macht“. — Sie stehen in directer Beziehung zu der am 19. December 1516 im lateranischen Concil erfolgten Verkündigung des Concordates mit Frankreich, durch welches die gallicanischen Sonderrechte aufgehoben, die französische Kirche wieder unter die unbedingte Oberherrlichkeit des Papstes zurückgeführt wurde.

„Folgerichtig entstand jetzt auch der Gedanke des Constantinjaales. Die Schilderung der Macht der Kirche sollte begründet und erzeugt werden durch die Schilderung der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion und der Stiftung des Kirchenstaates“.

Während in den Aufträgen für die Ausmalung der vaticanischen Stenzen mehr der äußere Einfluß der Zeitereignisse auf Raffaels Schaffen hervortritt, so zeigen dagegen die Visionsbilder (heilige Cäcilia, Vision Ezechiel, siztinische Madonna, Transfiguration), welche die letzten und herrlichsten seiner Schöpfungen sind, wie der allmählich sich umwandelnde Zeitgeist auch auf Raffaels innerstes Seelenleben, dessen Ausdruck jene Gemälde sind, auf's Tiefste einwirkte. — „Das Pfäffische und herrschsüchtig Hierarchische wies Raffael unmutig von sich ab, das bekunden die Bilder der Stanza dell' incendio unwiderleglich. Aber das erhöht religiöse Leben, wie es seit der Eröffnung des lateranischen Concils in immer weitere Kreise drang, fand im Schöpfer der Disputa den lebhaftesten Wiederhall“. „Wir stehen vor einer höchst denkwürdigen Wendung. Das dämonisch Visionäre ist einer der hervorragendsten Züge in Raffaels letzten Lebensjahren“.

Im dritten Capitel des V. Abschnitts bespricht Gettner Michelangelos Verhältnis zu den geistigen Zeitrichtungen, wie es sich in seinen Fresken in der siztinischen Capelle offenbart.

Zunächst giebt er eine kurze Uebersicht der Malereien dieser Capelle, die noch im 15. Jahrhundert ausgeführt wurden, und betont, daß auch sie nach einem einheitlichen, kirchlichen Grundgedanken entworfen wurden. — (Wenn er als Baumeister der im Jahre 1473 unter Sixtus IV. erbauten Capella Sistina den Baccio Pontelli anführt, so scheint diese Annahme nach Milanesis neuesten Forschungen hinfällig zu sein.)

„Es folgte die zweite gewaltigste Episode in der Geschichte der siztinischen Capelle. Es folgten die Deckengemälde Michelangelos. „Sie sind die eigenste That des Künstlers; auch in ihrem tiefen Ideengehalt“. „Liebevoll und feinsinnig suchte sich auch die Erfindung Michelangelos dem Vorhandenen anzuschließen“. Trotz der kirchlichen Symbolik stammt aber der gestaltende Grundgedanke bei ihm aus der platonischen Philosophie. „Der christliche Begriff des Sündenfalls und der Erbsünde war in den neuen Florentiner Platonikern erweitert und vertieft worden durch die platonische Anschauung von der eingebornen Tragik der himmelentstammten Menschenseele“ . . . Aus dieser platonisirenden Auffassung des Christenthums erklärt Gettner auch die bisher räthselhaft gebliebenen weiblichen Gestalten inmitten der Engelschaaren, welche Gottvater bei der Erschaffung von Sonne und Mond, sowie der Erschaffung Adams umgeben. „Nur Plato giebt Antwort auf diese Räthsel“. „In jenem ersten Bild ist die Personification der Weltseele, im zweiten die Personification der Menschenseele. Das Vorbild war die antike Darstellung der Psyche“.

Auch bei Michelangelo aber findet Gettner einen analogen Uebergang

vom platonischen zum gegenreformatorischen Christenthum in dessen Werken ausgeprägt, wie bei Raffael. — „Der Meister des Jüngsten Gerichtes ist ein Andern als der Meister der Deckengemälde“. — „Michelangelo, der Schöpfer des Jüngsten Gerichtes, ist nicht mehr der begeisterte Anhänger der platonischen Philosophie; er ist der zornmüthige Parteigänger des wiedererstandenen kirchlichen Eifers“.

Der letzte Abschnitt des Buches (VI.) wendet sich einer wieder etwas vorgerückteren Periode, der Spätrenaissance, und zwar hinsichtlich deren Literatur wie Kunst zu. — Im ersten Capitel: „Das Renaissancedrama und die Vitruvianer und Manieristen“, scheint uns das Band, durch welches diese heterogenen Stoffe aneinandergelüpft sind, etwas locker. — Wenn Hettner den Mangel einer echten Tragödie der Renaissance mit folgenden Worten erklärt: „Tragödie ist nur möglich in Völkern und Zeitaltern, welche Gewissen haben. Deshalb hatten die Römer keine Tragödie. Und deshalb hatte auch das Zeitalter Cesare Borgias und Machiavellis keine Tragödie“, so scheint uns dieser Ausspruch im Ganzen doch etwas zu herbe. Wir glauben eher, der Grund sei in dem Unvermögen des Renaissancezeitalters zu suchen, die verschiedenen, gleich mächtigen und sich widersprechenden Culturelemente, die auf dasselbe eindrängten, zu einer harmonischen, consequenten Weltanschauung durchzubilden. Christenthum und Alterthum, ästhetische Phantasie, eingewurzelte Tradition und realistisch Forschergeist waren Factoren, die theils einander bekämpften, theils Compromisse miteinander eingingen, aber nie sich zu einer einheitlichen Gesamtanschauung verschmelzen konnten. Dazu hätte der eine oder andere dieser einander ausschließenden Factoren geopfert werden müssen. Dasselbe Urtheil wie über die Tragödie fällt Hettner auch über die Komödie der Renaissance, in welcher denn in der That auch die Frivolität der Renaissance (die aber doch nicht deren treibendes Princip, sondern nur ein Ausfluß jener Widersprüche war) besonders nackt hervortritt.

Die antikisirende Tendenz des Epos der Spätrenaissance, welche Hettner als Ausdruck einer zunehmenden Entseelung der Dichtung auffaßt, bietet ihm endlich die etwas schmale Brücke zum Classicismus der Hochrenaissancearchitektur. Das zunehmende Studium antiker Architektur scheint uns eine durchaus gesunde und nothwendige Consequenz des ersten Schrittes gewesen zu sein, welcher im 15. Jahrhundert gethan wurde, wenn auch das trotz allen Forschens und Bemühens lückenhaft bleibende Material von antiken Monumenten und in Folge dessen mangelhafte Verständniß desselben der Kunst jener Zeit nicht in dem Maße zu Gute kommen konnte, als eine vollständige Kenntniß antiker Baukunst dem architektonischen Schaffen erspriesslich sein muß, ohne dessen Freiheit zu hemmen. — Wenn Hettner von der vitruvianischen Akademie, die sich im Jahre 1542 zu Rom bildete, um die antiken Monumente Roms neu auszumessen und mit Vitruvs Vorschriften zu vergleichen, sagt: „Ein sichtbares Ergebnis ist nicht aufzuweisen; aber

man sieht, wohin der Zug der Zeit geht und wie äußerliche Regelrichtigkeit als höchstes Kunstideal gilt“, so scheint uns Bignola, der als Zeichner für diese Akademie seine Studien der römischen Architektur machte, schon durch seine Schöpfungen ein schönes Ergebnis jenes Unternehmens geliefert zu haben. Auch Michele Sammicheli, dessen Hettner ganz geschweigt, verdankt dem Studium der römischen und veronesischen Ruinen seinen Stil. Immerhin verkennt Hettner nicht ganz die großen Vorzüge der Spätrenaissancearchitektur, dagegen bricht er den Stab völlig über Malerei und Plastik aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, worin wir ihm auch nicht ganz beistimmen können, insbesondere was die Plastik betrifft. — Wenn auch auf Bildhauer wie Vincenzo Rossi, Vincenzo Danti und viele andere Affen Michelangelos Hettners Worte: „Die Form wird phrasenhaft und naturlos, der Stil wird Manier“ passen, so möchten wir dieselben doch nicht auf zahlreiche andere Bildhauer der Zeit, wie Niccolò Tribolo, Alfonso Lombardo, Pio Clementi, Begarelli u. angewendet wissen. — Ja selbst Vaccio Bandinelli ist keineswegs in allen seinen Werken so manierirt und schwülstig, wie er gemeinhin wegen seines Herkules und Cacus, sowie wegen seiner Stellung zu Michelangelo verschrien ist. Was nun aber gar Benvenuto Cellini und Giovanni da Bologna betrifft, so verdient ihre Kunst doch gewiß nicht das allzuharte Urtheil: „Pathos ohne Inhalt, theatralische empfindungslose Affecthascherei, herausfordernde Dreistigkeit glänzenden Machens ohne Wahrheit, ohne Natur, ohne Liniengefühl“. — Es ist allerdings richtig, daß Cellini wie Gianbologna die menschliche Figur mehr decorativ verwendeten. Aber, wird man ihnen Liniengefühl absprechen können, und gab es größere Meister der architektonischen Sculptur, als sie?

Im 2. Capitel dieses Abschnittes, womit das Buch schließt, wird uns der Dichter Tasso, als das tragische Opfer der Gegenreformation, nicht des Kampfes zwischen Pflicht und Neigung, wie er nach Goethes Schauspiel in Deutschland meist aufgefaßt wird, vorgeführt. In dramatischen Zügen schildert uns der Verfasser den allseitigen und trostlosen Weg der kirchlichen Reaction, sowie er uns an der Hand der Documente die Ursachen der geistigen Zerrüttung Tassos enthüllt. — Ein Rath von jesuitischen Freunden in Rom, denen er das Manuscript seiner *Gerusalemme liberata* zur Beurtheilung vorgelegt hatte, tadelt darin die Stellen, die über Liebe und Heidenthum handeln, er weist ihre Kritik anfangs entrüstet zurück, verfällt dann in Tiefsinn, unterwirft sich freiwillig einem Inquisitionstribunal nach dem andern, um stets als frommer Christ entlassen zu werden; er begnügt sich aber nicht damit, grübelt weiter, schließlich stellen sich die ersten Anfälle von Irren ein, indem er im Zimmer der Herzogin von Ferrara einen Diener mit einem Messerstich anfällt.

„Die Tragödie Tassos war die Tragödie Italiens —“

Zum Schluß zeigt Hettner, wie die durchgeführte, vollständig zur Herrschaft in Italien gelangte kirchliche Reaction nun auch der bildenden Kunst wieder

einen Inhalt „und darum auch wieder eine überzeugende Monumentalität“ giebt. Es ist die Zeit des mächtig prunkhaften Barockstils und der inbrünstigen Effektenmalerei.

In möglichst kurzen Andeutungen haben wir auf den selbst schon so knapp gehaltenen mannigfachen und höchst anregenden Inhalt dieses glänzend geschriebenen Buches hingewiesen.

Statt in eine ermüdende, formelle Besprechung der vorgeführten Kunstschöpfungen einzugehen, die doch nimmer die Anschauung selbst ersetzen könnte, hat uns der Verfasser vielmehr das geboten, was wir beim Anschauen von Werken der Kunst, trotz allen unmittelbaren Genußes derselben, dessen wir nur fähig sein mögen, doch so oft zu wissen wünschen, und was nur das Wort und die Forschung bieten kann, nämlich die Enthüllung des weiteren wie engeren Zusammenhanges solcher einzelnen Culturerscheinungen mit den allgemeinen Zeitideen, unter denen sie hervortraten und für welche auch sie Ausdrucksweisen bildeten. — Wesentlich wird dieses Streben des Verfassers dadurch gefördert, daß er neben den politischen, socialen und religiösen Strömungen der verschiedenen Zeiten insbesondere auch deren literarische und wissenschaftliche Thätigkeit mit der künstlerischen, der er immerhin den Vordergrund einräumt, in Parallele stellte. Denn wenn schon das praktische eben sowohl wie das theoretische Leben und Streben des Menschengenies immer aus denselben gemeinsamen Zeit- und Grundideen fließt, so äußern sich letztere doch stets am reinsten und durch Zufälle und Nebensachen ungetrübeten in den theoretischen Gebieten der menschlichen Geistesthätigkeit, welche daher einander das directeste und hellste Licht und Verständniß für die Nachwelt zu gewähren geeignet sind.

Ueber die sprachlichen und formellen Vorzüge von Hettner's Schrift werden die Auszüge, die wir absichtlich möglichst oft selbst reden ließen, dem Leser, der diesen Meister der Form nicht schon aus seinen früheren Schriften kennen sollte, schon eine annähernde Vorstellung gegeben haben, die jedoch erst durch die Lectüre des eleganten Buches selbst dem Leseren auch in dieser Hinsicht völlig gerecht werden kann.





## Aus Heinrich Leutholds Nachlaß.

Von

Jakob Baechtold.

— Zürich —

**Z**u Neujahr 1879 erschien bei J. Huber in Frauenfeld ein Band Gedichte, die den Namen ihres Urhebers, Heinrich Leuthold, sofort weit über die Grenzen der Schweiz hinaustrugen. Bis dahin war die Familie Leuthold hauptsächlich aus dem „Tell“ bekannt gewesen; man gestand sich, daß das Talent, die Leute zum Hutabziehen zu nöthigen, sich von Ahn zu Enkel fortgeerbt habe, und erinnerte sich zugleich, dem überaus formgewandten Poeten früher schon als Uebersetzer französischer Lyrik begegnet zu sein. Es wurde zunächst nach den üblichen Personalien geforscht, und da bekam man gar trübselige Dinge zu hören: der Dichter all' dieser schönen Sachen sitze im Züricher Irrenhause, wahnsinnig und von einer unheilbaren Brustkrankheit befallen. So war es auch, und ein Kritiker hatte in einem der angesehensten Blätter Deutschlands sogleich das Wort in Bereitschaft: die Trias Hölderlin, Lenau und Leuthold sei nun leider complet. Der Vergleich mit Waiblinger wäre passender gewesen.

Am 1. Juli 1879 ist Heinrich Leuthold gestorben, und die Oeffentlichkeit hat nun das Recht, das ihr bei Lebzeiten das unglücklichen Dichters Vorenthaltene zu erfahren.

Es war eine verhängnißvolle Mischung, Edles und Unedles wie grelle Farben dicht neben einander: eine Natur von unbändiger Kraft, welche zu Ausschreitungen drängte, eine freudlose Jugend, frühe Verbitterung, stachelnder Meid auf Glück und Erfolg falscher Größe, auf die mit grimmiger Verachtung herabgesehen wurde, das nagende Gefühl halber Talente, herbes, verschlossenes Mannesalter, oft selbst verschuldete Noth; — daneben aber, wenn die Stunde gut war, ein Herz voll Liebefähigkeit, „ein Auge, lechzend nach allem Schönen und eine Seele voll Wohlklang“.

Die Heimath Leutholds ist Schönenberg, unweit vom Züricher See gelegen. Es ist ein wilder Volksschlag, der hier an den Grenzen zum Canton Schwyz wächst, und diese Stammeseigenthümlichkeit hat Leuthold sein Leben lang nicht verläugnet. Es lastete wie das fluchvolle Fatum einer Schicksalstragödie auf vier Brüdern: alle haben nach glücklosem Dasein, jeder auf verhängnißvolle Weise, geendet.

Vor fünf Jahren schrieb Leuthold auf Anliegen eines schweizerischen Schriftstellers seine Selbstbiographie nieder, und da ich mit dem gesammten literarischen Nachlaß zur Zeit im Besiße auch dieses Schriftstückes bin, mag dasselbe in seinem ganzen Umfange hier zum Abdruck gelangen. Es ist in mehr als einem Punkte charakteristisch, zwar so farblos und ohne jeden warmen Pulschlag, daß man ihm die Masse auf Bestellung ohne Weiteres ansieht.

„Im Jahr 1827 geboren in Wehikon (C. Zürich), besuchte ich die dortigen Schulen und verdanke dem damaligen Secundarschullehrer und späteren Regierungspräsidenten R. Sieber die erste Förderung meiner schon in allerfrühesten Jugend erwachten Neigung zur Poesie und die Anregung zu eigenen poetischen Versuchen; besonders lebhaft erinnere ich mich der zündenden Wirkung, welche außer der Bekanntschaft mit einzelnen Werken Goethes, Schillers und Lenaus — die erstmalige Lectüre von Herweghs Gedichten auf mich übte.

Nach wechselvollen Schicksalen und einer unter dem Druck materieller Sorgen mühsam erworbenen Vorbildung für den Universitätsbesuch bezog ich nach einander alle drei schweizerischen Hochschulen, indem ich die Jurisprudenz zu meinem Brotstudium wählte, dabei aber die meisten philosophischen und beinahe alle Collegien über Literatur hörte, welche mir während meiner Studienzeit zugänglich waren. In letzterer Beziehung wirkte der damals an der Berner Universität angestellte, als Dichter des „Sohn der Zeit“ und Uebersetzer des Aristophanes, Shakespeare, Beranger u. bekannte Ludwig Seeger sehr anregend auf mich; noch entscheidender aber war der Einfluß, den später in Basel Wilhelm Wackernagel und der treffliche, als Lehrer und Freund mir gleich unvergeßliche Jakob Burckhardt durch ihre Vorlesungen sowohl als durch den frequenten Privatverkehr auf mich übten.

Im Jahre 1848 an die Universität Zürich zurückgekehrt, lag ich beinahe ausschließlich den juristischen Studien ob und war eben im Begriff, veranlaßt durch das Vertrauen und die aufmunternde Unterstützung des damaligen Justizdirectors Bollier, in den Staatsdienst einzutreten, als mir das Anerbieten einer pädagogischen Stellung plötzlich die Aussicht auf Erfüllung des langgehegten Wunsches, Italien zu sehen, eröffnete. Ich nahm die Stelle an, welche mir einen längeren Aufenthalt in der französischen Schweiz, in Südfrankreich und Italien ermöglichte, und erwarb mir bei dieser Gelegenheit eine genauere Vertrautheit mit der neueren französischen und italienischen Literatur. Aus dieser Zeit stammen außer meinen Uebersetzungen aus dem Französischen, von denen ich nur einen Theil in die seither mit Emanuel Geibel herausgegebenen „Fünf Bücher französischer Lyrik“ aufnahm, verschiedene Uebersetzungen aus dem Italienischen und zahlreiche eigene — vorzugsweise lyrische — Gedichte, welche fast alle in Genua und an der Riviera entstanden und meist noch unveröffentlicht sind. Bei einem späteren Aufenthalt in der Schweiz bestärkte mich der inzwischen zum Professor an das neugegründete Polytechnikum in Zürich berufene Jakob Burckhardt in meinem Entschluß, nach Deutschland überzusiedeln und mich ganz dem literarischen Beruf zu widmen, und bestimmte mich, einstweilen München zum Aufenthaltsort zu wählen, wo ich im Jahre 1857 eintraf.

Von Burckhardt an seinen Freund Emanuel Geibel empfohlen, wurde ich von dem-

selben in den Münchener Dichterkreis eingeführt, der unter dem eigenthümlichen Namen: „Das Krokodil“ eben damals in höchster Blüthe stand und Mitglieder zählte wie Geibel, Heyse, Hermann Lingg, Friedrich von Schack, J. Victor Scheffel u. s. f.

Die nähere Bekanntschaft mit diesen Männern und ihren Leistungen, und mehr noch der jahrelange freundschaftliche Verkehr in der gastfreundlichen Familie des feinsinnigen und vielfach begabten Paul Heyse, zumeist aber die intimen literarischen und freundschaftlichen Beziehungen zu Emanuel Geibel wirkten mannigfach fördernd und bildend auf mich. — Es ist mir bei diesem Anlaß eine angenehme Pflicht, zu erklären, daß ich während eines langjährigen ununterbrochenen Umgangs mit Geibel demselben jede Art geistiger Anregung und materieller Hilfe und die mannigfachsten Beweise von Noblesse der Gesinnung und uneigennützigem, aufopferndem und treuer Freundschaft verdanke.

Trotz der vielseitigen Anregung und Aufmunterung, die ich damals erfuhr, entwickelte sich gerade in dieser Zeit — vielleicht durch das häufige Anhören und Beurtheilen literarischer Leistungen veranlaßt — meine kritische Anlage in einer unverhältnißmäßig raschen, der eigenen productiven Thätigkeit entschieden nachtheiligen Weise. Es hing dies allerdings auch mit meinen Lebensverhältnissen und meinem ganzen Bildungsgang zusammen. Wie ich in meinen Jugend- und Studentenjahren stets genöthigt war, mit der einen Hand gewissermaßen um's Leben zu kämpfen und mir die Mittel zur Existenz und zu meiner geistigen Entwicklung durch Ertheilung von Unterricht, Bureauarbeiten u. dgl. selbst zu erwerben, so konnte ich auch in reiferen Jahren mich — gelähmt und gehemmt durch materielle Sorgen — nie anhaltend und erfolgreich größeren literarischen Aufgaben zuwenden, zu deren Lösung ich Muth und Neigung hatte und mir die entsprechende Begabung zutraute. Dies gilt besonders vom Drama großen Stils. Das Gebiet der Novelle und das der sogenannten Unterhaltungsliteratur habe ich nie betreten, nicht weil ich mir keine Fähigkeit dafür zugetraut, sondern weil nach meiner Anschauung diese Gattung der Schriftstellerei — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — am meisten zum Verfall der Literatur, zum Dilettantismus und zu jener Verflachung des Geschmacks beigetragen, welche unsere Zeit kennzeichnet und gegen die ich stets eheulich nach Kräften gekämpft, so lange ich eine Feder führe. Dieser Anschauung entsprechend, war ich auch zu Erwerbzwecken stets vorwiegend kritisch thätig, obwohl dieses Fach in jeder Hinsicht undankbar und namentlich, was den materiellen Ertrag betrifft, viel weniger ergiebig ist, als die leichteste Unterhaltungsschriftstellerei. So lebte ich längere Zeit ausschließlich von literarischen Besprechungen, Theater-, Kunst- und dgl., und mein ganzes geistiges Streben und Arbeiten wendete sich — vielleicht im Widerspruch mit meiner ursprünglichen Begabung und sicher gegen meine Neigung — vorzugsweise der kritischen Richtung zu.

Daneben erregte die Gründung des National-Vereins und die politische Bewegung in Deutschland mein lebhaftes Interesse, und ich habe — gleich sympathisch angezogen von der Sache selbst, wie von einzelnen leitenden Persönlichkeiten — der national-gehimten Partei in Deutschland von Anfang an bis heut mit ausdauernder Treue, Hingebung und Aufopferung gedient, nicht bloß weil ich von den Bestrebungen dieser Partei allein die wünschbare politische Wiedergeburt Deutschlands erwartete, sondern weil nach meiner Ueberzeugung mit der gebührenden politischen Machtstellung Deutschlands auch die Anerkennung, der Einfluß und die Weltbedeutung deutscher Cultur — mit der ich mein eigenes geistiges Sein und Streben gewissermaßen verwachsen fühle — für immer gesichert sind.

Als daher im Jahre 1861 das erste größere süddeutsche Organ dieser Partei, die „Süddeutsche Zeitung“, unter der Chef-Redaction des trefflichen, leider viel zu früh verstorbenen Carl Brater gegründet wurde, theilte ich mich an dem Unternehmen durch Beiträge und war an demselben als Redacteur des Feuilletons und Mitarbeiter am politischen Theil abwechselnd mit meinem hochbegabten, seither als vielseitiger Schriftsteller rühmlichst bekannt gewordenen Freund Dr. Adolf Wilbrandt thätig. Als Brater

durch seine bereits sehr erschütterte Gesundheit zu längeren Heilversuchen in Kurorten veranlaßt wurde, leitete ich in seiner Abwesenheit die Redaction der täglich in einer Morgen- und Abendausgabe erscheinenden Zeitung und zeichnete das Blatt als verantwortlicher Chef-Redacteur, und als dasselbe endlich — mit der „Zeit“ verschmolzen und mit dem ursprünglichen Namen „Süddeutsche Zeitung“ unter der Chef-Redaction von Brater-Lammers in Frankfurt forterschien, siedelte ich auf den Wunsch Braters nach Frankfurt über, behielt die Redaction des Feuilletons und arbeitete am politischen Theil unter der Rubrik des Auslandes und an der politischen Uebersicht mit.

Im Spätherbst des Jahres 1862 traf mich ein verhängnißvoller Schlag, nämlich die Nachricht vom Tode meines in München verunglückten Halbbruders, des jüngsten, letzten und liebsten von drei Brüdern, die alle, nach einer mehr oder minder viel versprechenden Jugend, einen frühen und gewissermaßen tragischen Tod fanden. Dieses Ereigniß, das mich auf's Tiefste und Schmerzlichste erschütterte, bestimmte mich zur Aufgabe meiner Stelle und mitten im Winter zu einer Fußreise in die Schweiz, auf welcher eine heftige Erkältung den Ausbruch einer Lungenkrankheit veranlaßte, zur welcher ich die Disposition schon früher entdeckte und von deren anhaltenden und immer weiter um sich greifenden Folgen ich kaum mehr eine Heilung erwarten darf.

Noch ein Mal nahm ich im Jahre 1864 trotz entschiedener ärztlicher Abmahnung die Stelle eines Redacteurs der neugegründeten „Schwäbischen Zeitung“ in Stuttgart an. Die rasch gewonnene Einsicht in die tiefen Ursachen, aus denen auch jeither alle Versuche, in Schwaben neben dem „Schwäbischen Merkur“ ein größeres, auf einen Leserkreis in ganz Süddeutschland berechnetes Organ der nationalgesinnten Fortschrittspartei zu gründen, gescheitert sind, und verschiedene mit dieser Erkenntniß zusammenhängende Verdrießlichkeiten verleiteten mir diese Stellung schon früh. Dagegen wirkten während meines einjährigen Aufenthalts in Stuttgart die dortigen klimatischen Verhältnisse günstig auf meine Gesundheit, und die Bekanntschaft mit einer Reihe trefflicher Männer unter den politischen Parteigenossen sowohl, als unter den in Stuttgart lebenden Schriftstellern, namentlich die intimere Freundschaft mit Moriz Hartmann und der Verkehr mit Raabe (Corvinus), Otto Müller, Mörike, J. G. Fischer u. s. w., waren mir vielfach werthvoll und literarisch befruchtend.

Im Winter 1865 nach München zurückgekehrt, gab ich mich längere Zeit — den literarischen Coterien und selbst dem politischen Leben vielleicht allzusehr abgewendet — in tiefster Zurückgezogenheit der längst empfundenen und in meiner Studienzeit nur mangelhaft befriedigten Neigung nach einer gründlichen Kenntniß der Literatur der Alten hin und beschäftigte mich in besonders eingehender und erschöpfender Weise mit Aeschylos, Sophokles und Homer. Das genauere Studium dieses Letztern besonders weckte in mir einen freudigen Trieb zum Schaffen; und ich schrieb unter dem frischen Eindruck der packendsten, mir fast wörtlich im Gedächtniß geliebener Stellen der „Ilias“ ein episches Gedicht: „Penthesilea“, eine Arbeit, die für mich ganz Genuß war, und die mich — wie keine andere — gewissermaßen in einem steten poetischen Nausch erhielt. Die Sage von dieser Amazonenkönigin ist bekanntlich von verschiedenen älteren und neuern Dichtern und Schriftstellern — besonders ausführlich von Quintus von Smyrna — bearbeitet worden. Ich behandelte den Stoff sehr frei und selbständig und wählte eine durchaus moderne Form mit gereimten Versen und Strophenbau, hielt mich aber, was Bilder, Local und Zeitton betrifft — mit möglichstem Anschluß der mythologischen Ausführungen — rückhaltlos an Homer. — Der Beifall, den einzelne Partien des Gedichts bei Kennern fanden, veranlaßte mich noch zu einer ähnlichen Schöpfung: „Hannibal“, in Rhapsodien. Ich hatte die Absicht, diesen beiden größern Dichtungen auch die epische Bearbeitung eines heimischen Stoffes aus der deutschen oder Schweizer-Geschichte anzureihen. Die Ungunst der Verhältnisse ließ mich nie dazu kommen.

In dem Jahre 1866 und während des französisch-deutschen Feldzugs 1870—71

verfolgte ich die Entwicklung der politischen und kriegerischen Ereignisse mit lebhaftem Interesse und begrüßte den Erfolg der deutschen Waffen mit aufrichtiger Sympathie und rückhaltloser Begeisterung in einer Reihe von Gedichten, welche indessen meist ungedruckt blieben. Auch die wiederholt aufgetauchte Neigung, in diesen Zeiten der politischen Wiedergeburt Deutschlands nochmals eine publicistische Thätigkeit anzutreten, unterdrückte ich in einer vielleicht übertriebenen Zurückhaltung und mit einem wachsenden Gefühl der Verstimmung über die Art und Weise, wie für viele der einflussreichsten publicistischen Stellen theils ganz ungeeignete Kräfte, theils gewohnheits- und berufsmäßige Apostaten, die zu jeder Zeit für jede Sache käuflich waren, oder solche verwendet wurden, die mit einer fast cynischen Feindseligkeit sich der deutschen Sache entgegenstellten, als dieselbe noch weniger Aussicht auf Erfolg hatte; während Männer mit dem Hermelin um die Seele, die zuerst jener Sache mit freudiger Hingebung gedient und in aufreibender Thätigkeit Gesundheit und Leben geopfert, gänzlich verschollen und vergessen schienen.

Diesem Gefühl der Verbitterung entsprang damals — außer einem rhapsodischen Gedicht: „Winkfried“ und verschiedenen liederartigen lyrischen Erzeugnissen und einer größern Anzahl sapphischer und alkäischer Oden politischen Inhalts, die ich in dieser Zeit vollendete, — eine Fülle von Distichen, Epigrammen und Zeitgedichten, in welchen der polemische und epigrammatische Ton vorherrscht.

Was nun endlich die Veröffentlichung meiner Erzeugnisse betrifft, so ist an Gedichten außer den im Jahr 1862 mit Emanuel Geibel bei Cotta in Stuttgart herausgegebenen „fünf Büchern französischer Lyrik“, einer Arbeit, welche, was Auswahl und Uebersetzung der einzelnen Nummern betrifft, zum weitaus größten Theil von mir herrührt, und die von allen kritischen Stimmen von Beruf mit einmüthigem und ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde, von mir noch keine besondere Sammlung, wohl aber eine große Anzahl zerstreuter Gedichte in Zeitschriften, Albums, Almanachen und Anthologien, wie das „Münchener Dichterbuch“ (1862), die „Cornelia“ (1868), die „Freya“ (1866) und dergl. mehr erschienen. — An prosaischen Arbeiten habe ich außer einer Anzahl größerer politischer Aufsätze und Leitartikel über wichtige Zeitfragen, die seit einer langen Reihe von Jahren in verschiedenen größern Blättern Deutschlands — zeitweise auch im Berner „Bund“ — von mir erschienen und außer den nur zum kleineren Theil ausgeführten Vorarbeiten zu einer „Geschichte Genuas“, welche ich während meines zweijährigen Aufenthalts in dieser Stadt unter Benützung der dortigen Bibliotheken und Archive und besonders zuverlässiger Privatquellen begonnen, verschiedene größere Abhandlungen über hervorragende Erscheinungen der neueren deutschen und französischen Literatur, kritische Erörterungen, Biographien und Essays über einzelne Vertreter der romantischen Schule in Frankreich, wie Victor Hugo, Sainte-Beuve, Alfred de Musset, über Barbier, Auguste Brizeux u. s. w. für das seiner Zeit von Paul Heyse redigirte „Literaturblatt“, für das Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung“, die von Moriz Hartmann herausgegebene „Freya“ u. s. w. und außerdem eine Menge von Bücherbesprechungen, literarischen, Theater- und Kunstkritiken für die verschiedensten politischen und literarischen Zeitschriften geschrieben. Wenn ich dem Rath literarischer Freunde — worunter mir derjenige des überaus fachkundigen Moriz Hartmann von besonderem Werth war — eine Sammlung oder wenigstens eine Auswahl dieser prosaischen Arbeiten zusammenzustellen und sie unter einem geeigneten Titel im Buchhandel herauszugeben, nicht gefolgt bin, so geschah das früher, weil ich diese oft flüchtig hingeworfenen Leistungen nicht für wichtig genug erachtete und mir die Fähigkeit zu reiferen und gediegnen, vor Allem aber zu eigenen selbständigen Schöpfungen zutraute, später weil ich manches Gute darunter für veraltet und von der Zeit überholt hielt.

Unter dem Vorrath an ungedruckten poetischen Erzeugnissen liegen in meinem Pult außer einigen größern Arbeiten, welche durch die Ungunst der Verhältnisse

Fragment blieben, zum Theil gesammelt und druckfertig, zum Theil noch zerstreut und der Retouche bedürftig: das epische Gedicht „Penthesilea“, der Rhapsodien-Cyclus „Hannibal“, das rhapsodische Gedicht „Winkelried“, an lyrischen Producten — je nach mehr oder weniger strenger Auswahl — ein größerer Band oder zwei kleinere Bände Gedichte, ein Bändchen Oden, Epigramme und Zeitgedichte und eine größere Anzahl freier Nachbildungen und Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen.

Ob ich je Zeit und Stimmung finden werde, diese Sachen, von denen manche nur mit Bleistift niedergeworfen sind, vollends in's Reine zu schreiben, zu sichten, zusammenzustellen und — wo es nöthig ist — durchzucorrigiren, das wird zunächst von meinen Gesundheitsverhältnissen abhängen, welche sich in letzter Zeit so bedenklich gestalteten, daß ich Wochen lang ganz arbeitsunfähig und kaum im Stande war, mir die nothwendigsten Existenzmittel zu erwerben. — Für gänzliche oder wenigstens relative Heilung meiner Brustkrankheit in der Weise, daß ihre Fortentwicklung gehemmt würde, wäre nach dem Urtheil sachkundiger Aerzte nur von einem längern Aufenthalt im Süden — besonders in Egypten — für mich zu hoffen. Meine Versuche, einen solchen Aufenthalt zu ermöglichen, blieben bisher erfolglos.

Meine poetischen Arbeiten sind fast durchweg aus Bedürfniß und Neigung, nie aber aus dem Verlangen entstanden, dieselben drucken zu lassen. Ich habe es auch immer als eine Art Achtung vor dem Publikum und insofern als verdienstlich angesehen, wenn ein Dichter in diesem Punkt eine gewisse Zurückhaltung beobachtet und der Welt nicht in zudringlicher Weise ein übertriebenes Interesse an den oft unreifen und unfertigen Producten seiner Phantasie zumuthet. Dieses Gefühl hat mich vielleicht zu weit geführt, denn ich bin anderseits unbescheiden genug, von manchen meiner poetischen Erzeugnisse anzunehmen, daß sie eigenartiger und werthvoller sind, als die Durchschnittsleistungen unsrer modernsten Eintagspoeten. Trotz alledem hat es mir im Leben nicht an Anerkennung gefehlt. Ich habe bei Fachleuten und Kennern, mit denen ich persönlich verkehrt, und nach Maßgabe dessen, was ich veröffentlichte, auch bei einem größeren Publikum vielleicht mehr Beifall gefunden, als ich verdient. Und doch habe ich die bei Berufsgegnossen vielfach üblich gewordenen Reclamen und die kleinen Mittel, um öffentlich vielgenannt und volksthümlich zu werden, stets verschmäht. Mit einer besonders tadelnswerthen Rücksichtslosigkeit habe ich namentlich seit vielen Jahren die frequenten Aufforderungen zu poetischen Beiträgen für Zeitschriften und Sammelwerke, zur Einsendung von Selbstbiographien u. dgl. gänzlich unbeachtet gelassen und so selbst die von vielen der achtbarsten Vertreter der Literatur mit Sorgfalt geübte Pflege des Rufes vernachlässigt, ohne welche es unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen schwer sein wird, sich einen geachteten Namen als Dichter oder Schriftsteller zu erwerben oder zu erhalten.

Neben den angeführten Beweggründen wirkten übrigens zu dieser Handlungsweise noch wesentlich mit meine erschütterte Gesundheit, eine durch die widerwärtigsten persönlichen und Familienverhältnisse, durch unverdientes Mißgeschick in literarischen und publicistischen Unternehmungen, durch Verkennung, Undank und die schmerzlichsten Erfahrungen an Leuten, denen ich im Leben nahe gestanden, erzeugte Verbitterung und die außerdem durch Krankheiten und hypochondrische Naturanlage veranlaßte oder doch vielfach in ihrer Entwicklung geförderte pessimistische Menschen- und Weltanschauung, die mir in jüngster Zeit beinahe alle Freude an der Arbeit und am Leben überhaupt verleidete“.

So weit Leuthold selbst. Einzelnes bedarf der Berichtigung. Zunächst die Angabe über die „fünf Bücher französischer Lyrik“. Leuthold beabsichtigte im Jahre 1859 eine Sammlung von Uebersetzungen aus der Lyrik moderner Literaturen zu veröffentlichen. Diese Versuche, wie er sie bescheiden nannte, sollten Geibel und Heyse zugeeignet werden. Wie der Nachlaß zeigt,

wäre neben dem Französischen namentlich das Italienische (Petrarca, Giusti &c.), das Englische (Burns, Byron, Moore &c.) und das Ungarische in Uebersetzungen vertreten gewesen. Die Sache unterblieb, als sich ihm die Aussicht bot, gemeinschaftlich mit Geibel die französischen Lyriker herauszugeben. Was nun die Mittheilung Leutholds betrifft, als rühre die Auswahl und Uebersetzung der einzelnen Nummern zum größten Theil von ihm her, mag dieselbe im Allgemeinen richtig sein — an den Anhang: „Die Dichter der französischen Schweiz“, hat Geibel keinen wesentlichen Antheil —; aber man muß das Manuscript Leutholds mit den gedruckten Uebersetzungen verglichen haben, um gerecht urtheilen zu können. Geibel hat, abgesehen von den vielen eigenen Beiträgen, vor Allem die strengere Sichtung vorgenommen und seine Meisterhand macht sich auch sonst durchwegs da, wo sie an die Arbeit des jüngeren Freundes die verbessernde, glättende Feile anlegt, vortheilhaft geltend, so daß eine Auscheidung des Eigenthums eine Unmöglichkeit ist.

Selbständige Production. Leutholds dichterischer Nachlaß besteht in dreißig Quartheften, die oft kaum zum vierten Theil beschrieben sind, darunter die Hälfte Uebersetzungen (auch solche aus Sophokles, Sappho, Tibullus Sulpicia-Elegien). Vier Hefte enthalten Oden, zwei: Epigramme, bissige Dinger, deren Veröffentlichung Niemandem frommt. Seine Lieblingsdichtung „Penthesilea“ ist ganz vorhanden und soll auf lautes (fast unbegreifliches) Verlangen in der zweiten Auflage der Gedichte zum Abdruck kommen. Man wird sich bei genauerem Zusehen überzeugen, daß Leuthold eben kein Epiker ist und daß dem Ganzen die glatte Klangfarbe bedeutenden Eintrag thut. Von fünf Rhapsodien „Hannibal“ mag es bei der gedruckten dritten sein Bewenden haben. Eine „Schlacht von Sempach“ (der erwähnte „Winkelried“) eignet sich durchaus nicht zur Publication. Die meisten mir bekannten kleineren prosaischen Arbeiten, Kunst- und Theaterkritiken, Bücherbesprechungen, Feuilletons über französische Literatur sind lediglich literarische Tagelöhnerarbeit, die Leuthold, „gebeugt vom Joche der Nothdurft“, schreiben mußte. Von Vorarbeiten zu einer Geschichte Genues existirt nicht eine Spur. Was den Publicisten Leuthold angeht, war derselbe wohl von gut deutsch-nationaler Gesinnung und scharfem politischen Urtheil, aber daß der Zeitungsschreiber gar oft ein Mensch ist, der seinen Beruf verfehlt hat, straft auch er nicht Lügen. Zur raschen journalistischen Thätigkeit war er ungeeignet: so peinlich er an seinen Gedichten feilte — Beweis die zahllosen handschriftlichen Lesarten und Correcturen —, so sehr quälte er sich mit der Form seiner Artikel, und wenn ihm dieselbe endlich genügte, sah er nicht selten sein Geschriebenes veraltet. Dieses zweckwidrige Bemühen nach stilistischer Abrundung brachte seine Chefs oft zur hellen Verzweiflung; umgekehrt lauten auch die eigenen Briefe Leutholds, zumal die aus der Stuttgarter Zeit, nicht sehr erbaulich über damalige Umstände.

Eines muß noch gesagt werden, und der gute Freund darf es um so eher aussprechen, als er glücklicherweise nicht zu warm werden muß, um die

Wage gegen kalte Beurtheiler zu halten. Aus der ganzen Selbstbiographie tönt die Klage über Verkennung, Undank, Ungunst des Schicksals, das allen großen Plänen Leutholds grausam entgegengetreten, ihn z. B. auch verhindert hätte, nach den obersten Gattungen, nach dem Drama größern Stils, zu greifen. Man kennt diesen krankhaften Zug aus den Liedern. Was wird dort nicht Alles angeklagt! Das Vaterland, die Menschheit. Wahr ist's, das Leben legte ihm manche Entbehrung auf. Wann aber war Leuthold je über die bloßen Anstalten zur ernstlichen Arbeit hinausgekommen? Warum hielt er seine Gedichte zurück? Bei aller Selbstbespiegelung, die oft zu grell auf die eigene Persönlichkeit gerichtet ist, wartete er immer auf die große Stunde, bis es zu spät wurde. Was ihm blieb, war Mißmuth und Gram um verlorene's Streben. Es ist die alte Geschichte: „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten“.

Und doch nicht ganz. Zeuge dessen die während seiner letzten Krankheit gesammelten Gedichte, welche Leutholds Namen nicht in der großen Fluth unserer Zeit werden untergehen lassen. Sie reichen zumeist in die fünfziger Jahre zurück, manche auf das Jahr 1848. Die glücklichsten Zeiten seiner Muse waren die Tage im Süden, da die Ghajelen oder der schöne Liedercyclus „an der Riviera“ entstanden. Der Rest fällt zumeist in den Anfang der siebziger Jahre. Die Sichtung und Ausgabe der Gedichte lag mir ob, und Gottfried Keller unterstützte mich mit seinem Rath, wie er auch der erste war, der das Büchlein dem Publikum vorstellte. Nachher kamen die Kritiken förmlich geregnet. Ein Formtalent ersten Ranges und ein echter Lyriker, lauteten übereinstimmend die enthusiastischen Urtheile; und dabei wird es auch seine Giltigkeit haben. Die Ghajelen in erster Linie, die Oden, manche Sonette, welche sich allerdings zum großen Theil auf Gesilden bewegen, die Platen abgewandelt hat, werden dem Besten ihrer Art beigesellt bleiben. Außere Schönheit ist durchweg der Charakter der Leuthold'schen Poesie. Die Form ist dergestalt bestrickend, einschmeichelnd, daß sie nur zu oft über den innern Gehalt hinwegtäuscht. Denn dieser hat das einförmige Gepräge des „Vanitas, vanitatum vanitas“, die, nachdem die Fackel der Leidenschaft ausge schwungen ist, als trüber Niederschlag bleibt. Es fehlt die Tüchtigkeit und die Ursprünglichkeit.

Mit der zunehmenden Brustkrankheit nahm auch des Herzens Bitterniß überhand. Die Satire war ein Grundzug seines Wesens. Die Mitglieder des Münchener „Krokodil“ erinnern sich, wie Leuthold bei ihren Festmahlen von Stuhl zu Stuhl ging, um den Fröhlichen irgend einen Dorn in's blühende Fleisch zu setzen. Lange ließ man sich den Schalk gefallen, das kaustische Originell wirkte oft erfrischend und erheiternd. Aber mehr und mehr überwog der Dämon in ihm, und immer einsamer wurde es um ihn her. Monate lang verhielt er sich völlig zurückgezogen, er arbeitete für des Lebens Nothdurft und brütete über dichterischen Plänen; gegen die wenigen theilnehmenden Freunde — die Andern hatte er sich nach und nach entfremdet — verharrte

er in lang anhaltendem Schweigen. In einem Fremdesbriefe, aus dem Anfang der sechziger Jahre datirt, heißt es z. B.: „Sage mir nur das Eine: wann wirst Du begraben, Leuthold? Denn daß Du todt bist, entnehme ich Deiner beredten Stummheit. Erfülle mir noch eine letzte Bitte (folgt ein Auftrag) und nachher beerdige Dich weiter!“ Dann kamen plötzlich die „dithyrambischen Nächte“, der halb Verschollene tauchte in seinen alten Weinstuben auf und suchte — zu vergeffen. — —

Mit dem Jahre 1875 bricht die Selbstbiographie ab. Die Passionszeit beginnt. Zur Stärkung des zerrütteten Organismus begab sich Leuthold 1876 nach dem südlichen Tyrol, und einer der letzten Lichtpunkte seines Lebens mag die Goethe-Feier in Klausen, am 28. August, gewesen sein. Dort trug er in einem auserwählten Kreise von Gästen, darunter Steub, Weinhold, J. B. Zingerle, zur Eröffnung des Festes sein letztes Gedicht vor. Bald darauf nahte die Katastrophe, und im August des nächsten Jahres bezog er seine traurige Zelle in der Irrenheilanstalt Burghölzli bei Zürich. Es war ein langsames Hinsiechen; die psychische Abgestumpftheit schien das Schmerzvolle der körperlichen Leiden wohlthätig zu lindern. Die mittlerweile erschienenen Gedichte nahm er erst mit Ingrim auf, da der bekannte Stuttgarter Greis, das Verlagszeichen der Firma Cotta, auf dem Titelblatt fehlte. Nach und nach wurde ihm das Bändchen werther und er trug es, sorgfältig in Zeitungsblätter gewickelt, mit sich herum. Eine allmähliche Verblödung stellte sich ein; aber manchmal überfiel ihn das klare Bewußtsein seiner Lage, dann summt er eines jener rührenden Gedichtchen vor sich hin: und die mächtige Gestalt brach in krampfhaftem Weinen zusammen:

„Nach Westen zieht der Wind dahin,  
Er säuselt lau und lind dahin:  
Er folgt dem blauen Strome wohl  
Und flieht zu meinem Kind dahin.  
Bring' meinen Thränenregen ihr  
Und einen Gruß geschwind dahin; —  
Ach, Wolken kommen trüb daher,  
Die frohen Tage sind dahin!“

Dann kam der Tod, und schon hat der menschlich rührende Ausgang seinen versöhnenden Schimmer auf dieses unglückselige Leben ergossen. Heinrich Leuthold liegt auf dem weit ausschauenden Züricher Friedhofe der Rehalp, zu deren Füßen der Heimathsee blaut. Das unbändige Herz ist zur Ruhe eingezogen; der Schatten seines Lieblingsdichters grüßt den schicksalsverwandten Fremdling —

— „und brüderlich ist's hier unten.“\*)

\*) Ich darf auf den Nekrolog in der Beilage zur Allg. Ztg. 1879 (Nro. 215) hinweisen.

## Eigene Gedichte.\*)

## Waldfrieden.

An einem hellen Frühlingstag,  
In einer stillen Morgenstunde  
Tönt mir der Lerche froher Schlag  
Wie eine süße Liebeskunde.

Der Himmel blau, die Luft weht lind  
Und buhlt um's junge Laub der Birken;  
Der Frühling sendet sein Gesind,  
Den Teppich der Natur zu wirken.

Der Schlehdorn steht in vollem Blust,  
Von duft'gem Harz die Föhren triesen —  
Und Bilder steigen aus der Brust,  
Die lang darin begraben schliesen.

Süß träumt sich's in der Morgenruh  
Von einem lenzdurchwehten Haine; . .  
Die Wipfel rauschen leis dazu,  
Wie eine betende Gemeine.

## Wilde Rosen.

Ob dieses Waldbach's lautem Tosen  
Weit überhängend ragt ein Ast,  
Hinstreuend seine duft'ge Last  
Von aufgeblühten Hagerosen.

Mir ist, vor meiner Seele stünde  
Die Jugendzeit, da diesem Bach  
Mein Leben glich, das nun gemach  
Hinfließt durch stille Wiesengründe.

Damals war es ein wildes Schäumen;  
Unstät zerriß ich jedes Band. . .  
Manch stilles Glück sah ich am Strand,  
Ach, und vermochte nicht zu säumen!

Und doch zuweilen, sehnsuchtstrunken  
Hinströmend ihren duft'gen Hauch,  
Sind aufgeblühte Rosen auch  
An meine junge Brust gesunken.

## Wanderlied.

Und wieder jagt mich der Reisetrieb,  
Und wandern möcht ich von Pol zu Pol;  
D'rum, liebliches Kind, vielsüßes Lieb,  
Vielsüßes Lieb, leb' wohl!

Noch ein Mal, gestützt auf den Wanderstab,  
Schau' ich zurück, schau ich zurück;  
Duftige Blüthen fallen herab  
Und hemmen meinen Blick.

Nun folg' ich ohne Reiseziel  
Der Vögel Flug, der Wolken Zug;  
Des Schönen hat die Welt so viel,  
Hat auch für mich genug.

Und trag' ich gleich im leichten Kleid  
Kein schimmerndes Gold, kein schim-  
merndes Gold,  
Ist doch manch' Herz, manch' rosige Maid  
Dem wandernden Burschen hold.

Und der Vögel Schlag in Busch und Hag,  
Das Waldesdunkel, der Sonnenschein,  
Und der klingende, singende Frühlingstag  
Ist Alles, ist Alles mein!

\*) Für die zweite, im Laufe des Jahres erscheinende Auflage bestimmt. Es sei jenen, die da und dort noch Leuthold'sche Gedichte „entdecken“, ausdrücklich gesagt, daß eine weitere Ausbeutung des Nachlasses weder in der Absicht des Herausgebers, noch im Interesse des Dichters liegt.

Die deutsche Sprache.

Dich vor Allem, heilige Muttersprache,  
Preis' ich hoch; denn was mir an Reiz des Lebens  
Je gewährt ein farges Geschick, ich hab' es  
Dir zu verdanken.

Spröde nennt der Stümper Dich nur; mir gabst Du  
Alles; arm an eigenen Schätzen bin ich,  
Doch verschwenderisch wie ein König schwelg' ich  
Stets in den Deinen.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine  
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichthum,  
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohl laut  
Ist Dir vergleichbar.

Ja, Du bist der griechischen Schwester selber  
Ebenbürtig, wär'st des Gedankenfluges  
Eines Pindar werth und der Kunst der alten  
Göttlichen Meister.

Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes  
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,  
Eine solche Sprache allein genügte,  
Ihn zu verkünden.

U b s c h i e d.

Lebe wohl! hier theilen sich uns're Pfade — —  
Wandle Deine sonnigen Lebensbahnen,  
Leicht des ernstgesinnten und strengen Freundes  
Wirst Du vergessen.

Selt'ner Gaben Fülle verlieh ein Gott Dir:  
Dieses Auge, lechzend nach allem Schönen,  
Holde Muth, griechisches Maß und eine  
Seele voll Wohl laut.

Dir gebührt, mit jenen allein den Adel  
Deines Herzens, Deiner Geburt zu theilen,  
Denen früh der lachende Mund des Glückes  
Küßte den Scheitel.

Mir geziemt, den strebenden Flug der Seele  
Nicht zu hemmen; aber, getreu der Fahne,  
Bei des Glück's Stiefkindern zu steh'n im herben  
Kampfe des Lebens.

## Uebersetzungen.

Robert Burns.

## Die Maid von Ballochmyle.

Rings auf den Fluren wob der Thau  
 Ein diamantenes Gewand;  
 Durch Bohnenblust zog lind und lau  
 Der Wind und trug den Duft durch's Land;  
 Die Drossel schlug im tiefen Thal,  
 Die Sonne hatte keine Eil,  
 Die scheidende sah noch ein Mal  
 Dort auf die Höh'n von Ballochmyle.

Und sinnend irrt ich über's Moor  
 Und durch die blüthenreiche Haid',  
 Bis sich im Wald mein Schritt verlor,  
 Da sah ich eine schöne Maid;  
 Ihr Antlitz war ein Frühlingstag,  
 Des Auges Blick ein Sonnenpfeil;  
 Aufjauchzte da mein Herzensschlag:  
 Das ist die Maid von Ballochmyle!

Maimorgen auf des Hochlands Höh'n,  
 Im Herbst bei heller Mondennacht  
 Einsam zu wandeln — ist so schön  
 In eines Waldes stiller Pracht;  
 Das Schönste aber, was wir schau'n  
 Ward einem holden Weib zu Theil;  
 Jedoch die lieblichste der Frau'n,  
 Das ist die Maid von Ballochmyle.

Ach, möcht' sie eine Bäu'rin sein,  
 Und ich ihr seliger Schäfer, o!  
 Wär' nur das kleinste Hüttchen mein,  
 Wie wollt' ich schaffen tren und froh  
 In Hof und Feld und Waldgeheg,  
 Tobt' Sturm und Wetter auch derweil;  
 Denn Nachts an meinen Busen läg  
 Die schöne Maid von Ballochmyle!

## Mariechen süß.

Mariechen süß, Mariechen klein,  
 Marie ist flug und bescheiden;  
 Marie ist hold, Marie ist fein,  
 Marie ist schön zum Beneiden.

Ein barfuß Mädchen zog dahin  
 Die Straß' und bot mir Grüße,  
 Doch viel zu rauh der Weg mir schien  
 Für dieses Mädchens Füße.

Ihr zarter Fuß, so nett und klein,  
 Sollt' seidne Schuhe tragen,  
 Und auch viel besser würd' es sein,  
 Sie säß' im gold'nen Wagen.

Schwanweiß durch ihr blondwallend Haar  
 Sieht man den Nacken blinken;  
 Ihr leuchtend Sternenaugenpaar  
 Erhöb' ein Schiff im Sinken.

Mariechen süß, Mariechen klein,  
 Marie ist flug und bescheiden;  
 Marie ist hold, Marie ist fein,  
 Marie ist schön zum Beneiden!

John Anderson.

John Anderson, mein Lieb, John,  
 Als wir ein junges Paar,  
 War deine Brau so buschig,  
 So rabenschwarz deine Haar.  
 Nun ist die Braue licht, John,  
 Auf deinem Scheitel blieb  
 Nur Schnee; doch Gottes Segen dir,  
 John Anderson, mein Lieb!

John Anderson, mein Lieb, John,  
 Bergan stiegst du mit mir,  
 Und manchen frohen Tag, John,  
 Hab ich verlebt mit dir;  
 Nun wanken wir bergab, John,  
 Gib mir die Hand, o gib!  
 Daß drunten wir zusammen ruh'n,  
 John Anderson, mein Lieb!

O wär mein Lieb ein Fliederbusch!

O wär' mein Lieb ein Fliederbusch  
 In lenzdurchweh'ter Blüthenpracht,  
 Und flög' ich, als ein Vöglein, husch,  
 Zu ruh'n in seiner Blätternacht!

Wie trauert' ich, würd' ich ihn bleich  
 Und welf im Herbst und Winter seh'n,  
 Wie säng' ich, säh' ich blüthenreich  
 Ihn wiederum im Mai ersteh'n!

O wär mein Lieb die rothe Kof,  
 Die feck empor am Schloßwall klimmt,  
 Und würde mir des Tropfens Loos,  
 Der im bethauten Kelche schwimmt!

In ihrer Schönheit lustentflammt  
 Durchschwelgt' ich dann die ganze Nacht,  
 Geschmiegt an ihrer Blätter Sammt,  
 Und stürbe, wenn der Tag erwacht.

O wenn um Dich auf kahler Haid'.

O wenn um Dich auf kahler Haid'  
 Der Sturmwind strich, der Sturmwind  
 strich,  
 Vor seiner Wuth mit meinem Kleid  
 Beschirmt' ich Dich, beschirmt' ich Dich.  
 Und drohte Unheil allerwärts  
 Dich zu umfah'n, Dich zu umfah'n,  
 Als Zuflucht wär' mein treues Herz  
 Dir aufgethan, Dir aufgethan!

Und irrt' ich auch in Wüstenei'n,  
 Verzweifelnd schier, verzweifelnd schier,  
 Die Oede würd' ein Eden sein,  
 Wärest Du bei mir, wärest Du bei mir  
 Und wär' ich Fürst, siel' auf Befehl  
 Die Welt mir zu, die Welt mir zu,  
 Mein allerschönstes Kronjuwel,  
 Das wärest doch Du, das wärest doch Du!

Lebewohl.

Schnell bricht herein die füst're Nacht,  
 Laut rast der Sturm, der Hochwald kracht;  
 Schwarz, niedrig ob den Eb'nen ziehn  
 Die regenschweren Wolken hin.  
 Nun kehrt der Jäger heim vom Moor,  
 Das Rebhuhn findet Schutz im Rohr;  
 Ich aber schweife sorgenschwer  
 Entlang den schönen Strand des Ayr.

Der Herbst beweint die reife Saat,  
 Auf die der Winter herrisch trat;  
 An seinem Himmel, sonst so klar,  
 Ballt nun der Sturm die Wolfenschaar  
 In meiner Brust gerinnt das Blut,  
 Gedenk' ich der empörten Flut,  
 Und daß ich zieh'n muß über Meer,  
 Fern von dem schönen Strand des Ayr.

Zwar, ob die Brandung tobt und brüllt  
 Und diesen Strand in Schrecken hüllt,  
 Dem Tod in's Auge furchtlos schaut,  
 Wer mit der Noth, wie ich, vertraut:  
 Doch wird manch Herzensband gelöst,  
 Manch alte Wunde, jäh entblöst,  
 Bricht klastend auf und blutet sehr,  
 Scheid' ich vom schönen Strand des Ayr.

Lebt wohl, Mt-Coila's Berg und Flüh'n,  
 Ihr Schluchten, Moor und Ginstergrün,  
 Die ihr von meinem bitterm Leid  
 Um todte Liebe Zeugen seid!  
 Lebt wohl, ihr Freund' und Feinde mein!  
 Euch biet' ich Lieb' und euch Verzeih'n!  
 Mein Herz — doch Thränen sagen mehr —  
 Leb' wohl, du schöner Strand des Ayr!

### Thomas Moore.

„When midst the gay.“

Strahlt unter Scherz und Lust  
 Mir Deines Lächelns Licht,  
 Wie sehr ich Deiner Treu bewußt,  
 Mein eigen scheint's mir nicht.  
 Doch immer fühlt ich tief,  
 Wenn Beide wir allein,  
 So oft Dein Auge überlief,  
 Daß all sein Weinen mein.  
 Drum gib, wenn sich gesellt  
 Ein froher Kreis zu Dir,  
 Dein Lächeln gib der ganzen Welt,  
 Dein Weinen laß nur mir!

Des Jura schneelig Joch  
 Wohl auch zu lächeln pflegt,  
 So lang der Winterfrost es noch  
 In starre Fesseln legt;  
 Doch löst, wenn strahlenhell  
 Die Sonne fällt darauf,  
 Sich all sein eifig Lächeln schnell  
 In warme Thränen auf.  
 Drum gib, wenn sich gesellt  
 Ein froher Kreis zu Dir,  
 Dein Lächeln gib der ganzen Welt,  
 Dein Weinen laß nur mir!

### Aus dem Altdeutschen des Johannes Hadlaub.

#### I.

Was sind der Vögel Töne  
 Und all' des Lenzes Schöne,  
 Wenn manch viel schöner Weib,  
 Den Frühling anzuschauen,  
 Hinwandelt über die Auen  
 Mit zart aufblühendem Leib?  
 Da geh'n sie in lichtem Kleide  
 Liebreizend durch das Gras:  
 Ihre Schönheit und die Haide  
 Leuchten zusammen beide  
 Von Wonnen ohne Maß.

#### II.

Sie hat mir die Brust durchbrochen  
 Und zog in des Herzens Schrein  
 Trotz seinem gewaltigen Pochen  
 Mit all ihrem Zauber ein.

Sie geht da auf und nieder  
 Als ein willkomm'ner Gast  
 Und läßt sich wohllich nieder; —  
 Ich aber hab' keine Raft.

Vincenzo Monti.

Auf den Tod.

(Sulla morte.)

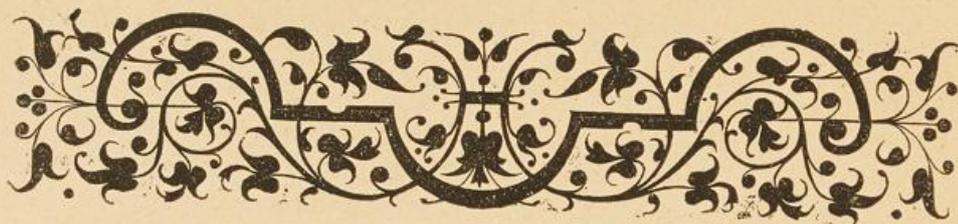
Wer bist Du, Tod? — Dein denkt mit Furchtgezitter,  
Wem Schuld und Feigheit das Gemüth umspannen,  
Der Himmel, der allmächt'ge, rächend tritt er  
Mit Deinem Fuß den Nacken des Tyrannen.

Doch der Gebengte, dem das Leben bitter,  
Dem alle seine Hoffnungen zerrannen,  
Ihm bist Du ein ersehnt willkomm'ner Schnitter;  
Er lächelt, wenn Du mild ihn führst von dannen.

Der Krieger brennt, entgegen Dir zu eilen,  
Und trotzt im Kampfe Deinen Schreckgewalten;  
Der Weise steht gelassen Deinen Pfeilen.

Wer bist Du, Tod? — ein Schatten nur, gehalten  
Für gut, für böß, wie sich Dein Bild jeweilen  
Nach unser'm eig'nen Innern mag gestalten.





## Ueber G. E. Lessing.

Von

Kuno Fischer.

— Heidelberg. —

### II. Lessings Minna von Barnhelm.

I.

**S**eit den Tagen der Renaissance galt in der Lehre und Ausübung der dramatischen Dichtkunst ein Kanon der Eintheilung, wonach die Arten des Dramas sich wie die Stände und Rangstufen der menschlichen Gesellschaft verhalten sollten: Fürsten und Helden gehören nur in die Tragödie, die bürgerliche Klasse in die Comödie, die Bauern in das Schäferspiel. Die großen Personen der Welt müssen nach standesgemäßer Poesie ernst und erhaben, die bürgerlichen Leute spaßhaft und lächerlich erscheinen; dort enthüllt die dramatische Kunst heroische Handlungen und Schicksale, hier Thorheiten und Laster. Was in dem Leben der Fürsten und Helden nach gewöhnlicher oder niederer Menschenart geschieht, kommt auf der Bühne so wenig zum Vorschein, als in der Etikette der Hof- und Staatsactionen; was in der bürgerlichen Welt Ergreifendes und Erschütterndes erlebt wird, ist für die dramatische Muse nicht vorhanden und findet im Spiegel ihrer Kunst kein Abbild. Es war nicht schwer zu entdecken, daß der Inhalt des wirklichen Lebens in den steifen Formen einer solchen Kunst nicht aufgeht. In dem Dasein der Großen ist nicht Alles hoher Ernst, wie schon Corneille bemerkt hatte; die Könige sitzen nicht mit Krone und Scepter am Tisch, wie im „gestiefelten Kater“. Noch weniger besteht das bürgerliche Leben in einer Sammlung typischer Thorheiten und Laster. So hatten sich zwischen der wirklichen Welt und der dramatischen Kunst, die ihr den Spiegel vorhalten soll, traditionelle Schranken aufgethürmt, die den ernstesten Empfindungen und Begebenheiten den Eingang in

das Lustspiel, und den bürgerlichen Erlebnissen und Schicksalen den Eingang in die Tragödie sperrten. Diese Schranken müssen im Angesichte der neuen Zeit, insbesondere dem Selbstgefühl des modernen, reich entwickelten, innerlich lebensvollen Bürgerthums gegenüber als unnatürliche empfunden werden und fallen. Die dramatische Poesie war standesgemäß, sie soll menschlich werden; der dritte Stand forderte seine Gleichberechtigung erst auf der Bühne, dann im Staat: die poetische Revolution war eine Vorläuferin der politischen!

Durch die Begräumung jener Schranken bilden sich zwei neue, den Zeitbedürfnissen entsprechende, darum zeitgemäße Formen des Dramas. Die Komödie nimmt ernste und ergreifende Begebenheiten, die Tragödie bürgerliche Erlebnisse und Schicksale in sich auf: so entsteht dort „das rührende Lustspiel“, welches die Gegner das weinerliche (*comique larmoyant*), Gottsched das heulende nannten; hier „das bürgerliche Trauerspiel“: jenes haben die Franzosen, namentlich *Rivelle de la Chaussée*, dieses die Engländer, zunächst George Dillo in seinem „Kaufmann von London“ (1731) ausgebildet. Beide Formen hatte Lessing vor sich, als er seine Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele schrieb (1754).

Er selbst hielt sich an die Engländer und wollte der deutschen Bühne das erste bürgerliche Trauerspiel geben. Aber hier war eine Umgestaltung nöthig. Daß die bisherige Tragödie, die sogenannte hohe, ihre Charaktere auf den Höhen der Gesellschaft, in Fürsten und Helden suchte und ihre Handlungen in entlegenen Zeiten und Ländern geschehen ließ, damit die Erhabenheit ihrer Personen nicht durch die Nähe geschwächt werde, hatte nicht bloß die traditionelle Autorität für sich, sondern eine gewisse menschliche Berechtigung. Um gewaltige Leidenschaften zu haben und auszulassen, muß man gleichsam mit ungehemmter Kraft ausholen und handeln können, und dazu ist ein weiter, unbeengter Spielraum nothwendig, wie ihn die Großen der Welt durch ihren erhabenen, den gewöhnlichen Gesetzen entrückten und überlegenen Lebenszustand unmittelbar besitzen. Sie sind in der menschlichen Gesellschaft auf den Roßhurn gestellt und erscheinen daher für die Tragödie wie privilegiert. Anders verhält es sich mit den bürgerlichen Personen, die von allen Seiten durch Gesetze eingeschränkt, auf Schritt und Tritt Gensdarm und Polizei in der Nähe haben. Hier werden Ausbrüche der Leidenschaft und gewaltthätige Handlungen leicht zu gemeinen Verbrechen, die der bürgerlichen Justiz verfallen und besser in den Pitaval als auf die Bühne gebracht werden. In jenem englischen Trauerspiel, das Lessing vor sich hatte, wird ein junger Kaufmann in die Neze einer Buhlerin verstrickt, zu Unthaten verführt und zuletzt als Dieb und Mörder zum Galgen verurtheilt; das macht auch seinen Effect, aber nicht die erschütternde und erhebende Wirkung, die wir tragisch empfinden. Das bürgerliche Trauerspiel bedarf daher eines Spielraumes, den äußerlich beengte Lebenszustände weniger einschränken und verkümmern können: Dies sind die Conflict des Herzens, die ergreifenden

Begebenheiten und Schicksale, die innerhalb des Hauses und der Familie erlebt werden und um so mannigfaltiger sind, um so sympathischer berühren, je reicher und tiefer das Gemüthsleben der Welt sich entwickelt hat. Die Stürme, die das zurückgezogene Gebiet des Herzens und der Familie bewegen, brachte der englische Buchdrucker Samuel Richardson in seinen Romanen, vor allem in der Clarissa, zur Darstellung und eröffnete damit die Bahn jener Dichtungen, die in der neuen Heloise und im Werther ihre Vollendung erreichen sollten.

In der Umgestaltung des bürgerlichen Trauerspiels zur Familien-  
tragödie erkannte Lessing seine nächste Aufgabe: er dichtete Miß Sara  
Sampson und vereinigte in diesem Stück (wie Danzel des Näheren nach-  
gewiesen) gewissermaßen Dillo und Richardson, den Kaufmann von London  
und die Clarissa. Das Werk wurde in den ersten Monaten des Jahres 1755  
in einem Gartenhause zu Potsdam vollendet und den 10. Juli in Frankfurt a/D.  
aufgeführt. Es machte den Anfang zur Reform des Dramas. Zum  
erstenmal betrat ein bürgerliches Trauerspiel die deutsche Bühne. Aber das  
Stück selbst spielte nicht bloß mit seinen Figuren und Begebenheiten in  
England, sondern blieb auch in der Behandlung und Ausführung des Stoffs,  
selbst in der Stilisirung der Charaktere dergestalt von seinen Vorbildern  
abhängig, daß ein Engländer, der es sah, wetten wollte, es sei englischen  
Ursprungs und nur eine deutsche Uebersetzung. Es war noch kein nationales  
Drama, auch kein gelungenes Kunstwerk; man hat nicht Charaktere und  
wohl motivirte Handlungen vor sich, die den Gang des Schicksals bestimmen,  
sondern Situationen und Empfindungsarten, deren Schilderungen auf den  
raffinirten Effect des Mitleids berechnet sind. Saras Ermordung durch  
Marwood müßte eine That der Rache sein, die aus der Eifersucht folgt, aber  
die Buhlerin ist nicht eifersüchtig, denn sie liebt den abtrünnigen Mann  
nicht, sondern will ihn nur ausbeuten; sie wird auch nicht durch Habsucht  
getrieben, denn eine Mörderin, die ihre Unthat rühmend eingesteht, hat nichts  
zu gewinnen. Der tragische Ausgang ist unmotivirt. Eben so unbegründet  
erscheint, daß Mellefont die Buhlerin als seine Verwandte der Sara zuführt,  
wodurch allein jenes tragische Ende der letzteren ermöglicht wird. Diesen  
entscheidenden Schritt zu motiviren, hat der Dichter nicht einmal den Schein  
eines Grundes aufgewendet. In eine Lage gebracht, worin sie nur noch in  
Demuth zu gehorchen und nichts mehr zu fordern hat, wagt Marwood eine  
solche Bitte, und Mellefont gewährt sie ohne Weiteres, „nachdem er  
einen Augenblick nachgedacht“. Ich vermuthe den Inhalt seines verschwiegenen  
Monologs. Ich muß es thun, denkt er, sonst kommt die Tragödie nicht zu  
Stande. So aber macht sich nicht die Handlung, sondern, um mit Lessing  
zu reden — der Kummel einer Tragödie!

Die Bedeutung der Sara beschränkt sich auf die neue Art des Dramas,  
die Herstellung eines bürgerlichen Trauerspiels durch die Wegräumung der  
Schranke zwischen der tragischen Dichtung und dem bürgerlichen Leben,

zwischen Familie und Bühne. Die Schranke zu durchbrechen, die das deutsche Leben und seine Gegenwart vom Theater trennt, ist die Aufgabe, die sich jetzt erhebt, und in ihrer Lösung liegt die entscheidende That.

## II.

Hier aber gab es kein Vorbild, worauf man hinweisen, keines, das man literarisch erwerben konnte, oder bei dem sich eine poetische Anleihe machen ließ. Das Original zu unserem nationalen Drama mußte in Deutschland erlebt werden und gegenwärtig sein, wie der heutige Tag. Man kann der Kunst und Dichtung nationalen Charakter wünschen, aber unmöglich daraus eine Anweisung machen, die in jedem beliebigen Zeitpunkte, wenn man nur ernstlich wolle, auszuführen sei; nationale Gesinnung und Affecte lassen sich der Poesie so wenig vorschreiben, als man dem Dichter rathen kann: „Sei originell, sei genial; ich will dir sagen, wie du die Sache anzufangen hast“. Wenn er nach einer solchen Vorschrift handelt, ist er gewiß das Gegentheil des Originals. Und wenn die Poesie erst belehrt werden oder selbst ergrübeln muß, was zu thun sei, um unsere nationalen Empfindungen zu bewegen, wird sie sicher nicht das Herz des Volkes treffen, sondern auf allerhand Hirngespinnste gerathen, wie Klopstock, der Barden erfand, wo nie welche waren.

Dem nationalen Umschwung der deutschen Dichtung mußte eine Umwandlung der deutschen Nation selbst vorausgehen: eine neue gewaltige Zeit, die das morsche, in seinen mittelalterlichen Formen erstarrte, vom dreißigjährigen Kriege niedergeworfene Reich in seinen Grundfesten zerstörte und den deutschen Staat der Zukunft schuf. Diese Zeit erschien in dem Augenblick, als auch unserer Dichtung kein anderes Thema blieb, als nationale, erlebte, gegenwärtige Schicksale; die Anleihe, die Lessing zu unserem ersten bürgerlichen Trauerspiel bei den Engländern gemacht hatte, war verbraucht; die neue Dichtung mußten wir mit unseren eigenen Mitteln bestreiten. Die Epoche, von der ich rede, ist der siebenjährige Krieg und der Thatenruhm Friedrichs des Großen.

Die Phantasie, hatten die Schweizer gesagt, bedürfe neuer, ungemeiner, erhabener Vorstellungen von wunderbarer Wirkung; die Tragödie nach alter Art verlangte erhabene Personen, Könige und Helden, die von Natur das Recht und die Kraft gewaltiger Leidenschaften, Handlungen und Schicksale haben. Nun, eine solche bewunderungswürdige Person, ein König und Held, der selbst nach dem Urtheile des Feindes durch seine Einsicht und Thatkraft wie kein Zweiter das Diadem geadelt, steht plötzlich vor den Augen der Welt: er allein gegen eine Welt in Waffen, die seinen Untergang begehrt! Die Tragödie ist da, die gewaltigste, die es giebt: „denn der Krieg läßt die Kraft erscheinen, Alles erhebt er zum Ungemeinen, selber dem Feigen erzeugt er den Muth!“ Welche Contraste und Schicksalswechsel in dem Gange dieses Krieges, in dem Leben dieses Königs: die Sieges Schlachten von

Lwowitz, Prag, Roßbach, Leuthen und Zorndorf; die Unglückstage von Kollin, Hochkirch und Kunersdorf! Der Eindruck seiner persönlichen Erhabenheit und Heldenkraft ist mächtiger als die politische Parteistimmung. Wenn man nicht preußisch gesinnt ist, kann man doch „französisch“ gesinnt sein.

Dieser König war der deutschen Literatur und Dichtung von Grund aus abgeneigt und ist es sein Leben lang geblieben. Mag man ihm daraus einen Vorwurf machen, denn daß er selbst einen Lessing und Goethe nicht zu schätzen wußte und weniger als einen Wolf und Gellert, war gewiß ein Mangel an Einsicht und Geschmack. Aber die Liebe zur Poesie wird in der Jugend entschieden, nicht im Alter. Als Karl August von Sachsen-Weimar jung war, sah er den Dichter des Götz und Werther vor sich. Als Friedrich Kronprinz war, blühte Gottsched; er hatte Recht, wenn er Voltaire vorzog. Doch war er im Innersten ein deutscher Mann. Seine Bewunderung für Voltaire hat ihn nicht gehindert, bei Gelegenheit einer nichtswürdigen Handlung dem hochgepriesenen Dichter auf französisch die Wahrheit nach deutscher Art zu sagen: „Ich schreibe diesen Brief mit dem derben Menschenverstand eines Deutschen, der sagt, was er denkt, ohne zweideutige Ausdrücke und flauere Beschönigungen, welche die Wahrheit entstellen“. Seine Bewunderung für die französische Literatur hat ihn nicht gehindert, das französische Heer bei Roßbach zu schlagen, und es war doch besser, daß er die deutsche Literatur verachtet und bei Roßbach gesiegt hat, als wenn es umgekehrt gegangen wäre. Durch das, was Friedrich war, ein großer Heldenkönig, durch den Eindruck seiner Person und Thaten, hat er der deutschen Literatur weit mehr genützt, als wenn er sie gepflegt, bezahlt, selbst statt französischer Gedichte deutsche gemacht und der Karsschin mehr als zwei Thaler geschenkt hätte.

Die Herzen öffneten sich den Eindrücken einer heroischen Gegenwart. Welche Phantasie hätte auch jenem Eindruck widerstehen können, den die Kunde von dem Heldentode Schwerins in der Schlacht bei Prag hervorbringen mußte: wie der linke Flügel der Preußen zu weichen beginnt und der siebenjährige Feldmarschall die Fahne ergreift, vorangeht und bei den ersten Schritten von Kartätschen zu Boden gestreckt wird! Hören wir nur, welchen poetischen Widerhall der siebenjährige Krieg in unsrer Dichtung hervorrief: „den Schlachtgesang“ eines preußischen Grenadiers nach dem Siege von Lwowitz:

Was helfen Waffen und Geschütz  
Im ungerechten Krieg?  
Gott donnerte bei Lwowitz,  
Und unser war der Sieg!

Und das Siegeslied nach der Schlacht von Prag mit der Verherrlichung Schwerins:

Victoria, mit uns ist Gott,  
Der stolze Feind liegt da!  
Er liegt, gerecht ist unser Gott,  
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,  
Jedoch er starb als Held,  
Und sieht nun unser Siegesheer,  
Bom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,  
Voll Gott und Vaterland!  
Sein alter Kopf war kaum so weiß,  
Als tapfer seine Hand.

Mit muntreer jugendlicher Kraft  
Ergriff er eine Fahne  
Und hielt sie hoch an ihrem Schaft,  
Daß wir sie alle jahnen.

Und sagte: „Kinder, Berg hinan!  
Auf Schanzen und Geschütz!“  
Wir folgten alle Mann für Mann,  
Geschwinder, wie der Blitz.

Ach, aber unser Vater fiel,  
Die Fahne fiel auf ihn,  
O welch glorreiches Lebensziel,  
Glückseliger Schwerin!

Welche natürliche Siegesgewißheit im Vertrauen auf den großen König erfüllt die letzten Worte des Liedes:

Und weigert sie auf diesen Tag  
Den Frieden vorzuziehn,  
So stürme Friedrich erst ihr Prag  
Und dann führ' uns nach Wien!

Der Grenadier, der diese Lieder sang, war Gleim, der Anakreontiker! die Ländeleien waren verstummt, die Heldenthaten der Zeit weckten deutschen Heldengesang. Lessing gab die beiden Lieder in eine Zeitschrift und ließ die Bemerkung vorausgehen: „sie könnten beide weder poetischer noch kriegerischer sein, voll der erhabensten Gedanken in dem einfältigsten Ausdruck“. Als er ein Jahr später (1758) den Vorbericht zu den Kriegsliedern des Grenadier schrieb, wollte er vor allem ihren nationalen Charakter erkannt und beherzigt wissen: sie sind nicht nach dem Vorbilde römischer oder griechischer Dichter, sie sind preussisch. Wie hatte man sich früher mit solchen Vergleichen gütlich gethan, bald sollte oder wollte einer der deutsche Dvid, bald der deutsche Horaz, sogar der deutsche Pindar sein. Dieser Grenadier, so urtheilte Lessing, ist kein deutscher Horaz, kein deutscher Pindar, nicht einmal ein deutscher Tyrtäus, denn die heroischen Gesinnungen sind einem Preußen eben so natürlich als einem Spartaner!

Mit dem nächsten Jahre begannen die Briefe über die neueste Literatur, die Nicolai herausgab, und deren wichtigste Lessing in den Jahren 1759 und 1760 schrieb. In diesen Briefen sollte die deutsche Literatur während des siebenjährigen Krieges besprochen werden; man dachte sich einen verwundeten Offizier im Feldlager, der auf diesem Wege von den geistigen Erlebnissen der Kriegszeit Kunde erhalten sollte. Es war Lessings Gedanke. „Wie leicht“, sagte er, „kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an ihn gerichtet sein“. Kleist fiel in demselben Jahr bei Rümelsdorf und starb den Heldentod, wie er es gewünscht hatte, denn er konnte sich nicht tapfer genug sein. „Er wollte sterben“, sagte Lessing, von Schmerz erschüttert, wie er den Tod dieses Mannes erfuhr, der zu seinen liebsten Freunden gehörte. Als Kleist in Leipzig die Lazarethe verwalten mußte, während er sich nach der Feldschlacht sehnte, hat ihn Lessing oft mit dem Worte Xenophons getröstet: „Die tapfersten Männer sind auch die mitleidigsten“. Wenn ich mir Kleists Gemüthsart vergegenwärtige, in der sich der Poet mit dem Helden vereinigte, seine Tapferkeit, sein Mitleid, seine Freigebigkeit, die sich auch gegen Lessing bewies, so zweifle ich nicht, daß dem letzteren das Bild dieses Freundes vorichwebte, als er den Charakter Tellheims dichtete.

## III.

In dem berühmtesten jener Literaturbriefe, dem siebzehnten, hatte Lessing das nationale, von aller fremdländischen Renaissance freie, echt deutsche Drama gefordert und auf den Faust hingewiesen. Aber die Dichtung, welche diese Aufgabe lösen sollte, mußte sein wie die schicksalsvolle Zeit selbst und gegenwärtig wie der Tag. Mitten unter den Eindrücken des siebenjährigen Krieges, dessen letzte Jahre Lessing in Breslau an der Seite des Generals Tauenzien zubrachte, entstand „Minna von Barnhelm“; er dichtete den Entwurf unmittelbar nach dem Frieden von Hubertsburg (15. Februar 1763) an einem heiteren Frühlingmorgen in einem Breslauer Garten, er hat das Stück in Berlin unter den Augen seines Freundes Ramler ausgeführt und erst im Jahre 1767 veröffentlicht. Wollen wir die ungeheure Umwandlung, die der siebenjährige Krieg in unserer Literatur und Dichtung hervorgebracht hat, an Lessings eigenen Werken erkennen, so ist nichts sprechender und bemerkenswerther, als diese Folge seiner dramatischen Dichtungen: vor dem Ausbruche des Krieges die empfindsame Sara Sampson, während desselben der kriegerische Philotas, nach dem Ausgange Minna von Barnhelm!

Niemand hat den Einfluß jener gewaltigen Zeit auf unsere Dichtung richtiger und treffender gewürdigt als Goethe im siebenten Buche seiner Lebenserinnerungen. „Der erste wahre und eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker

und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen“. „Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt“. „Eines Werkes aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, muß ich vor allen ehrenvoll erwähnen: es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Inhalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, *Minna von Barnhelm*“. „Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete“.

Lessing selbst fühlte, daß diese Dichtung seine entscheidende That sei. „Ich brenne vor Begierde“, schrieb er den 20. August 1764 an Kramler, „die letzte Hand an meine *Minna von Barnhelm* zu legen. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiel nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projecten ist. Wenn es nicht besser als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben“. — Zu jenen Kriegsliedern und diesem Lustspiel, die aus der Zeit des siebenjährigen Krieges unmittelbar hervorgegangen sind, möchte ich noch ein Gedicht fügen, eine unserer besten Balladen, deren tragische Erzählung sich von dem Hintergrunde des vollendeten Krieges stimmungsvoll abhebt: „Er war mit König Friedrichs Macht gezogen in die Prager Schlacht und hatte nicht geschrieben, ob er gesund geblieben“.

## IV.

Die Schicksalswechsel der Kriege bewegen nicht bloß die Loose der Fürsten, Staaten und Völker, sondern erschüttern auch das Dasein der Einzelnen bis in die kleinsten verborgensten und spurlosen Verhältnisse, die der historischen Forschung nicht mehr bemerkenswerth scheinen; aber gerade in dem Genrebild der Privatgeschicke, die mitten unter den großen Weltveränderungen erlebt werden, erscheinen die Züge der Zeit in einer so greifbaren und eindringlichen Form, daß der Dichter, der diese Gegenwart dramatisch fassen will, hier eine Menge der fruchtbarsten Motive findet. Der siebenjährige Krieg, der die deutschen Völkerzustände in einen so gewaltigen Aufruhr brachte, griff auf mannichfaltigste Art umgestaltend in das Dasein der Familien und Individuen, und es gingen jähe Lebenswandlungen aus ihm hervor, deren Kunde von Mund zu Mund lief und sich sagenhaft verbreitete. Man hörte von einer Menge plötzlich emporgestiegener, plötzlich zerstörter Existenzen. In den preussischen Freibataillonen, die nach dem Frieden entlassen wurden, waren tapfere, durch Kriegsthaten ausgezeichnete

Offiziere, deren sich manche aus niederem Stande aufgeschwungen hatten und nun durch ihre Verabschiedung wieder in Dunkelheit und Elend versanken. Ein solcher Offizier war, wie man sich erzählte, vor den Feldzügen Mühlknappe gewesen und hatte sich auf dem Schlachtfelde den Orden pour le mérite verdient; er mußte nach seiner Entlassung den alten Dienst wieder aufsuchen und schickte dem Könige den Orden zurück, damit das glänzende Ding nicht bestaubt werden möge. Ein anderer war zum Schmiedehandwerk zurückgekehrt und verleugnete sich dem General, der ihn Pferde beschlagen sah und einen tapferen Rittmeister in ihm wiedererkannte. Eines der merkwürdigsten Schicksale hatte ein ungarischer Husar erlebt, der einst in der Schlacht bei Mollwitz im Begriff stand, den König gefangen zu nehmen; Friedrich rief ihm zu: „Ich bin der König, geh' mit mir!“ Der Husar gehorchte, trat in die Dienste des Königs und brachte es in der Folge durch seine Tüchtigkeit bis zum Reiteroberst und General. Sein Name heißt Paul Werner. Wir sehen einen Sagenkreis vor uns, in dem einige der Motive enthalten sind, die Lessing in seiner Dichtung benützt hat. Tellheim, der Held seines Stückes, ist der verabschiedete Major eines Freibataillons, sein treuester Freund und Kriegskamerad ist der Wachtmeister Paul Werner. Die Mutter des Philosophen Garve wollte von Lessing selbst gehört haben, daß sich etwas Aehnliches als die Geschichte seines Stückes in dem Breslauer Gasthause zur goldenen Gans wirklich zugetragen habe.

Bergegenwärtigen wir uns den Gang der Begebenheiten oder die Fabel, die Lessing seinem Stück zu Grunde gelegt hat; galt ihm doch die Erfindung der Fabel des Dramas hier, wie überhaupt, für die wesentlichste Aufgabe des Dichters.

Tellheim, ein junger reicher Edelmann kurländischen Geschlechts, tritt unter die Fahnen Friedrichs, nicht aus Liebe zum Kriegshandwerk, dessen Unmenschlichkeiten er verabscheut, sondern aus Begeisterung für die Person und Sache des großen Königs, aus Neigung zur Gefahr, aus hochherziger, tapferer Gesinnung. Er zeichnet sich aus und wird Major. In den sächsisch-thüringischen Winterquartieren erhält er den Befehl, von den Ständen mit aller Strenge eine hohe Kriegsteuer einzutreiben, die auf sein Bitten im äußersten Nothfall auf ein geringeres Maß, dessen Minimum ihm vorgeschrieben wird, soll herabgesetzt werden dürfen. Da die Stände unmöglich sind, eine größere Steuerlast zu tragen, gewährt ihnen Tellheim die niedrigste Forderung; da sie auch diese nicht vollständig leisten können, deckt er aus eigenen Mitteln durch einen Vorschuß von 2000 Pistolen die fehlende Summe. Bei Zeichnung des Friedens will er seine noch ausstehende Forderung unter die Kriegsschuld aufnehmen lassen. Man anerkennt die Wechsel, aber verdächtigt den Inhaber, als ob dieser sie nicht gegen baaren Vorschuß empfangen, sondern als Belohnung dafür genommen habe, daß er die Kriegsteuer auf das niedrigste Maß herabgesetzt. Er ist der Bestechung verdächtig. Die Generalkriegskasse soll die Sache genau unter-

suchen, und bevor sie im Reinen ist, darf Tellheim, durch schriftliches Ehrenwort gebunden, die Hauptstadt nicht verlassen. Er gehört unter die vielen Offiziere, die nach dem Frieden entbehrlich geworden und verabschiedet sind. Eine Schußwunde hat ihm den rechten Arm gelähmt, sein Vermögen ist verloren, seine Ehre gekränkt, die Dienerschaar verschwunden, die den reichen Mann früher umgeben: Kammerdiener, Jäger, Kutscher und Läufer: der erste hat sich mit der Garderobe des Herrn aus dem Staube gemacht; der zweite ist mit dem letzten Reitpferde auf und davon geritten; der Jäger karrt in Spandau, weil er Soldaten zur Desertion verleitet hat, und der Läufer ist als Trommelschläger in ein Garnisonregiment gesteckt worden, weil er den Major betrogen und die nichtswürdigsten Streiche begangen. Nur einer, sein Reitknecht Just, ist ihm treu geblieben. Der tapfere Wachtmeister Paul Werner, der im Kriege ihm zweimal das Leben gerettet, lebt jetzt im Besitz eines dörflichen Freiguts in seiner Nähe. Nach so bitteren Erfahrungen erwartet Tellheim in der Verborgenheit eines Berliner Gasthauses den Ausgang seiner Sache, um so stolzer, je größer sein Elend ist; er hat sich auf seine Art heroisch gefaßt und ohne ein Wort der Klage, ohne ein Zeichen seiner Seelenkämpfe dem höchsten Glücke entsagt: dem Besitz seiner Braut.

Jene hochherzige That in Thüringen hatte das Herz eines jungen Mädchens, einer der reichsten Erbinnen des Landes von edler Abkunft, für Tellheim gewonnen, noch bevor sie ihn kannte. Um den Mann zu sehen, der so großmüthig handeln konnte, geht Minna von Barnhelm uneingeladen in eine Gesellschaft, wo sie ihn findet. Schnell erkennen sich die beiden, durch ihre Denkart verwandten, durch ihre Gemüthsart zur schönsten wechselseitigen Ergänzung bestimmten Naturen. Schicksalsvolle Zeiten steigern die Gefühle und beschleunigen die Entschlüsse. Tellheim ist Minnas Bräutigam, als er die thüringischen Quartiere verläßt; das Zeichen ihrer Verlobung sind zwei einander völlig gleiche Brillantringe. Sehnsüchtig erwarten beide das Ende des Krieges, um sich ganz gehören zu können; endlich schreibt Tellheim: „Es ist Friede, und ich nähere mich der Erfüllung meiner Wünsche“. Plötzlich verstummen seine Briefe. Monate lang harret Minna vergebens auf Nachrichten; dann faßt sie den schnellen und kühnen Entschluß, selbst ihn zu suchen. Begleitet von ihrem Kammermädchen Franziska, ihrer Gespielin und Freundin, und unter dem Schutze ihres Oheims, des Grafen Bruchsal, eines sächsischen, preußenfeindlichen Edelmannes, der während des Krieges in Italien gelebt hat und erst nach dem Frieden zurückgekehrt ist, reist sie nach Berlin, wo sie noch vor dem Grafen eintrifft, den ein kleiner Reiseunfall auf der letzten Station zurückgehalten. Hier führt sie der Zufall in dasselbe Gasthaus, wo Tellheim mit seinem Diener Just in ärmlicher Zurückgezogenheit lebt. Der Wirth zum „König von Spanien“ schätzt seine Gäste nur nach dem Gelde, und die vornehme Dame mit Kammermädchen und zwei Dienern ist ihm natürlich mehr werth, als der Major, der seit einiger Zeit die Rechnung nicht mehr bezahlt hat. Seine Wohnung wird

sofort der Dame eingeräumt und er selbst, abwesend und ungefragt, in schlechteren Räumen untergebracht. Nach einer solchen Behandlung will Tellheim nicht einen Augenblick länger in dem Gasthause bleiben und läßt, um seine Schuld bezahlen zu können, durch Zufall sein letztes und theuerstes Gut, den Verlobungsring, verpfänden, der nun in die Hände des Wirths gelangt und dem Fräulein gezeigt wird, die in der Hoffnung, etwas von Tellheim zu erfahren, sich nach dem Offizier erkundigt, der (freiwillig, wie sie glaubt), ihr sein Zimmer überlassen. Bei dem Anblick des Ringes erkennt Minna, daß jener Offizier Tellheim selbst. Der Bräutigam ist wiedergefunden, das erste Ziel glücklich erreicht, aber bei weitem nicht das letzte.

Jetzt gilt es, den Entschluß Tellheims zu besiegen, der bereit ist, jedes Glück ihr zu opfern, jedes Unglück mit ihr zu theilen, nur nicht das seinige: ein Bettler, ein Krüppel, ein bescholtener an seiner Ehre gekränkter Mann, wie er sei, dürfe nicht daran denken, der Gemahl einer Minna von Barnhelm zu werden! Opfer zu bringen, kostet ihm gar nichts, Opfer anzunehmen ist ihm unmöglich: dazu ist er zu stolz und zu zartfühlend. Vergebens bietet Minna alle Ueberredungskunst ihrer innigen Liebe, ihrer klaren und heiteren Gemüthsart auf, um seinen Sinn zu ändern, seine Schwermuth zu verschrecken, ihn zu überzeugen, daß ihr ganzes Glück darin bestehe, sein Unglück zu theilen; daß seine stolze Entsagung ihr Qualen bereite, daß aus gekränktem Ehrgefühl er nicht bloß ihr Glück zerstöre, sondern auch ihre Ehre verlese. Jedes ihrer Worte rührt ihn tief und läßt ihn seinen Vorsatz bis zur Verzweiflung schmerzlich empfinden, aber nichts vermag den gefaßten Entschluß zu erschüttern. Nur eine günstige Wendung seines Schicksals könnte helfen: nicht die bloße Niederschlagung der Sache, sondern die ehrenvollste Wiederherstellung.

Aber bevor diese Wendung wirklich eintritt, siegt Minna durch List über Tellheims stolze, schwermüthige und verkehrte Entsagung; sie kennt ihn genau und weiß ihn zu lenken. Wäre sie nicht die reiche, vornehme, beneidenswerthe Erbin, sondern arm und verlassen, so würde keine Macht der Welt diesen Mann hindern, ihr Schicksal zu theilen und ihren Besitz als höchstes Gut zu fordern; er würde an der Wahrheit ihrer Liebe irre werden, wenn sie im Unglück seine Hand ablehnen wollte, weil sie es nicht über sich bringen könne, ein so großmüthiges Opfer anzunehmen. Und doch würde die Geliebte nichts anderes thun, als er so eben gethan hat; sie würde gegen ihn nur dieselbe vermeintliche Entsagungspflicht zu üben scheinen, die sein Verhalten ihr gegenüber bestimmt. Eine solche Art der Vergeltung wird zugleich die heilsamste Kur sein. Tellheim kann über seine edel gedachte, aber falsch empfundene Handlungsweise nicht schneller und gründlicher aufgeklärt werden, als wenn Minna den weiblichen Tellheim spielt. Sie ist nicht mehr die gute Partie, sondern ein armes, von ihrem preußenseindlichen Oheim um ihrer Liebe willen enterbtes Mädchen, ein verlaufenes sächsisches Fräulein, das zu ihrem Bräutigam flieht, um in seinen Armen

Schutz und Heimath zu suchen. Und von diesem Bräutigam muß sie hören: es sei nichtswürdig, wenn ein Mann, den das Unglück verfolge, sich nicht schäme, sein ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit einer Frau zu verdanken. Damit ist ihr Urtheil gesprochen: sie müßte ja eine nichtswürdige Creatur sein, wenn sie in ihrem Glende ihr ganzes Glück von der blinden Zärtlichkeit Tellheims annehmen wollte. Jetzt spielt sie die tief gekränkte, in ihrer Würde beleidigte Frau, sie giebt ihm den Verlobungsring zurück und fordert den feinigten. In Wahrheit ist es der von ihm verpfändete, von ihr eingelöste Ring, den sie ihm wiedergiebt, indem sie ihn zurückfordert: sie erneuert den Liebesbund, während sie thut, als ob sie ihn auflöse. Seine Bitten und Bethenerungen bleiben fruchtlos. Ein königliches Handschreiben bringt ihm die ehrenvollste Wiederherstellung. Der gerechte König gewährt ihm eine Genugthuung, die nicht größer sein kann, er wünscht auch seine Dienste wieder: „Ich möchte nicht gern einen Mann Curer Bravour und Denkmalsart entbehren“. Mit Freuden will er die glänzende militärische Laufbahn, die sich vor ihm eröffnet, für die Geliebte aufgeben, aber sie darf, seinem Vorbilde gemäß, kein solches Opfer annehmen und besteht auf der Rückgabe seines Ringes. Tellheim ist so benommen und so geradsinnig, daß er das Spiel mit dem Ringe nicht merkt und keinen der Winke versteht, die ihn auf die Spur bringen wollen. Wie er erfährt, daß der verpfändete und zurückgeforderte Ring bereits durch Minna eingelöst sei, glaubt er, sie habe ein grausames und arglistiges Spiel mit ihm getrieben, den Bruch gewollt und darum den Ring an sich gebracht. Da meldet man die Ankunft des gräßlichen Oheims, den Tellheim noch immer für Minnas Verfolger hält. Seine empörten Empfindungen schweigen und der ritterliche Mann ist sogleich bereit, die verlassene Frau zu beschützen.

Es ist des Spieles genug. Schnell klärt sich Alles auf mit wenigen Worten. Die Liebenden haben sich zum zweiten male und für immer gefunden: der preußische Major und das sächsische Edelfräulein. „O boshafter Engel!“ ruft Tellheim, „mich so zu quälen!“ Minnas heitere Antwort erklärt die heilsame Rolle, die sie gespielt, und warnt den geliebten Mann vor einer solchen Wiederholung: „Dieses zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich spielen sollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen spiele. Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequält hatten?“ Und wenn Tellheim entgegnet: „O Komödiantinnen, ich hätte euch doch kennen sollen!“ so wird mit diesem Wort eines der Motive bezeichnet, die das Stück zu einem „Lustspiel“ gemacht haben.

## V.

Wir haben den Gang der Begebenheiten erzählend dargestellt, damit im Unterschiede davon der Gang der Handlung in der dramatischen Composition um so besser einleuchte. Daß wider den Bund der Liebenden sich in den Schicksalen und dem Charakter Tellheims Hindernisse erhoben haben,

die er nicht überwinden kann und welche durch sie besiegt werden müssen: darin liegt der Knoten unseres Dramas. Er ist geschürzt, sobald Minna ihren Bräutigam wieder gefunden und die Beweggründe entdeckt hat, die ihn zur stillen Entfagung genöthigt. Damit ist das Problem entwickelt, welches die weitere Handlung zu lösen hat. In der Auseinandersetzung dieses Problems besteht die Exposition unseres Dramas; sie bildet das Thema der beiden ersten Acte; am Ende des zweiten liegt die Sache, um die es sich handelt, die dramatische Aufgabe offen am Tage, ihre Lösung wird im dritten vorbereitet, im vierten begonnen und im fünften vollendet. Die Einheit der Handlung ist unterstützt durch die des Orts und der Zeit: der Ort, wo sie vor sich geht, ist das Berliner Gasthaus zum König von Spanien, die Zeit der 22. August 1763.

Bekanntlich hat Goethe in den beiden ersten Acten unseres Stückes die unerreichte Kunst des Motivirens bewundert und darum die Exposition der Minna von Barnhelm, die er an Meisterschaft nur mit der des Tartuffe zu vergleichen wußte, sich zum Vorbilde dienen lassen. Wir wollen diese meisterhafte Exposition zu erleuchten suchen, indem wir zeigen, welche Aufgabe hier zu lösen war, und wie Lessing dieselbe gelöst hat.

Minna von Barnhelm sucht ihren Bräutigam, von dem sie seit Monaten nichts mehr gehört, und findet ihn in einem Berliner Gasthause wieder: dies ist die erste zu motivirende Handlung. Da sie ihn sicher zu finden wissen wird, wo er auch ist, so hat der Zufall, der sie in dasselbe Gasthaus führt, keine weitere dramatische Bedeutung. Aber es ist eine sehr gewagte Situation, die an sich den Charakter des Komischen trägt, wenn eine Dame ihrem abhanden gekommenen Bräutigam nachläuft. Hätte uns Lessing eine solche lächerliche Begebenheit vorsühren wollen, so konnte er sein Lustspiel damit eröffnen; er hat es nicht gethan, sondern Minna von Barnhelm erst im zweiten Act auftreten lassen, nachdem wir aus dem Gange des ersten den Mann ihrer Liebe kennen und dadurch verstehen gelernt, daß sie bis ans Ende der Welt reisen würde, um ihn wiederzufinden. Jede Art der Untreue und des Flattergeistes ist von dem Charakter Tellheims ausgeschlossen, es konnte nur Unglück sein, das ihn verstummen ließ, Schicksalsstürme, die ihn betroffen haben, und deren Ungemach er allein tragen will. Jene großherzige Gesinnung, die ihn vermocht hat, in den Krieg zu ziehen im Dienste des ersten Heldenkönigs der Zeit, ist aus den Kämpfen noch gestärkter und gestählter hervorgegangen. In jeder Art der Selbstverleugnung eifern, in jedem Mitgefühl für die Leiden Anderer hingebend und zart, vereinigt Tellheim die menschlich schönsten Empfindungen und die soldatisch tüchtigsten Eigenschaften, das weiche menschenfreundliche Herz und die kriegerische Zucht so ungesucht und eindrucksvoll, daß er auf seine Untergebenen, wenn sie nicht ganz verdorbene Naturen sind, einen unwillkürlichen Zauber ausübt, der sie mit schwärmerischer Anhänglichkeit, mit unbedingter Treue und Hingebung an seine Person fesselt.

Diesen Mann schildern heißt Minnas Handlungsweise motiviren. Er soll uns dramatisch geschildert werden: nicht so, daß wir ihn etwa nur von Andern rühmen und loben hören, sondern so, daß wir als Augenzeugen erfahren, wie er ist und handelt. Und bevor wir ihn selbst sehen, läßt uns der Dichter den einfachen, gleichsam elementaren Eindruck seiner Person in der Seele seines letzten Dieners, einer rohen, unverdorbenen Natur erleben. Dieser Eindruck soll Tellheims dramatischer Vorbote sein und zugleich dem Zuschauer die Situation enthüllen, womit die Handlung beginnt. Der Major ist des Abends vorher von einem Ausgange zurückgekehrt und während seiner Abwesenheit von dem habgierigen Wirth ausquartiert worden; sofort verläßt er das Haus und campirt die Nacht, als ob er noch im Felde wäre, im Freien. Just wartet im Wirthshausjaale die ganze Nacht auf seinen Herrn und möchte am liebsten auch nicht schlafen, er ist außer sich vor Empörung und Mitleid: „Meinen Herrn aus dem Hause stoßen, auf die Straße werfen! Meinen Herrn! so einen Mann, so einen Offizier! Einen Offizier, wie meinen Herrn!“ Wie ihn der Schlaf übermannt, träumt er; sein einziger Gedanke ist Rache an dem niederträchtigen Wirth. Wenn er ihn nur prügeln könnte! Wie er träumt, prügelt er ihn, er knurrt förmlich im Schlaf. Mit diesem Traum des Dieners eröffnet der Dichter sein Stück, mit diesen Worten des schlafenden Just: „Schurke von einem Wirth! Du, uns? Frisch Bruder! Schlage zu Bruder!“ Wie er aufwacht, thut es ihm leid, daß der Traum nicht Wirklichkeit war. „Ich mache kein Auge zu, so schlage ich mich mit ihm herum. Hätte er nur erst die Hälfte von allen den Schlägen!“ Der Wirth kann ihn mit nichts begütigen, er haßt ihn weit mehr, als er selbst mit nüchternem Magen den besten Danziger liebt; bei jedem Glase, das ihm jener einschenkt, denkt Just nur an seinen Herrn; der Schnaps ist gut, „wenn ich heucheln könnte, würde ich für so was heucheln, aber ich kann nicht, es muß raus — er ist doch ein Grobian, Herr Wirth!“ Dieser treue Mensch, roh und plump, wie er ist, fühlt nur für seinen Herrn; er haßt auch die vornehme Dame, die dem Major das Zimmer genommen hat, er verhält sich zu Tellheim, wie der Pudel, dem er das Leben gerettet, zu ihm: er kann ohne seinen Herrn nicht leben. Drastischer und für die Vorstellung, die wir von Tellheim gewinnen sollen, wirksamer konnte das Stück nicht beginnen.

Während sich Just mit dem Wirth heranzankt, kommt der Major. Wir sind auf seine Erscheinung vorbereitet und finden sie unsrer Erwartung gemäß: ein solcher Herr, wie Just gesagt hat, ein solcher Offizier! Er gebietet dem Diener Schweigen; kurz und ohne jede Erregung erklärt er dem Wirth, daß er bezahlt werden soll und daß er selbst suchen werde, wo anders unterzukommen. Die 500 Thaler, die ihm der Wachtmeister gebracht mit dem Wunsch, daß er sie brauche, rührt er nicht an; er ist so arm, daß er auch den letzten einzigen Diener nicht mehr bezahlen kann und ihm befiehlt, seine Rechnung zu schreiben.

Da erscheint die Wittve eines seiner Kameraden, des Rittmeisters Marloff, dem Tellheim 400 Thaler geliehen, und der sterbend seiner Frau zur Pflicht gemacht hat, diese Schuld zu tilgen. Die Wittve hat Alles verkauft und bringt das Geld, um die Handschrift einzulösen. Tellheim, selbst im Zustande der größten Noth, erläßt nicht nur die Schuld, sondern verleugnet sie, denn er will der Frau den Dank sparen und weiß, daß Marloff einen Sohn hinterlassen hat. „Wollen Sie, daß ich die unerzogene Waise meines Freundes bestehlen soll?“ Die Wittve versteht seine Absicht; in den Worten, die sie erwidert, reden die ergreifenden Schicksale des Krieges: „Verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten annehmen muß“. Sie kann dem edlen Manne, der das Vatergefühl nicht kennt und in der Seele einer Mutter empfindet, nicht rührender danken: „Woher wissen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn thut, als sie für ihr eigenes Leben thun würde?“ — Wie sie ihn verlassen hat, nimmt Tellheim den Schuldschein aus seiner Brusttasche, um ihn zu vernichten. Dies Alles geschieht auf die natürlichste Art, ohne jede großmüthige Wallung, ohne jedes Aufgebot einer Empfindung, die ihm selbst edel erschiene; anders zu handeln ist bei seiner Art unmöglich. „Armes braves Weib! Ich muß nicht vergessen, den Bettel zu vernichten!“ Diese kleine Scene machte auf das Publicum, dem die Schicksale der Soldatenwittwen tausendfach vor Augen standen, einen erschütternden Eindruck. Als Minna von Barnhelm zum ersten Mal in Berlin aufgeführt wurde\*), brach in dem vollen Hause ein Sturm des Beifalls aus, wie Tellheim die Worte sagte: „Armes braves Weib!“

Durch die Scene mit der Marloff weicher gestimmt, empfängt Tellheim die geforderte Rechnung, die Just unter Thränen geschrieben. „Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr; ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben, aber ich hätte mir eher den Tod als meinen Abschied vermuthet“. Er soll den Major verlassen, der ihm lauter Wohlthaten erwiesen, alle Kosten seiner Krankheit bezahlt, seinem abgebrannten und geplünderten Vater Geld geliehen und zwei Beutepferde geschenkt hat; er soll Geld von ihm nehmen, während, Alles gerechnet, er vielmehr seinem Herrn noch 91 Thaler 16 Groschen 3 Pfennige schuldet. Der Herr möge ihn nur in seiner Nähe dulden, wie er den Pudel, den er aus dem Wasser gezogen und der ihm nicht mehr vom Leibe geht. „Er springt vor mir her und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund“. Dieses Wort rührt Tellheims Herz, dieser Ausdruck der Treue. „Nein, es giebt keine völligen Unmenschen!“ sagt er zu sich und zu dem Diener: „Just, wir bleiben beisammen“. Er befiehlt ihm den Ring zu verpfänden, die Rechnung zu zahlen und seine Sachen in das wohlfeilste Gasthaus, gleichviel welches, zu schaffen; Tellheim selbst denkt

\*) Den 21. März 1768; sie mußte zehnmal nach einander wiederholt werden.

nur an zwei Dinge, die nicht vergessen werden sollen: seine Pistolen und „noch eins, — nimm mir auch deinen Pudel mit, hörst du, Just!“ Der große Schauspieler Schröder erzählt von Ekhof: „Es lag eine Welt von Ausdruck in seiner Rede, wenn er als Tellheim die Worte sprach: „nimm mir auch deinen Pudel mit, hörst du, Just!“

Es fehlt in dem Bilde Tellheims, das wir in dramatischer Ausprägung empfangen sollen, bevor Minna von Barnhelm erscheint, noch ein Zug. Wir glauben dem treuen Just, daß es in der Welt keinen besseren Herrn giebt; wir empfinden mit der Wittwe Marloff, daß niemand großmüthiger und zarter handeln kann, als Tellheim; dem Wirth gegenüber ist er stolz und kurz gebunden; auch haben wir nebenbei bemerken können, daß er für das gewöhnliche Leben sehr unpraktisch ist: er läßt seine Habseligkeiten in einen anderen Gasthof schaffen und kümmert sich weder um das Haus noch die Sachen, er denkt nur an zwei Dinge, die ihm nachträglich einfallen und für seine gegenwärtige Lage die unnützeften sind: seine Pistolen und Justs Pudel! Wir wollen mit dieser Bemerkung die Sorgen beschwichtigen, die sich wegen der Pistolen einige Erklärer gemacht haben: daß sich der Mann nur nicht erschießt! Sorgen, die eben so unnütz sind, als für Tellheim selbst in diesem Augenblick die Pistolen.

Damit uns nichts von der Kunst des motivirenden Dichters entgehe, möge auch das kleine Selbstgespräch Justs, nachdem ihn Tellheim verlassen, wohl beachtet werden. Wie hat es Lessing verstanden, hier mit ein paar Worten das Hauptmotiv, welches den Knoten des Dramas bilden soll, anzudeuten und zugleich den Fortgang der Handlung vorzubereiten. Just hat von seinem Herrn den kostbaren Ring erhalten mit dem Befehl, ihn zu verpfänden. Es muß mit dieser Kostbarkeit eine eigene Bewandniß haben, denn Tellheim sagt: „ich hätte nie geglaubt, einen solchen Gebrauch von ihr zu machen“. Nun wundert sich Just nicht bloß, daß der Herr solch einen kostbaren Ring besitzt, sondern noch über einen andern Umstand: „Und trug ihn in der Tasche anstatt am Finger!“ Es ist der Verlobungsring, den Tellheim nicht mehr als Zeichen der Verlobung trägt: so fest steht sein Entschluß der Entsagung! Und was thut Just mit dem Ringe, den er verpfänden soll? „Bei ihm, bei ihm selbst will ich dich versetzen, schönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert sich, daß du in seinem Hause nicht ganz sollst verzehrt werden!“ Kann er den Schurken von Wirth nicht prügeln, so will er ihn doch ärgern. So kommt der Ring auf die natürlichste Art zu dem Gastwirth und nimmt seinen Weg in die Hand des Fräuleins, durch die er in die Hand Tellheims zurückkehren soll.

Aber der Zug in Tellheims Charakterschilderung, der uns noch fehlt! Ein solcher Herr, ein solcher Mann, sagt Just, ein solcher Offizier! Von seiner kriegerischen Tüchtigkeit, von dem heldenmüthigen tapfern Major, dem Vorbilde seiner Soldaten in der Schlacht, werden wir aus seinem eigenen Munde keine Silbe hören; diesen Zug kann uns weder sein Diener noch

die Wittve seines Kameraden, sondern nur ein Soldat schildern, der unter ihm gedient, ihn gesehen hat und für den Helden Tellheim schwärmt: Paul Werner, der kriegslustige Wachtmeister! Ich glaube, der Mann weiß, daß sein Namensvetter Oberst geworden ist; er könnte es auch noch werden, wenn der Hubertsburger Frieden nicht wäre! Jetzt sitzt er auf seinem Bauerngut und denkt nur an den Krieg und den Major Tellheim; am liebsten erzählt er die Affaire bei den Razenhäusern, die Just schon so oft von ihm gehört hat, daß er dem Wachtmeister in die Rede fällt: „soll ich dir die erzählen?“ Seit dem verwünschten Frieden sind die Kriegsaussichten in der Nähe geschwunden, aber unser Wachtmeister hat die Zeitungen studirt, natürlich nur die Kriegsberichte, und gelesen, daß der Fürst von Georgien gegen die Türken ziehen wird. „Gott sei Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg ist!“ Um die Einzelheiten kümmert er sich nicht weiter. „Der Prinz Heraklius“ (Trakli) war schon Herr von Georgien und hatte sich von Persien unabhängig gemacht. Das heißt bei unserem Wachtmeister: „er hat Persien weggenommen!“ Jetzt will er die Türken bekriegen, die Pforte, wie in der Zeitung steht. Damit nimmt es Paul Werner etwas zu buchstäblich und etwas zu eilig: „er wird nächster Tage die ottomanische Pforte einsprengen!“ Auch über den Schauplatz ist er nicht genau orientirt; genug es ist Krieg in weiter Ferne, wo Geographie und Geschichtskunde des Wachtmeisters aufhören. Krieg ist sein Element, das er in Persien sucht, wenn er es in Preußen und der Umgegend nicht mehr findet. Sein Freigütchen hat er verkauft und hält sich marschfertig; das Geld bringt er seinem Major, der damit machen soll, was er will; das Beste wäre, er ginge mit nach Persien. „Bis! Der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben, wenn er auch schon seinen gewesenen Wachtmeister Paul Werner nicht kennt“. Dieses eine Wort sagt mehr als alle Lobpreisungen der Kriegsthaten Tellheims. Es ist ein feiner wohlthuender Zug unseres Stückes, daß es gar nichts von soldatischen Prahlereien nach Art der Maskenkomödie enthält, nicht einmal die Affaire von den Razenhäusern darf der Wachtmeister erzählen. Und daß Tellheim einer der tapfersten Helden in der Schlacht war, glauben wir dem braven Werner auf dieses eine so naiv empfundene, so überzeugungsvolle Wort: „Der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben!“ Jetzt wundert es mich gar nicht mehr, und ich verstehe es noch besser als zuvor, daß Tellheim, wie er seine Sachen ausräumen läßt, selbst an nichts denkt als an die Waffen; mag Just liegen lassen, was er vergißt, aber die Pistolen soll er mitnehmen!

## VI.

Der Auftritt zwischen Just und Werner ist die Schlussscene des ersten Actes. Wir sind durch die lebendigste dramatische Schilderung über die Lage und den Charakter Tellheims völlig im Klaren und wünschen einen Schutz-

engel herbei, der dem guten, hochherzigen, tapferen, unglücklichen, in der Sorge für sein eigenes Wohl nachlässigen und thatlosen Mann die hilfreiche Hand reiche. Jetzt erst erscheint Minna von Barnhelm.

Das Gespräch zwischen ihr und Franziska, womit der zweite Act beginnt, ist das Muster eines Lessing'schen Dialogs. Der Dichter war seiner dialogischen Kunst, wie alles dessen, was er that, sich vollkommen bewußt; er macht einmal die überraschend wahre Bemerkung, daß die unwillkürlichen Bilder und Metaphern, die ein Gespräch hervorrufen, auch häufig die ungefügten Mittel sind, die es leicht und zwanglos fortleiten\*). Verweilen wir mit dem Interesse dieser Beobachtung einen Augenblick bei der Composition des Gesprächs, das im Gange unseres Lustspiels uns eben hier begegnet.

Wie leicht und natürlich fließt in dieser weiblichen Plauderei eine Wendung aus der anderen, bis sich der Dialog gleichsam in das Element ergießt, von dem die Herzen erfüllt sind! Minna ist nach einer unruhigen Nacht sehr früh aufgestanden: „Die Zeit wird uns lang werden, Franziska!“ So beginnt das Gespräch. Was ihr die Ruhe gestört hat, war wohl nicht, wie das Kammermädchen aus eigener Erfahrung meint, der nächtliche Lärm der großen Stadt, denn das Fräulein läßt auch das Frühstück unberührt. Um die Langeweile zu vertreiben, bemerkt neckend Franziska, „werden wir uns putzen müssen und das Kleid versuchen, in welchem wir den ersten Sturm geben wollen“. Weiß sie doch, woran ihr Fräulein denkt und worüber sie am liebsten sprechen möchte, ohne den Anfang zu machen. „Was redest Du von Stürmen, da ich blos hier bin, die Haltung der Capitulation zu fordern“. Hier ist das Bild, kriegerisch und militärisch, wie die Zeit. Unwillkürlich erinnert es an den Offizier, der dem Fräulein sein Zimmer geräumt und dafür einen höflichen Dank empfangen hat. Daß er nicht so höflich war, seine Aufwartung zu machen, findet die Kammerjungfer zu tadeln. Wir sind schon an der Stelle, die das Gespräch ungefügt und schnell erreichen mußte, das Bild vom Sturm und der Capitulation hat geholfen; der unhöfliche Offizier erinnert an das Muster des Gegentheils: „Es sind nicht alle Offiziere Tellheims“, erwidert Minna, froh, daß sie von ihm sprechen kann. „Mein Herz sagt mir, daß ich ihn finden werde“. Aber das Herz, entgegnet Franziska, redet uns gewaltig gern nach dem Munde, während sich dieser sehr in Acht nehmen muß, nach dem Herzen zu reden und unsere eigenen Gefühle oder gar Vorzüge zu offenherzig darzuthun. Wo sind wir hingerathen? Von der Hoffnung Minnas auf einen glücklichen Ausgang ihrer Reise in eine wortspielende Plauderei über Herz und Mund, wobei die geschiedte und witzige Franziska eine Reihe Einfälle hat, die mit der Bemerkung enden: „Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt“. Alle ihre Einfälle fließen aus derselben Wendung,

\*) Vgl. „Nord und Süd“ Maiheft: I. Lessing's reformatorische Bedeutung, S. 217.

aus demselben bildlichen Ausdruck, den Minnas frohes Wort: „Mein Herz sagt mir, daß ich ihn finden werde“, hervorrief, ich meine die Entgegnung: „Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem Munde“. Ohne Bild und Metapher: „man glaubt, was man wünscht“. Hätte sich Franziska so ausgedrückt, so waren alle jene Einfälle, die nur aus dem Bilde und der Metapher entsprungen sind, unmöglich, auch der von der Tugend, die man um so weniger hat, je mehr man von ihr redet. „Siehst Du, Franziska!“ ruft das Fräulein, „da hast du eine sehr gute Anmerkung gemacht“. In der Antwort, die das Kammermädchen giebt, belehrt uns der Dichter zugleich über dieses so natürliche und eben gebrauchte Mittel seiner dialogischen Kunst, worauf wir unsere Leser hinweisen wollten: „Gemacht?“ sagt Franziska, „macht man das, was einem so einfällt?“

Die ganze flüchtige Plauderei über Herz und Mund war nur eine scheinbare Digression, womit das Gespräch schnell und spielend von der Erwähnung Tellheims zur Schilderung seines Charakters gelangt ist. „Und weißt du“, fährt das Fräulein fort, „warum ich eigentlich diese Anmerkung so gut finde? Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim. Freund und Feind sagen, daß er der tapferste Mann von der Welt ist. Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören? Er hat das rechtschaffenste Herz, aber Rechtschaffenheit und Edelmuth sind Worte, die er nie auf die Zunge bringt“. Er muß alle Tugenden besitzen, denn er spricht von keiner, eine einzige ausgenommen, die Minna von Barnhelm selbst an ihrem Bräutigam nie bemerkt und, wie mir scheint, nicht ungern vermißt hat: „Er spricht sehr oft von Dekonomie. Im Vertrauen, Franziska, ich glaube der Mann ist ein Verschwender“. Daß es sich aber bei Tellheim mit der Treue ähnlich verhalten könnte wie mit der Sparsamkeit, ist nur der neckende und spielende Einwurf des Kammermädchens, der Minna nicht irre macht. „Noch eins, gnädiges Fräulein. Ich habe ihn auch sehr oft der Treue und Beständigkeit gegen Sie erwähnen hören. Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeist wäre?“ Gerade ein solcher Scherz ist der sicherste Beweis, daß Tellheims Treue und Beständigkeit jeden Zweifel ausschließt. Minnas innere Stimme hat wahr gesprochen: „Mein Herz sagt es mir, daß ich ihn finden werde“. Schon der nächste Augenblick erfüllt ihre Hoffnung. Aus dem Munde des Wirths erfährt sie, daß der aus seiner Wohnung verdrängte Offizier abgedankt und verwundet ist; an dem verpfändeten Ring erkennt sie ihren Verlobten. „Von wem haben Sie den Ring?“ „Von einem sonst guten Mann“, antwortet der bedenklich gemachte Wirth, dem nichts so nahe liegt, als der Verdacht, das Kleinod könne im Kriege „gerettet“ worden sein. „Von dem besten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von seinem Eigenthümer haben!“ Der Bräutigam ist wiedergefunden; sie sucht ihn in der weiten Welt und wohnt in seinem Zimmer! Ihr erstes Gefühl ist unaussprechliches Glück. Trunken vor Freude, möchte sie, daß die ganze Welt mit ihr jubelt. „Es ist so traurig, sich allein zu freuen“. „Da, liebe Franziska,

kaufe dir, was du gern hättest. Fordere mehr, wenn es nicht zulangt. Aber freue dich nur mit mir“. „Nimm — und wenn du dich bedankst! Warte, gut, daß ich daran denke. Das stecke bei Seite für den ersten bleßirten armen Soldaten, der uns anspricht“. Ihre Seele ist von Dank so erfüllt, daß sie kein Wort des Dankes annehmen, nur selbst davon durchdrungen sein will und für das eigene Gefühl keinen anderen Ausdruck findet, als das Opfer des innigsten stummen Gebets. „Ich habe ihn wieder! Bin ich allein? Ich will nicht umsonst allein sein. Auch bin ich nicht allein“, sagt sie mit gefalteten Händen. „Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet! Ich hab' ihn, ich hab' ihn! Ich bin glücklich und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches Geschöpf!“

Es giebt Naturen, welche die köstliche Gabe besitzen, von Grund aus glücklich zu sein und zu machen, die durch ihre heitere Gemüthsart wie ein heller warmer Frühlingstag in die Welt leuchten, das Leben sich und Anderen erleichtern und erquicken, ohne daß die Tiefe, Innigkeit und Treue des Herzens, die Kraft der Hingebung und aufopfernden Liebe den mindesten Abbruch leidet. Solche Gemüther haben nichts Problematisches, nichts von dem Leichtsinn, der auf der Oberfläche des Lebens hinflattert, dem Schmetterlinge gleich, der doch nur von der Raupe herkommt und nicht höher fliegt als der Staub. Es ist höchst selten, daß sich die Tiefe und der Ernst der Empfindung ohne alle Empfindsamkeit mit dem „holden Leichtsinn der Natur“ ohne alle Flatterhaftigkeit in demselben Gemüth vereinigt. Eine solche seltene, in ihrer Klarheit gegen alles unechte Glück gesicherte, in ihrer Heiterkeit über alles eingebildete Unglück erhabene Natur ist Minna von Barnhelm; ich wüßte unter den Frauengestalten unserer Dichtung keine, die ich darin mit ihr vergleichen möchte. Sie hat, wie Goethe sagt, Lessingschen Verstand. Und dieser Verstand verträgt sich auf das Beste mit wahrer Gemüthstiefe. Als Klopstock in einer seiner Oden Gott mit erhabenen Worten ansuchte, ihm die Geliebte zu geben, machte Lessing die treffende und ergötzliche Bemerkung: „Welche Verwegenheit, Gott so ernstlich um eine Frau zu bitten!“ Dagegen ist es wahr und natürlich, wenn in Lessings eigener Dichtung eine Frau, die den Mann ihres Herzens wiedergefunden hat, ein so freudiges Gebet wortlosen Dankes emporsendet.

Sobald sie der Nähe Tellheims gewiß ist, erscheint ihr Alles gut; jetzt fühlt sie sein Schicksal in ihrer Hand, und diese wird den Knoten zu lösen wissen. Nur ein Ausbruch von Zorn und Mitleid trifft den Wirth: „Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn so unfreundlich, so hart, so grausam sein?“ Unglücklich ist Tellheim nicht mehr, denn er hat ja auch sie wiedergefunden. „Er jammert dich?“ ruft sie Franziska zu, „mich jammert er nicht. Unglück ist auch gut. Vielleicht, daß ihm der Himmel Alles nahm, um ihm in mir Alles wiederzugeben“. Und wie Minna ihn wiederseht und von ihm selbst hören muß, daß er sich einen „Elenden“

nennt, fragt sie nicht nach seinem Glend, sondern nur nach seiner Liebe. „Sie lieben mich noch, genug für mich“. „Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — ist. Sie ließ, sie läßt sich träumen: Ihr ganzes Glück sei sie. Geschwind kramen sie Ihr Unglück aus“. Schon dieses Wort: „kramen Sie es aus“, erleichtert die tragische Situation. Seine Zurückhaltung: „mein Fräulein, ich bin nicht gewöhnt zu klagen“, ist eine Schanze, die einem so treffenden Einwurf, wie dem ihrigen nicht Stand hält: „O mein Rechtshaber, so hätten Sie sich auch gar nicht unglücklich nennen sollen. Ganz geschwiegen oder ganz mit der Sprache heraus“. Jetzt muß er sein Unglück „auskramen“, alle die schlimmen Wechsel seiner Schicksale: er ist nicht mehr der glückliche Tellheim, „der blühende Mann, voller Ansprüche, voller Ruhmbegierde, der seines ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war, vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröffnet standen“. „Ich bin Tellheim, der verabschiedete, der an seiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. Jenem, mein Fräulein versprochen Sie sich; wollen Sie diesem Wort halten?“ In Minnas Erwiderung liegt ihr ganzes Herz, ihre ganze Gemüthsart: „Das klingt sehr tragisch! Doch, mein Herr, bis ich jenen wiederfinde — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarrt — dieser wird mir schon aus der Noth helfen müssen. Deine Hand, lieber Bettler!“ Aber die Sache ist weit ernsthafter, als sie im Jubel des Glückes meinte. Mit dem höchsten Ausdrucke des Schmerzes reißt sich Tellheim von ihr los und erklärt mit der Willensstärke, die sie kennt, daß er gehe, um sie nie, nie wieder zu sehen; daß er fest entschlossen sei, keine Niederträchtigkeit zu begehen, sie keine Unbesonnenheit begehen zu lassen.

Der Knoten ist geschürzt und die Exposition unseres Dramas vollendet, sie konnte Zug für Zug nicht natürlicher motivirt, nicht feiner und meisterhafter ausgeführt sein. Der letzte Moment macht den erschütternden Eindruck einer tragischen Peripetie, eines plötzlichen und schlimmen Umschwungs der Dinge. Auf dem Gipfel des Glücks, ihres Zieles sicher, erkennt Minna mit einem Male den furchtbaren Ernst des Schicksals. Aus dem Wiedersehen ist Trennung geworden, hoffnungslose, wie es scheint. In diesem Augenblicke ist sie ihrer selbst nicht mächtig, sie eilt ihm nach und will ihn nicht lassen, er reißt sich von Neuem los und stürzt fort; sie sieht den Wirth nicht, der vor ihr steht, und glaubt mit Franziska zu sprechen. Händeringend, unter Thränen, ruft sie aus, wie verloren im Abgrund des Glends: „Bin ich nun glücklich? Franziska, wer jammert dich nun?“ Diese Scene läßt der Dichter aus den triftigsten Gründen nicht vor unseren Augen geschehen, sondern bloß durch den Zeugen schildern. Sie ist für den Charakter Minnas durchaus bezeichnend und darf in dieser ihrer ergreifenden Bedeutung um keinen Preis durch den Anblick der mit Tellheim vergeblich ringenden Frau und des Wirths, den sie in der Betäubung für ihre Kammerjungfer ansieht, geschwächt werden: Züge, die vor unseren Augen

leicht in's Komische fallen können, aber durch die Erzählung in Schatten treten. In der Einbildungskraft sehen wir nur die von fassungslosem Schmerz überwältigte Minna, die jene Gabe, im besten Sinne des Wortes glücklich zu sein und zu machen, nicht besitzen würde, hätte sie nicht auch die Fähigkeit, grenzenlos unglücklich zu werden.

VII.

Wir wissen schon, wie Minna die Lage bemeistert und Tellheims Entschlüsse, die zu schmerzlich sind, um für immer unerschütterlich zu sein, durch eine glückliche, auf seinen Charakter berechnete List besiegt. Soll der Knoten nicht tragisch zerreißen, so muß er auf heitere Art gelöst werden. In der Gemüthsart Tellheims fehlt eine befreiende Kraft gänzlich, ohne welche das menschliche Leben in seinen Hemmungen stecken bleibt und den Druck des Schicksals nie los wird: er hat keinen Humor, er ist völlig verdüstert und in die Sackgasse seines Unglücks so verannt, daß er die freie Gegend nicht mehr sieht, daß ihm sein gutes Gewissen nicht über die gekränkte Ehre, seine Verachtung des Geldes nicht über das Gefühl der Armuth, das Bewußtsein, auf dem Schlachtfelde verwundet zu sein, nicht über den „Krüppel“ hinweghilft; er ist mit seinem Unglück dergestalt zusammengewachsen, daß dieser höchst uneigennütige und aufopferungswillige Mann thut, was er am wenigsten thun möchte: er denkt eigentlich nur an sich und will in jener stolzen Isolirung des Unglücks, worin jede Wohlthat abgelehnt wird, keinem die Freude gönnen, ihm zu helfen. Könnte er seinen Stolz opfern, wie sein Geld, so wäre Allen geholfen. Aber was nützt noch seine Großmuth und Freigebigkeit? Wenn sich die Andern, für die er Alles thun möchte, ebenso spröde verhalten, wie er, so ist seine ganze Uneigennützigkeit umsonst. Es heißt nicht wohlthätig sein, wenn man es dem Empfänger versagt, seine Dankbarkeit durch die That zu beweisen; dann erscheint der letztere nicht als der Freund, sondern als die Creatur des Wohlthäters, was kein tüchtiges und dankbares Gemüth erträgt. Diese nothwendigen Folgen seiner Handlungsweise hat Tellheim nicht bedacht, er muß die Rückwirkung derselben erfahren: dies ist „die Lection“, deren er bedarf und die sicher bei ihm anschlägt. Just ist gegen den Pudel besser gewesen, als sein Herr gegen ihn sein wollte, er hat das treue Thier behalten, und Tellheim hat sich die kleine Geschichte zu Herzen genommen.

Aber die erste ernstliche Lection, die ihn erschüttert und für das Spiel der letzteren vorbereitet, soll er durch den Wachtmeister empfangen, der vergebens sein Geld hingeben möchte, um seinem vergötterten Major aus der Noth zu helfen. „Es ziemt sich nicht, daß ich dein Schuldner bin.“ „Ziemt sich nicht?“ antwortet Werner. „Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, Sie zu mir kamen und sagten: Werner hast du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflasche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? Ziemte sich das? Bei meiner armen

Seele, wenn ein Trunk faules Wasser damals nicht oft mehr werth war, als all der Quark! Nehmen Sie, lieber Major, bilden Sie sich ein, es ist Wasser. Auch das hat Gott für alle geschaffen". Tellheim kann nur entgegnen: „Du marterst mich, du hörst es ja, ich will dein Schuldner nicht sein?“ „Ja, das ist was anderes“, erwidert der Wachtmeister, „Sie wollen mein Schuldner nicht sein? Wenn sie es denn aber schon wären, Herr Major? Oder sind Sie dem Manne nichts schuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf spalten sollte, und ein ander mal den Arm vom Kumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Brust jagen wollte? Was können Sie diesem Manne mehr schuldig werden? Oder hat es mit meinem Halse weniger zu sagen, als mit meinem Beutel? Wenn das vornehm gedacht ist, bei meiner armen Seele, so ist es auch sehr abgeschmactt gedacht“. — Was bleibt dem Major noch übrig zu sagen? Daß ihm nur die Gelegenheit gefehlt habe, für Werner dasselbe zu thun! Es ist wahr; hat ihn dieser doch hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, sein Leben wagen sehen. Aber Werner hat für den Major, der auf seiner Weigerung beharrt, noch ein Wörtchen auf dem Herzen. „Wenn ich manchmal dachte, wie wird es mit dir auf's Alter werden? Wenn du zu Schanden gehauen bist? Wenn du nichts mehr haben wirst? Wenn du wirst betteln gehen müssen? So dachte ich wieder: Nein, du wirst nicht betteln gehen, du wirst zum Major Tellheim gehen, der wird seinen letzten Pfennig mit dir theilen, der wird dich zu Tode füttern, bei dem wirst du als ein ehrlicher Kerl sterben können. Das denk ich nicht mehr. Wer von mir nichts annehmen will, wenn er's bedarf und ich's habe, der will mir auch nicht's geben, wenn er's hat und ich's bedarf. Schon gut“. Dieses Wort hat getroffen. Tellheim ist besiegt. „Mensch mache mich nicht rasend! Ich verspreche dir auf meine Ehre, wenn ich kein Geld mehr habe, du sollst der Erste und Einzige sein, bei dem ich mir etwas borgen will“.

Diese unübertreffliche Scene, eine der schönsten des ganzen Stücks, bildet gleichsam die Vorschule Tellheims, die ungesuchte, zu der Lektion, die ihm Minna ertheilen wird. Wenn man dem dritten Acte unseres Dramas mit Goethe den Vorwurf macht, daß hier die Handlung still zu stehen scheine, und retardirt werde, so hat man diese eben erwähnte Scene nicht genug und richtig gewürdigt: sie enthält ein fortbewegendes, die unbeugsame Sprödigkeit Tellheims brechendes Motiv. Er hat an Minna geschrieben und ihr die Beweggründe seines Entschlusses geschildert; sie will ihn selbst sprechen und sendet den Brief zurück, als ob sie ihn nicht gelesen; dazwischen fällt sein Gespräch mit dem Wachtmeister; es hat gewirkt, der Major ist schon nachgiebiger geworden, jetzt wird er auf die Einladung des Fräuleins kommen, sogar etwas gepukter, wie Franziska wünscht, in Schuhen und frisiert. „So sehen Sie mir gar zu brav, gar zu preußisch aus! Sie sehen aus, als ob

Sie die vorige Nacht campirt hätten“. („Du kannst es errathen haben“, antwortet der Major.)

Seitdem Minna den Brief gelesen, weiß sie, daß Tellheims Entsagung zwar in seiner Absicht den edelsten, aber in Wahrheit einen verkehrten Grund hat, daß sie nicht aus der Kraft, sondern aus einer Schwäche oder einem Fehler seiner Denkart hervorgeht. „Ein wenig zu viel Stolz scheint mir in seiner Aufführung zu sein. Denn auch seiner Geliebten sein Glück nicht wollen zu danken haben, ist Stolz, unverzeihlicher Stolz!“ Diesen Fehler, der aus Ueberzartheit das wahre Zartgefühl abstumpft und verhärtet, ihm selbst zu erleuchten, ist ihre Aufgabe. „Ich denke der Lection nach, die ich ihm geben will. Du wirst sehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich jetzt mit allen Reichthümern verweigert, wird mich der ganzen Welt streitig machen, sobald er hört, daß ich unglücklich und verlassen bin“. Sie besitzt als natürliche Mitgift, was ihm fehlt: ich meine nicht das Geld, sondern den Humor, der frei um sich blickt, Tellheims Hemmungen durchschaut und die Bande derselben löst.

Der kluge Plan gelingt vollkommen. Kaum hat Tellheim erfahren, daß sie enterbt, flüchtig, verfolgt ist, so hat er sein Unglück vergessen und fühlt sich frei und wie gerettet. „Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eigenes Unglück schlug mich darnieder, machte mich ärgerlich kurzichtig, schüchtern, lässig; ihr Unglück hebt mich empor. Ich sehe wieder frei um mich und fühle mich willig und frei, Alles für sie zu unternehmen“. Mit einem Male wird es Licht in seiner Seele, und er erkennt, wie verkehrt und thöricht der Liebe gegenüber sein Unglücksstolz war. Wie Minna mit seinen Gründen seine Hilfe, Begleitung und jede Verbindung mit ihr zurückweist: „Wo denken Sie hin, Herr Major? Ich meinte Sie hätten an Ihrem eigenen Unglück genug; Sie müssen hier bleiben, Sie müssen sich die allervollständigste Genugthuung extorzen“ — bekennt ihr Tellheim seinen Irrthum: „So dacht, so sprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und sprach. Aergerniß und verbissene Wuth hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe selbst in dem vollsten Glanze des Glückes konnte sich darin nicht Tag schaffen. Aber sie sendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finstern Schmerze vertrauter, die Nebel zerstreut und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet. Der Trieb der Selbsterhaltung erwacht, da ich etwas Kostbareres zu erhalten habe, als mich, und es durch mich zu erhalten habe“.

In dieser Umwandlung Tellheims, in dieser Wiederherstellung seines wahren Charakters und seiner Kraft liegt die eigentliche Lösung des Knotens. Daß sie durch eine Täuschung herbeigeführt wird, mindert nichts an ihrer Bedeutung und ihrem Bestande. Es war, wenn ich den Ausdruck brauchen darf, eine homöopathische Heilung. Er mußte so, wie Minna es erdacht und ausgeführt hat, getäuscht werden, um seine Selbsttäuschung und Verblendung zu erkennen, seinen Unglücksstolz und Unglücks egoismus, denn

anders kann man es kaum nennen, wenn jemand sein Unglück nur für sich behalten und selbst der Liebe nicht gönnen will, es zu erleichtern und zu theilen.

Doch würden wir Tellheims Beweggründe, die Minna von Barnhelm zu überwinden hat und überwindet, nicht völlig durchschauen und würdigen, wenn wir Alles darin nur seinem Stolz und überzarten Ehrgefühl zuschrieben. Er vergißt jede Rücksicht auf die ihm ganz ergebenen Menschen, bloß weil er sich selbst vergißt. In der Art, wie er sein Unglück empfindet und trägt, in dieser wortlosen Entsagung, in dieser stummen Fassung liegt eine Schlichtheit und Gelassenheit, die von den Schicksalen des Krieges und von der Schule der Schlachten herkommt. Die Unfälle, die ihn betroffen haben, gehören noch zu den Kriegsstürmen; er steht wie unter dem Commando des Schicksals und läßt, was es verhängt, über sich ergehen, wie der Soldat im Felde, der standhalten muß, wie es der Dienst fordert; er steht, wie der tapfere Soldat, der die Gefahr für sich allein haben will. Tellheim sieht seine Ehre gefährdet in Folge einer That, die er im Kriege verübt hat: diese Gefahr muß überstanden sein, bevor in seinem Leben Friede wird. Darum darf auch die königliche Ehrenerklärung nicht ausbleiben. Wer den Charakter Tellheims darstellen will, muß uns in jedem Zuge den Soldaten erkennen lassen, den der Krieg geschult hat.

Unser Stück ist ein Genrebild, das nicht bloß in den Begebenheiten, sondern in den Charakteren und Empfindungsweisen, die es schildert, unmittelbar auf dem grandiosen Hintergrunde des siebenjährigen Krieges ruht. In einer Fülle von Zügen, die deshalb so eindringlich sind, weil sie einfach und anspruchslos, ohne Puß und anekdotische Färbung, aus der Handlung hervorgehen, erscheinen uns die Wirkungen jener heroischen, die menschlichen Schicksalsloose stürmisch durcheinander rüttelnden Zeit. Leichter als sonst werden ungewöhnlich starke, großherzige Entschlüsse gefaßt und eine Energie des Herzens an den Tag gelegt, ohne welche im Bilde unserer Dichtung Minna von Barnhelm und Tellheim sich nie gefunden und wiedergefunden hätten. Es gehört zu der erhabenen Zucht des Krieges, daß tüchtige und kraftvolle Naturen allen Eigennutz verlernen und alle Weichlichkeit des Empfindens sich abgewöhnen. Um so reiner zeigt sich das Mitleid, um so einfacher und natürlicher die Großmuth. Von solchen Eindrücken sind wir ergriffen, wenn Tellheim den Schuldschein Marloffs vernichtet und voll tiefen Mitgefühls der Wittve nachruft: „Armes braves Weib!“ Wenn Minna dem Kammermädchen Geld mit vollen Händen giebt: „Für den ersten blesirten, armen Soldaten!“ Wenn der Wachtmeister dem Major den Beutel mit seinen Ersparnissen hält, als ob es die Feldflasche wäre: „Nehmen sie, lieber Major, bilden sie sich ein, es sei Wasser!“ — Was in der menschlichen Natur der Krieg nicht besser macht, das macht er schlechter. Auch Charaktere der niederen und verdorbenen Art durften in unsrem dramatischen Zeitbilde nicht fehlen, wie der habgierige Wirth und der falsche Spieler, der französische Industrie-

ritter, der in der nichtswürdigsten Weise die Kunst versteht und übt, die Tellheim selbst in der besten und ehrlichsten Form verschmäht: corriger la fortune! Es giebt Leute die Menge, die vom Kriege nichts lernen, aber eines gleich nach dem Frieden vergessen: wie sehr sie noch eben im Kriege für Haus und Habe gezittert und jeden Soldaten als erhabenen Beschützer verehrt und als Held bewundert haben. Unser Wirth ist davon ein so einleuchtender Typus, daß Just an seinem Beispiel diese Erfahrung bestätigt: „Warum wart ihr denn im Kriege so geschmeidig, ihr Herren Wirthhe? Warum war denn da jeder Offizier ein würdiger Mann und jeder Soldat ein ehrlicher braver Kerl? Macht euch das Wischen Friede schon so übermüthig?“

Wenn die Welt ihrer Kämpfe satt und müde ist, macht sie ihr „Wischen Friede“. Aber die wahre Ausgeburt des Krieges soll der volle und ganze Friede sein, der in den Gemüthern der Menschen geschlossen wird und die Grundlagen alles echten Menschenglücks wiederherstellt. Mit dieser Lösung wollte Lessing seine Dichtung vollenden. In Tellheims Leben war noch Krieg trotz des Hubertsburger Friedens; hat er doch mitten in der Hauptstadt noch so eben die letzte Nacht durch campiren müssen! Jetzt ist Friede geworden, nachdem seine Minna ihn besiegt und sein König ihm die vollste Genugthuung gewährt hat; jetzt hat er sich und das Ideal seines Lebens wiedergefunden: „Nun ist mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein ein ruhiger, zufriedener Mensch sein; der werde ich mit Ihnen, liebste Minna, unfehlbar werden, der werde ich in Ihrer Gesellschaft unveränderlich bleiben“. — Was kann man Besseres sein wollen und sein? Dies ist echtes, wahres Menschenglück! Daß es der preussische Major mit dem sächsischen Edelfräulein gewinnt, darf in unsrem Stück nach Goethes Auslegung als ein poetisches Sinnbild des Hubertsburger Friedens erscheinen. Nehmen wir es in seiner rein menschlichen Form, wie uns der Dichter seine Entstehung und Vollendung geschildert hat: dieses Glück wird in den Stürmen des Krieges gesäet, im Frieden geerntet, durch zwei herrliche soldatische Tugenden, Tapferkeit und Mitleid, verdient — „denn die tapfersten Männer sind auch die mitleidigsten!“ — durch die weibliche Liebe erhalten und neu begründet. Darum nannte Lessing sein Lustspiel: „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück“.





## Bibliographie.

**Sylva Carmen.** Hammerstein. Gedicht. 8. 104 S. (Als Manuscript gedruckt). Leipzig, 1880, F. A. Brockhaus. 2 Mk.  
— **Sappho.** Ein Gedicht. 8. 73 S. (Als Manuscript gedruckt). Leipzig, 1880, F. A. Brockhaus. 2 Mk.

Unter dem romantisch angehauchten, nicht eben gefälligen Pseudonym, welches diese beiden Dichtungen als den Namen ihres Verfassers auf dem Titelblatt tragen, verbirgt sich schüchtern, die hohe poetische Begabung einer Fürstin von deutschem Stamm, deren Wiege am Rhein gestanden, deren Fürstenschloß unten an der Donau steht. Die beiden poetischen Schifflin, mit denen die hohe Dame sich auf die weite, unergründliche See der Literatur hinausbegiebt, hätten es ruhig wagen dürfen, unter den Namen ihres Eigners zu segeln. Die anspruchsvolle Kritik hätte für die Fürstin nicht ermutigendere, anerkenndere Worte finden können, als sie für *Sylva Carmen* übrig hat. Aus einer Reihe vortrefflicher, zum Theil in der „Gegenwart“ (unter den Namen E. Wedi erschienenen) Uebersetzungen rumänischer Poesien, war die Verfasserin eingeweihten Kreisen als form- und sprachgewandt in bester Erinnerung. Diese formale Begabung macht sich auch in den jetzt vorliegenden beiden Bändchen und in weniger unverfennbarer Weise geltend. Der fünfzügige Daktylus in „Sappho“ ist mit überraschender Sicherheit gehandhabt; in breitem ungehindertem Fluß gleiten die Verse hin, nirgends wird der Sprache Gewalt angethan um des Verses willen; nur selten begegnet man was man „gereimte Prosa“ nennt. Zu diesen Vorzügen der Form gesellt sich ein größerer Vorzug: der echter unverfälschter poetischer Empfindung, die sich für ihren Ausdruck oft sinniger, farbenreicher Bilder und anmuthiger, niemals auf der Oberfläche aufgesehener Gedanken bedient. In „Sappho“ werden die Schicksale der be-

rühmtesten griechischen Dichterin in neuer Weise dichterisch zusammengefaßt, durchaus abweichend von den bisherigen Formen der Behandlung des gleichen Stoffes. Leider gestatten es die Aufgaben der Monatschrift nicht, dem Gedankengange der Dichtung bis in's Einzelne nachzugehen. Das Scheidelied Sapphos möge hier eine Stelle finden:

Leise erreichte und ungehört den Fels sie,  
Der aus dem Meere emporstieg, tiefer als  
Memmons

Haus; dort erhob sie die Stimme, als  
wolle sie ihm noch  
Geistergleich Grüße empor in die Einsam-

keit senden,  
Sang sie erst leise; dann klang's wie  
gewaltiges, fernes  
Brausen der brechenden Brandung; dann  
sank es verhallend:

Weine nicht, weil dich die Götter gesendet,  
Weil sich mein Schicksal, mein Leben  
vollendet. —

Was man besingen kann, durfte ich sagen,  
Was man ertragen kann, hab' ich getragen,  
Danke den Göttern: ich habe geendet!

Weine nicht! Staub ist das Leben und  
Kleinheit,

Laß mich vergehn in der ewigen Einheit,  
Alles, was mein war, das hat mich ver-

lassen,  
Laß mich das Ganze im Fluge erfassen,  
Daß ich es schaue in leuchtender Reinheit!

Weine nicht! Singst Du dereinst meine  
Lieder,

Weht Dir mein Geist durch die Ewigkeit  
wieder.

Dein will ich bleiben, in schwingenden  
Tönen,

Nun bin ich müde — will ruh'n, — in  
der schönen

Lockenden Meerfluth leg' ich mich nieder!

In „Hammerstein“ wird eine Episode aus der Zeit der Kämpfe zwischen Heinrich IV. und seinem Sohne behandelt. Die unvergängliche Schönheit der Rheinlandschaft bildet den leuchtenden Hintergrund für die aus freundlichen Anfängen zu düster-tragischem Ausgange sich entwickelnde Handlung. Der ewige Reiz des deutschen Stroms hat es auch dem Kinde seiner Ufer angethan: wo es seinem Preise gilt, wo das Lied, wie es an seinen Gestaden wohnt und wächst, zu tönen anfängt, dort findet die Dichterin ihre schönsten, nicht selten hinreißenden Wirkungen. Sprache und Rhythmen fordern dort zum Singen, fordern den Componisten auf. Die Lieder erinnern die schönen frühlingsfrischen Gesänge aus an „Waldmeisters Brautfahrt“. Hier zwei Proben, zuvörderst das Werbelied des Sängers:

Es rieselt im Rheine,  
Es wiegt in den Wellen,  
Vom Niedgras zum Steine  
Ein Plätschern, ein Quellen.

Es lachte die Schöne  
Vom Felsen so heiter  
Nun wirbeln die Töne  
Die Wellen schon weiter.

Die Glocken die tragen  
Es weit durch die Gauen  
Und singen und sagen  
Die Lust meiner Frauen.

Es ahnt nicht die Traute  
Mein liebend Verlangen,  
Nun hat meine Laute  
Ihr Lachen gesungen!

Und hier ein anderes:

Durch den Wald, durch den Wald kam ein  
fröhlich Lied  
Auf lustigen Schwingen gezogen,  
Wie der Westwind säuselnd durch Buch-  
wald zieht

Ist's um die Harfe geflogen,  
Die singt es weiter, dem grünen Rhein,  
Drum wissen's die Bäume, die Vögelein,  
Die ewig flüsternden Wogen.

Durch den Wald, durch den Wald zog  
die Liebe dahin,  
Das war ein Knospen, ein Schwellen,  
Es weckte die Vögelein die Sängerin,  
Sie küßte die Blumen, die Quellen,  
Die sangen und sagten's dem grünen Rhein,  
Drum wissen's die Bäume, der Sonnenschein,  
Die heimlich flüsternden Wellen.

Durch den Wald, durch den Wald kam der  
Sturm daher,

Hat Lied und Liebe gefangen,  
Er trug sie fort auf das weite Meer,  
Im Hain ist's Blühen vergangen,  
Nun wartet träumend der tiefe Rhein,  
Es harren die Harfe, die Vögelein  
Und flüstern von Sehnen, Verlangen.

Das sind echte Aeußerungen starken  
lyrischen Empfindens.

**Nudolf Goede**, das Großherzogthum  
Berg unter Joachim Murat, Napoleon I.  
u. Louis Napoleon 1806—1813. Ein  
Beitrag zur Geschichte der französischen  
Fremdherrschaft auf dem rechten Rhein-  
ufer. Meist nach den Acten des Düssel-  
dorfer Staatsarchivs. Köln, 1880.  
Du Mont-Schauberg.

Die Quellen in Betreff der Zeit der  
französischen Fremdherrschaft in Deutsch-  
land fließen nicht reichlich. Einzelne  
deutsche Regierungen, welche sich in jenen  
unglücklichen Zeiten über die Grenzen der  
Nothwendigkeit hinaus compromittirt,  
haben sich sogar bemüht, das Material  
der Kenntnißnahme nach Möglichkeit zu  
entziehen. Um so dankenswerther ist eine  
so fleißige, gewissenhafte und erschöpfende  
Arbeit, wie die obige. Sie giebt uns ein  
vollständiges und anschauliches Bild aus  
der Franzosenzeit. Einzelne Züge daraus  
habe ich in meiner culturhistorischen Er-  
zählung „Nur ein Schneider“ (in „Nord  
und Süd“ 1879, October bis December)  
verwerthet. Ich halte mich deshalb um  
so mehr verpflichtet, auf dieses schätzbare  
Buch aufmerksam zu machen, da eine  
Erwähnung desselben mir in dem Munde  
meines Schneiders nicht passend erschien.

K. B. W.

**Mozartiana.** Von Mozart herrührende  
und ihn betreffende, zum großen  
Theil noch nicht veröffentlichte Schrift-  
stücke. Nach aufgefundenen Hand-  
schriften herausgegeben von Gustav  
Nottebohm. 8. XII und 139 S.  
Leipzig, 1880, Breitkopf und  
Härtel.

Den für das große Publikum werth-  
vollsten Bestandtheil der Veröffentlichung,  
bilden zweiundvierzig bisher ungedruckte  
Briefe Mozarts; fünf und zwanzig sind an  
seine Frau, fünfzehn an Puchberg und  
zwei an's „Bäsele“ gerichtet. Die Mehr-  
zahl von diesen Briefen athmet jenen  
liebenswürdigen Humor, jene fast kindliche  
Herzlichkeit und Ursprünglichkeit der Em-

pfindung, durch welche Mozarts Briefe eine so eigenartige Stelle unter allen bekannten Künstler-Correspondenzen einnehmen. Für den Geschichtschreiber Mozarts wird der von seiner Schwester seiner Zeit an Schlichtegross gelieferte biographische Aufsatz — in elf Abschnitten die Antworten auf ebensoviele Fragen — von großer Wichtigkeit sein. In der Form und Vollständigkeit, in der er von Marianne Mozart geschrieben ist, ist der Aufsatz noch nicht gedruckt worden. — Im Uebrigen enthält Nottebohm's Sammlung u. A. eine Reihe sehr interessanter Auszüge aus Briefen der Wittve und Schwester Mozarts an Breittkopf und Härtel, in deren Besiz sich auch die Vorlagen zu dem hier Veröffentlichten befinden. Das Ganze ist dem Material entnommen, welches Friedrich Rochlitz für die von ihm beabsichtigte Biographie Mozarts aus den Händen der Wittve und Schwester des unsterblichen Tonmeisters seiner Zeit erhalten hatte. — Die Arbeit Nottebohm's als Herausgeber ist mit der an dem bewährten Manne geschätzten Sauberkeit und Gründlichkeit gethan: sie wie die Ausstattung des Buches verdient alles Lob.

**G. J. Bogrow.** Memoiren eines Juden. Zwei Theile. Aus dem Russischen übersetzt von W. A. Charin. 8. 1772 S. Petersburg, 1880, A. G. Landau. M. 9 —

Ein sehr originelles Buch, welches nicht verfehlen wird Aufmerksamkeit zu erregen und dem Verfasser Theilnahme zuzuwenden. Es ist ein werthvoller Beitrag nicht nur zur Culturgeschichte der Juden, sondern auch zu der Rußlands und seiner halbasiatischen Zustände, von denen man ein anscheinend sehr treues Bild gewinnt. Alle Mittheilungen des Verfassers machen den Eindruck des Selbsterlebten, der Unmittelbarkeit, und darin beruht zu einem nicht geringen Theil die oft ergreifende Wirkung des Buches. Ueber seine Absichten und Ziele

äußert sich der Verfasser ungefähr mit folgenden Worten:

„Ich zähle bereits vierzig Jahre. Mein Leben ist nicht voll von jenen romantischen Abenteuern, bei welchen es den Leser heiß und kalt überläuft. Im Gegentheil, es ist sehr einfach und bescheiden. Und doch, besäße ich die Gabe eines guten Erzählers, es könnte, wenn auch nicht bei jedem, so doch im jüdischen, lesenden Publicum Theilnahme erwecken. Wie ein Tropfen Wasser dem bewaffneten Auge des Naturforschers eine ganze Welt voll Leben enthält, so birgt auch der enge Pfad, auf dem ich die Blüthezeit meines wechselvollen Lebens durchwandelt, die bemerkenswerthesten Seiten des öffentlichen, religiösen und ökonomischen Lebens der Juden in den letzten vier Jahrzehnten, mit seinen directen und indirecten Einflüssen auf das Dasein jedes einzelnen Juden. Wenn es mir gelänge, alles das, was ich im Laufe der Jahre gesehen und erfahren, in die entsprechenden Worte zu kleiden, so würden meine Glaubensbrüder deutlich den eigenthümlichen Alp erkennen, welcher so schwer auf dem Geiste unseres Volkes ruht, — jenen Alp, unter dessen lähmendem Druck sich die gequälte Brust nicht einmal durch einen Schrei Erleichterung zu schaffen vermochte. Aber ich wiederhole: ich halte diesen meinen Versuch für den ersten, vielleicht schwachen Schritt auf dem Wege der Selbsterkenntniß, welcher die Juden einem neuen, der vernünftigen Natur des Menschen entsprechenden Leben entgegenführen soll.“ Die Uebersetzung könnte besser sein. Die Ausstattung ist — für ein im Ausland gedrucktes, deutsches Buch — angemessen.

**Martin Greif.** Prinz Eugen. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten. 12. 128 S. u. 4 S. Nachtrag. Cassel, 1880, Theodor Kay.

Die zierliche Buchausgabe des kürzlich im Wiener Burgtheater mit großem Erfolge zur ersten Aufführung gelangten dramatischen Werkes eines unserer anerkanntesten Lyriker.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

 Gediegenes Fest-Geschenk. 

# „Nord und Süd.“

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: S. Schottlaender in Breslau.

11 Bände groß 80. à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen in Kupferstich.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Mark.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. 

## Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Niehl, A. Wilbrandt, E. Geibel. Radirt von F. L. Raab und Sonnenleiter.

**Ludwig Anzengruber** in Wien.

Zur Psychologie der Bauern. Wie der Huber ungläubig ward.

**Friedrich Bodenstedt** in Wiesbaden.

Prolog.

**Ernst Curtius** in Berlin.

Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

**Georg Ebers** in Leipzig.

Witteration und Reim im Altägyptischen.

**Jacob v. Falke** in Wien.

Das Fenster in der Wohnung.

**Kuno Fischer** in Heidelberg.

Ein literarischer Findling als „Lessings Faust“.

**Karl v. Gebler** in Meran.

Alessandro Manzoni.

**Emanuel Geibel** in Lübeck. Mit Porträt.

Dichtchen aus dem Wintertagebuch.

Die Jagd von Beziers. Vorspiel einer Albin-geniertragödie.

**Karl Goedeke** in Göttingen.

Emanuel Geibel.

**Bret Harte** in New-York.

Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze. (Uebersetzt von Udo Brachvogel.)

**Hans Hopfen** in Berlin.

Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

**Wilhelm Jensen** in Freiburg i. Br.

Aus den Banden. Novelle.

**Rudolph v. Ihering** in Göttingen.

Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft.

**Ferdinand Kürnberger** in Wien.

Künstlerbräute. Novelle.

**Paul Lindau** in Berlin.

Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung.

**Wilhelm Lübke** in Stuttgart.

Peter Paul Rubens.

**Julius Baher** in Frankfurt a. M.

Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876.

**Fr. Pecht** in München.

Moderne Maler. Franz Lenbach.

**W. G. Niehl** in München. Mit Porträt.

Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei deutsche Kapellmeister. Karl Guhr und Karl Ludwig Drobisch.

**Karl Vogt** in Genf.

Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

**Adolf Wilbrandt** in Wien. Mit Porträt.

Dramaturgische Unterhaltungen. Mein Freund Scävola.

## Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. Anzengruber, Fr. List. Gestochen von Meber, Sachs und Römer

**Ludwig Anzengruber** in Wien. Mit Portr.

Zur Psychologie der Bauern. Der gottüberlegene Jacob.

**Ed. Bauernfeld** in Wien.

Correspondenz m. Anastasius Grün. Erinnerungen.

**A. G. Brehm** in Berlin.

Wildpferde in den asiatischen Steppen.

**Moriz Carriere** in München.

Geschmack und Gewissen.

**Georg Gerland** in Straßburg.

Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.

**Eduard Hanslick** in Wien.

Adelina Batti. Erinnerungen.

**Ferdinand Hiller** in Köln.

An Franz List. Mit dem Porträt v. Franz List.

**Wilhelm Jensen** in Freiburg i. Br.

Monika Waldbogel. Novelle.

**Rudolph von Ihering** in Göttingen.

Honorar und Gehalt.

**Paul Lindau** in Berlin.

Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851).

— In und nach der Verbannung (1851—1877).

Mit dem Porträt von Victor Hugo.

**Rudolph Lindau** in Paris.

Der Seher. Novelle.

**Friedrich Meyer v. Waldeck** in Heidelberg.  
Russische Censur.

**Josef Rant** in Wien.

Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.

**Theodor Unger** in Hannover.

Kunstschreiben und Kunsttreiben.

**Bernhard Wagener** in Kiel.

Zwischen zwei Herzen. Novelle.

**Alfred Voltmann** in Prag.

Das Preussenthum in der neueren Kunst.  
Aus der ersten französischen Nationalversammlung.  
— 1871. — Nach Briefen und aus dem  
Nachlaß eines Mitglieds derselben.

### Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.

Mit den Porträts von Paul Heyse, W.  
Lübke, M. Carrière. Radirt v. F. S. Raab.

**J. Baron** in Berlin.

Gemeinwirtschaft und Privatwirtschaft.

**Baurnefeld** in Wien.

Moriz Schwind zum Gedächtniß.

**Karl Biedermann** in Leipzig.

Zur Entwicklungsgegeschichte der Goethe'schen  
Hausdichtung.

**H. Breiting** in Zürich.

Die Entwicklung des Realismus in der franzö-  
sischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.

**Moriz Carrière** in München.

Der Unterschied des plastischen und malerischen  
Stils. Mit dem Porträt von Moriz Carrière.

**Rudolph Genée** in Dresden.

Der hundertj. Hamlet. Eine dramaturgische Studie.

**Karl Goedeke** in Göttingen.

Paul Heyse. Mit dem Porträt v. Paul Heyse.

**G. Gacser** in Breslau.

Salerno.

**Paul Heyse** in München.

Beppo der Sternseher. Novelle.  
Ippolito Nievo.

**Richard Viebreich** in London.

Realismus und Idealismus im Porträt.

**Rudolph Lindau** in Paris.

Das rothe Tuch. Novelle.

**Wilhelm Lübke** in Stuttgart.

Rembrandt van Ryn.

**Endwig Pietzsch** in Berlin.

Wilhelm Lübke. Mit dem Porträt v. W. Lübke.

**Wilhelm Roscher** in Leipzig.

Zur Erinnerung an Friedrich List. Ungebrachte  
Briefe desselben. Mit einer Einleitung.

**W. Müstow** in Zürich.

Das schweizerische Heerwesen. Ein Beitrag zur  
Beantwortung der Frage nach der allgemeinen  
Anwendbarkeit des Milizsystems, auch für die  
Heere der Großmächte.

**G. W. Vogel** in Berlin.

Das Spectrum u. die chemisch. Wirkungen d. Lichts.

**Adolf Wilbrandt** in Wien.

Der Loostjencommandeur. Novelle.

### Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.

Mit den Porträts von Georg Ebers, Wil-  
helm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von  
Raab, Secht und Schid.

**Endwig Anzengruber** in Wien.

Zur Psychologie der Bauern. Die fromme  
Kathrin'.

**Bruno Bucher** in Wien.

Zur Popularisierung der Kunst.

**Georg Ebers** in Leipzig. Mit Porträt.

Mein Grab in Ehenen.

**F. Frensdorff** in Göttingen.

Die Entstehung der Hanse.

**Ferdinand Freiligrath.**

Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Gebichte  
von Robert Herrick und Th. B. Aldrich.)

**Wilhelm Jensen** in Freiburg i. Br.

Bohemund. Novelle in Versen.

**Georg Gerland** in Straßburg.

Centralasien und China.

**G. Klebs** in Prag.

Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur  
Entstehungsgeschichte von Krankheiten.

**Heinrich von Kleist.**

Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken  
beim Reden.

**Paul Lindau** in Berlin.

Wilhelm Busch. Mit dem Porträt von Wilhelm  
Busch.

**Rudolph Lindau** in Paris.

Tödliche Fehde. Eine Skizze.

**Wilhelm Lübke** in Stuttgart.

Die Kultur der Frührenaissance in Italien.

**Jürgen Bona Meyer** in Bonn.

Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen.  
I. Der Materialismus.

**Lucian Müller** in St. Petersburg.

Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers  
Constantin.

**Fr. Pecht** in München.

Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold  
Böcklin.

**Friedrich Sander** in Barmen.

Ueber gute und schlechte Lust.

**Ernst Freiherr von Stockmar** in Berlin.

Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig  
XVIII.) am 21. Juni 1791.

**Friedrich Uhl** in Wien.

Herzensbämmerung. Novelle.

**Fr. Vischer** in Stuttgart.

Wieder einmal über die Mode.

**W. Windscheid** in Leipzig.

Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.

### Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.

Mit den Porträts von Leopold von Ranke,  
Berthold Auerbach u. Heinrich Laube.  
Radirt von G. Sachs, Hans Meyer und  
F. Sonnenleiter.

**Berthold Auerbach** in Berlin. Mit Porträt.

Der Sohn des Käthchen von Heilbronn. Er-  
zählung.

**J. Baron** in Berlin.

Der Normalarbeitstag.

**A. de Bary** in Straßburg.

Ueber die Bedeutung der Blumen.

**G. du Bois-Reymond** in Berlin.

Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburts-  
tagsfeier des Kaisers in der Akademie der  
Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878  
gehalten.

**Franz Delitzsch** in Leipzig.

Der Talmud und die Farben.

**F. Henle** in Göttingen.

Der medicinische und der religiöse Dualismus.

**Wilhelm Jensen** in Freiburg i. Br.  
Ein Frühlingsnachmittag.

**Julius Kläiber** in Stuttgart.  
Wilhelm Hauff.

**Heinrich Kruse** in Berlin.  
Der Dänholm. Idylle.

**Heinrich Laube** in Wien. Mit Porträt.  
Eduard Debrient.

**H. Rifen** in Göttingen.  
Alopatca.

**H. V. Oppenheim** in Berlin.  
Zur Revision der Gewerbeordnung.

**Eduard Osenbrüggen** in Zürich.  
Schweizerische Verästel.

**Leopold v. Ranke** in Berlin. Mit Porträt  
Zur Geschichte der italienischen Kunst.

I. Grundlage und Anfänge; II. Giotto und seine Nachfolger; III. Quattrocentisten; IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert; V. Erinnerung an Leonardo und Michelangelo; VI. Raphael; VII. Tizian und einige sein Zeitgenossen.

**F. Neuloux** in Berlin.  
Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben.

**Carl Thomas** in Prag.  
Die Großmutter. Novelle.

**H. Wiener** in Leipzig.  
Die moderne Gesetzgebung gegenüber der  
Warenfälschung.

**Adolf Wilbrandt.**  
Untrennbar. Novelle.

### Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Schefel, Emil du Bois-Reymond, Karl Gutzkow. Radirt von H. Sachs, Goupil & Co. und D. Raab.

**L. Anzengruber** in Wien.  
Das Sündkind.

**Karl Bartsch** in Heidelberg. Mit Porträt.  
Joseph Victor von Schefel.

**G. Baur** in Leipzig.  
Der Elß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.

**Karl Biedermann** in Leipzig.  
Lessing in England.

**P. W. Forchhammer** in Kiel.  
Das goldene Vließ und die Argonauten.

**Karl Gutzkow** in Sachsenhausen. Mit Porträt.  
Bogumil Dawison.

**Paul Heyse** in München.  
Reisebriefe.  
An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. An Wilhelm Herz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen.

**Rudolph Lindau** in Paris.  
Ein verkehrtes Leben. Novelle.

**Emil Kraumann** in Dresden.  
Clavierpiel ohne Ende.

**Friedrich Kugel** in München.  
Die Beurtheilung der Völker.

**J. Rosenthal** in Erlangen.  
Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt von E. du Bois-Reymond.

**Franz Rühl** in Königsberg.  
Theodor von Schön.

**H. Schoener** in Rom.  
Der Palatin und seine Ausgrabungen.

**Carl Thierisch** in Leipzig  
Medicinische Glossen zum Hamlet.

**H. W. Vogel** in Berlin.  
Die Telegraphenschrift des Himmels.

**C. Voit** in München.  
Ueber die Bedeutung des Blutes.

**Adolf Wilbrandt** in Wien.  
Der Mitschuldige. Novelle.

### Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgénjew, Richard Wagner. Radirt von D. Raab, B. Mannfeld und J. E. Raab.

**Karl Braun-Wiesbaden** in Berlin.  
Eine unfindbare freie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze.

**Karl Erdm. Adler** in Wien.  
Eine Glocknerfahrt. Novelle.

**Karl Emil Franzos** in Wien.  
Die Lode der heiligen Agathe. Eine moderne Legende.

**Emanuel Geibel** in Lübeck.  
Sieben Oden des Horaz.

**Siegfried Kapper** in Pisa.  
Klöster und Klosterleben in der Herzegovina.

**Heinrich Kruse** in Berlin.  
Idyllen.  
Die Dachreiter. Wider Wind und Wellen.

**Hugo Magnus** in Breslau.  
Die Farbenblindheit.

**F. Max Müller** in Oxford.  
Ueber Fetischismus. I. II.

**Ludwig Noire** in Mainz.  
Max Müller und die Sprachphilosophie. Mit dem Porträt von Max Müller.

**Ludwig Freiherr v. Duxteda** in Wiesbaden.  
Bilder aus englischen Landschaften und Gärten. I. II.

**Ludwig Pietisch** in Berlin.  
Iwan Turgénjew. Persönliche Erinnerungen. Mit dem Porträt von Iwan Turgénjew.

**H. Th. Richter** in Prag.  
Die Braut. Novelle.

**Justus Scheibert** in Stuttgart.  
An den Grenzen der Strategie und Tactik.

**Eduard Schelle** in Wien.  
Richard Wagner. Mit dem Porträt von Richard Wagner.

**Bernhard Wagener** in Kiel.  
Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.

**Ernst Wichert** in Königsberg.  
Sommerfrische am Baltischen Strande.

**J. G. Witte** in Bonn.  
Kant und die Frauen.

### Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen. Radirt von Galm und D. Raab.

**Eduard Hanslick** in Wien. Mit Porträt.  
Musik und Musiker in Paris.

**Paul Heyse** in München.  
Aus der italienischen Reise-mappe.

**Hans Hopfen** in Berlin. Mit Porträt.  
Hünjerls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors.

- C. Hübner** in Berlin.  
Laotoon.
- Wilhelm Jensen** in Freiburg i. B. Mit  
Porträt.  
Im Mai. Eine Symphonie.
- Wilhelm von Kardorff** in Wabnitz.  
Die wirtschaftlichen und finanziellen Reform-  
projecte des Reichskanzlers.
- Fritz Krauß** in Zürich.  
Chateaufear und seine Sonette.
- Paul Lindau** in Berlin.  
Julian Schmidt und der „Schillerpreis“.
- Rudolph Lindau** in Berlin.  
Gute Gesellschaft. Roman.
- Wilhelm Lübke** in Stuttgart.  
Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.
- Fr. Merkel** in Rostock.  
Der Fuß. Eine anthropologische Studie.
- Ludwig von Dumpteda** in Wiesbaden.  
Bilder aus englischen Landschaften.
- G. B. Dppenheim** in Berlin.  
Das allgemeine Stimmrecht.
- W. Freyer** in Jena.  
Die Concurrenz in der Natur.
- Bibliographie.**
- Inhalt des neunten Bandes.**  
April — Mai — Juni 1879.  
Mit den Porträts von Emile Augier, An-  
ton Rubinstein und Johannes Huber.  
Radirt von B. Mannfeld und D. Raab.
- C. Abel** in Berlin.  
Sprache und Aegyptische Sprache.
- Asiatien.**  
Die staatliche und sociale Entwicklung Japans  
in den letzten zehn Jahren (1868—1878).
- Emile Augier** in Paris.  
Fragment.
- G. Baur** in Leipzig.  
Die Salzburger Emigranten. Ein Leidens-  
und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora,  
zugleich ein Zeugniß für die Kirchen-Politik  
der Hohenzollern.
- Karl Beck** in Wien.  
Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846.)
- W. Busch** in Bonn.  
Der Fuß und seine Bekleidung.
- M. Carriere** in München.  
Johannes Huber. Mit dem Porträt von Joh.  
Huber.
- Ernst Dohm** in Berlin.  
Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel  
Emile Augier's (Uebersetzung).
- G. Ehrlich** in Berlin.  
Anton Rubinstein. Mit dem Porträt von Anton  
Rubinstein.
- Theodor Fontane** in Berlin.  
Grote Munde. Nach einer altmännlichen Chronik.
- Ludwig Geiger** in Berlin.  
Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.
- Klaus Groth** in Kiel.  
Kronprinzens in Holstein. Ein Cyclus platt-  
deutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.
- Paul Heyse** in München.  
Die Madonna im Delwald. Eine Novelle in  
Versen.
- Johannes Huber** in München.  
Moderne Magie.

- Paul Lindau** in Berlin.  
Emile Augier. Mit dem Porträt von Emil  
Augier.
- F. Neuleau** in Berlin.  
Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbe-  
betrieb.
- W. S. Nischl** in München.  
Das verlorene Paradies. Novelle.
- Jidor Soyka** in München.  
Ueber den gegenwärtigen Stand der Pestfrage.
- W. S. Stroussberg** in Berlin.  
Zwei Fragen, die nicht brennen.
- Karl Vogt** in Genf.  
Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura.
- Bibliographie.**
- Inhalt des zehnten Bandes.**  
Juli — August — September 1879.  
Mit den Porträts v. Alexandre Dumas fils,  
Gustav Freytag und Reinhold Vegaß.  
Radirt von B. Mannfeld, Paul Salm  
und D. Raab.
- L. Anzengruber** in Wien.  
Sein Spielzeug.
- Karl Bartsch** in Heidelberg.  
Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes.
- J. Baron** in Berlin.  
Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879.
- August Demmin** in Wiesbaden.  
Sammeler, Sammeln, Sammlungen.
- M. Dove** in Breslau.  
Gustav Freytag. Mit dem Porträt von Gustav  
Freytag.
- D. Ernst** in Constantinopel.  
Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient.
- Carl Gerhard** in Bonn.  
Das Träumen.
- Fr. Gemmann** in Herrliberg.  
Charles Scalsfield.
- Ferdinand Hiller** in Köln.  
Adolphe Nourrit.
- Paul Heyse** in München.  
Die Madonna im Delwald. Novelle in Versen.  
(Schluß.)
- J. J. Honegger** in Zürich.  
Alexandre Dumas fils. Mit dem Porträt von  
Alexandre Dumas.
- Johannes Huber** in München.  
Moderne Magie (Schluß.)
- Hermann von Ihering** in Leipzig.  
Die Thierwelt der Alpenseen und ihre Bedeutung  
für die Frage nach der Entstehung der Arten.
- Lothar Meier** in Tübingen.  
Ueber akademische Lernfreiheit.
- Ludwig Pietzsch** in Berlin.  
Reinhold Vegaß. Mit dem Porträt von Rein-  
hold Vegaß.
- Ferdinand von Saar** in Wien.  
Der General. Eine Novelle aus Oesterreich.
- Otto von Schorn** in Nürnberg.  
Das Grotteske und Komische in der Kunst und  
im Kunstgewerbe.
- Friedrich von Weech** in Karlsruhe.  
Göthes Lilli.
- Hermann Welscher** in Halle.  
Die persische Bierzeile und der deutsche Volksreim.
- Bibliographie.**

### Inhalt des elften Bandes.

October — November — December 1879.

Mit den Porträts von Ernst Dohm, F. von Doellinger und Adolf Menzel. Radirt von W. Krauskopf, Wilhelm Rohr und Paul Galm.

**Karl Braun-Wiesbaden** in Berlin.

Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

**Francois Coppée.**

Olivier. Novelle in Versen. Im Versmaße des Originals übersezt von Wolf Grafen Baudissin.

**F. Friedrich** in München.

Johann Joseph Ignaz von Doellinger. Mit dem Porträt von F. F. F. von Doellinger.

**H. Gane.**

Andrei Florea, der Curean. Aus dem Rumänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers übersezt von Witte Krennig-Barbeleben.

**F. Heinrich Geffken** in Straßburg i. E.

Das Problem des Völkerrechts.

**Wilhelm Geiger** in Erlangen.

Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen.

**Julius Gübner** in Dresden.

Tintoretto.

**Karl Koberstein** in Dresden.

Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte.

**Friedrich Albert Lange** in Berlin.

Ueber philosophische Bildung. (Schluß Februar 1880.)

**Paul Lindau** in Berlin.

Ernst Dohm und der „Kladderadatsch“. Mit dem Porträt von Ernst Dohm.

**Ludwig Freiherr v. Dumpteda** in Wiesbaden.

Woburn Abbey.

Die Trinkkrankheit in England.

**G. B. Oppenheim** in Berlin.

Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

**Friedrich Oetker** in Kassel.

Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen.

**Ludwig Pietsch** in Berlin.

Adolf Menzel. Mit dem Porträt von Adolf Menzel.

**Dr. Wilh. Theile** in Weimar.

Das Menschengeschlecht.

**Adolf Wilbrandt** in Wien.

Tod und Trost. Ein Cyclus.

**Bibliographie.**

### Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.

Mit den Porträts des Fürsten Bismarck, von Karl von Holtei und Franz von Dingelstedt. Radirt von Paul Galm und W. Krauskopf.

**F. Gyllenhardt** in Hamburg.

Der Ursprung der Romanischen Sprachen.

**Karl von Gebler.**

Die Jungfrau von Orleans.

**Ferdinand Hiller** in Köln.

In Wien vor 52 Jahren.

**Eduard von Hartmann** in Berlin.

Die Bedeutung des Leids.

**Wilhelm Jensen** in Freiburg i. B.

Jaira. Ein erzählendes Gedicht.

**H. Koffmann** in Heidelberg.

Die Bedeutung des Einzel Lebens in der Darwinistischen Weltanschauung.

**Max Kurnit** in Breslau.

Karl von Holtei. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Karl von Holtei's.

**Isolde Kurz** in Florenz.

Haschisch. Aus dem Tagebuch eines Philosophen.

**Friedrich Albert Lange.**

Ueber philosophische Bildung (Schluß [siehe November 1879]).

**Paul Lindau** in Berlin.

Persönliche Begegnungen. Elise.

**Wenenius der Jüngere.**

Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Mit dem Porträt des Fürsten Bismarck.

**G. B. Oppenheim** in Berlin.

Aus den Mysterien der altfranzösischen Diplomatie.

**John Paulsen** in Norwegen.

Ein römisches Abenteuer. Novelle.

**Heinrich Nagel** in München.

Sahara und Sudan.

**Oskar von Hedwig** in Meran.

Ein Brautfranz in Sonetten.

**Sigmund Schleginger** in Wien.

Der Theatermann Dingelstedt. Mit dem Porträt Franz von Dingelstedt's.

**August Silberstein** in Wien.

Der Laden des Naz.

**Karl Vogt** in Genf.

Zur Physiologie der Schrift.

**B. Volz** in Potsdam.

Fürst Kaunitz.

\* \* \*

Das Deutschtum in den russischen Ostseeprovinzen.

**Bibliographie.**

# Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd“.

Band 13. — Juni 1880. — Heft 39.

**Inserationspreis**  
für die zweigespaltene Nonparcillezeile oder deren Raum 50 Pfa. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.

## Hôtel Schaumburg OSNABRÜCK.

in der innern Stadt und in der Nähe der Bahnhöfe. Altbekanntes vor-  
treffliches Hôtel I. Ranges. Vorzügliche Küche, gute Weine und aufmerksame  
Bedienung bei mässigen Preisen. [309]

Besitzer: George Schaumburg.

**Neu! Neu!**  
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Das Frauenleben der ERDE.

GESCHILBERT  
von  
A. von SCHWEIGER-LERCHENFELD.

Mit 200 Illustrationen.  
In 20 Lieferungen  
à 30 Kr. ö W. = 60 Pf.

A. HARTLEBEN'S VERLAG.  
WIEN.

Station  
Wabern  
b. Cassel.

## BAD WILDUNGEN.

Saison  
v. 1. Mai  
b. 10. Oct.

Gegen Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie u. sind seit Jahrhunderten als spezifische Mittel bekannt: Georg-Victor-Quelle und Selenen-Quelle. Anfragen über das Bad, Bestellungen von Wohnungen im Badelogirhause und Europäischen Hofe u. erledigt: [315]  
Die Inspection der Wildunger Mineralq.-Actiengesellschaft.